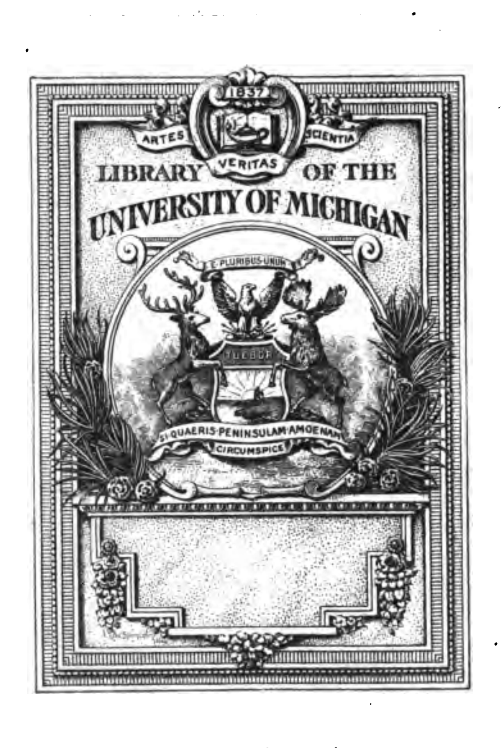

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

SMITH UND TURGOT.

EIN BEITRAG

ZUR

GESCHICHTE UND THEORIE DER NATIONALÖKONOMIE

VON

SIEGMUND FEILBOGEN

Dr. JUR. ET PHIL.



WIEN 1892.

ALFRED HÖLDER

K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER

I. ROTHENTHURMSTRASSE 15.

Vorwort.

Die Frage nach dem Eigenthümlichen und Werthvollen an Smith's „Wealth of Nations"*) oder das Smith-Problem ist für die Beurtheilung fast jeder literarischen Erscheinung und für die Auffassung der gesammten Literaturentwicklung auf dem Gebiete der Wirthschaftswissenschaften von geradezu grundlegender Bedeutung. Aber auch für die meisten Grundprobleme der ökonomischen Methodologie, der theoretischen und der praktischen Nationalökonomie bildet die gerechte und gründliche Würdigung des tiefdurchdachten Hauptwerkes der Nationalökonomie einen trefflichen Ausgangspunkt. So erscheint das Problem, zu dessen Klärung ich durch die vorliegende Vergleichung Smith's mit seinem fortgeschrittensten Vorgänger beizutragen bemüht bin, gleichsam als ein Brückenkopf, der den Zugang zu den wichtigsten Fragen der politischen Oekonomie beherrscht. Kein Geringerer als Adolf Wagner hat in den Vorreden zu den früheren Auflagen seiner „Grundlegung" seine Stellungnahme zum Smithianismus als historischen Ausgangspunkt seiner Forschung und beherrschendes Motiv seines Unternehmens einer „neuen Grundlegung" dargestellt; in der neuesten Bearbeitung der letzteren, welche mir erst nach fast vollendeter Drucklegung dieses Buches zugekommen ist, bildet das Smith-Problem den § 1 der gesammten politischen Oekonomie. *Sapienti sat!*

---

*) Den Citaten in diesem Buche wurde für Smith die MacCulloch'sche Ausgabe von Ward, Lock & Comp. (London), für Turgot die bekannte Ausgabe von E. Daire in der „Collection des principaux économistes" zugrunde gelegt. Bezüglich der Bibliographie vgl. Cossa, „Introduzione allo studio dell'Economia Politica", 1892, S. 286 und 308.

Auch seinem Inhalte nach trifft Wagner's § 1 vielfach mit meinen Grundanschauungen zusammen, und zwar im Gegensatze zu den augenblicklich vorherrschenden Tendenzen der Specialforschung.

Bei aller wohlverdienten Anerkennung der geistreichen und gelehrten Arbeiten Hasbach's, welcher auch in der üblichen Herabsetzung Smith's besonnen Mass hält, kann der berühmte Nationalökonom die Bemerkung nicht unterdrücken, dass Professor Hasbach das Verdienst Smith's um die „angemessene Form" der Doctrin nicht genug hervorgehoben habe. (Wagner, „Grundlagen der Volkswirthschaft", S. 8, Note 3.) Vielleicht ist es der vorliegenden Arbeit vergönnt, in ihrem vierten Abschnitte („Smith's formale Ueberlegenheit"), namentlich in dem Capitel über „Die Form in der Wissenschaft" (S. 90 ff.), sowie in dem früheren Capitel über „Scheinwissenschaft und echte Wissenschaft" (S. 58 ff.) diesem Desideratum gerecht zu werden.

Mit dem wissenschaftlichen Takte des bedeutenden Denkers hält Wagner an Roscher's „schönem und gerechtem" Ausspruche fest, dass Smith's Ruhm durch solche Nachweise (nämlich betreffs gleichgesinnter Vorgänger) nicht verkleinert werde; er schliesst ferner aus Smith's „unendlich viel grösserem Erfolge", dass der berühmte Schotte mindestens „ein grösserer Nationalökonom", wenn auch vielleicht kein „grösserer Geist und tieferer Denker" gewesen sein müsse als ein Steuart, ein Hume, ein Turgot, ein Justi und andere Vorgänger, „auf deren Schultern er stand". Dass der Nachweis solcher Vorgänger den Ruhm eines Denkers nicht verkleinert, wird vielleicht durch § 5 und § 7 dieses Buches klarer werden, als dies in der knappen Darstellung eines umfassenden Lehrbuches möglich war. Warum Adam Smith — wenn auch Turgot vielleicht ein noch grösserer (umfassenderer) Geist und ein (philosophisch) tieferer Denker gewesen sein mag — gerade als Nationalökonom unvergleichlich grösser gewesen sei, glaube ich in meinen Ausführungen über Turgot's Eigenart (S. 67—81) und über seine Unfähigkeit zur Beseitigung der Scheinwissenschaft (S. 82—87) im Gegensatze zu „Smith's formaler und materialer Ueberlegenheit" (namentlich S. 108—112, 114—116 und 165 ff.) gründlicher analysirt zu haben, als dies bisher geschehen ist. Auch bezüglich des wichtigsten Grundes von Smith's formaler Ueberlegenheit, den ich in seiner Sorgfalt und Vielseitigkeit in Anwendung der ver-

schiedensten Methoden und Berücksichtigung der verschiedensten Vorgänger erblicke, dürften meine Ergebnisse mit Wagner's Standpunkt harmoniren. (Vergl. z. B. die Schlusssätze des § 46, S. 108, dieses Buches und Wagner a. a. O., S. 17 und passim über Smith's Verbindung von Induction und Deduction.)

Eine *crux interpretum* bildet auch gewöhnlich die Frage, ob der „Wealth of Nations“ ein „neues System“ gewesen sei. Wagner verneint dies, erblickt in der Theorie Smith's nur eine zweite, höhere Phase des physiokratischen Individualismus, gibt aber schon zu Anfang des Paragraphen zu, dass Smith „für fast ein Jahrhundert den Grund gelegt habe“. Ich folge den Spuren Karl Menger's, indem ich im Anschlusse an die Publication dieses berühmten Forschers „über die Socialtheorien der classischen Nationalökonomie und die moderne Wirthschaftspolitik*)“ die Identification des Smithianismus mit dem Individualismus verwerfe, so dass nach der in diesem Buche vertretenen Auffassung der Individualismus bei Smith allerdings nur eine Fortbildung — und zwar eine mässigende Fortbildung — des physiokratischen Individualismus ist, aber keineswegs jenen Kern von Smith's Hauptwerk bildet, der für Werth und Selbständigkeit desselben massgebend ist. Dieser Kern liegt vielmehr in der Arbeit als Princip der politischen Oekonomie, also darin, dass die Arbeit bei Smith unablässig als die massgebende Ursache der Gütererzeugung, als der werthbestimmende Regulator des Umsatzes und als der gerechteste Vertheilungsgrund hervorgehoben wird. Das Princip der Arbeit wird freilich gelegentlich als Kern des „Wealth of Nation“ von denselben Schriftstellern anerkannt, welche an anderen Stellen Smith als unselbständigen Kopf behandeln, weil — sein Individualismus physiokratischen Ursprunges ist. Wenn Andere auch das Arbeitsprincip auf Smith's Vorgänger zurückführen, so hoffe ich, durch meine Darlegungen über den Unterschied zwischen einem vereinzelten Theorem und dem Princip einer Synthese (§ 30a und passim) zur Beseitigung dieser Unklarheit mitzuwirken. Ferner habe ich mich bestrebt, zur Würdigung der Schriftsteller in einem wahrhaft historischen Geiste durch meine Erörterungen über die Methode der Vergleichung mit dem contingenten Vorgänger (S. 33 ff.) und dadurch beizutragen, dass ich einen Smith nicht einfach auf Grund seines Arbeitsprincips den Physiokraten vorgezogen habe, sondern auf

---

*) „Neue Freie Presse“ vom 6. und 8. Jänner 1891 (Nr. 9470 und 9472).

Grund objectiver Kriterien — nicht subjectiven Fürbesserhaltens — die Ueberlegenheit dieses Princips darzuthun versuchte. Mein Nachweis, dass in Smith's Motivirung seiner Abweichungen von der individuellen Freiheit nicht weniger als neun Motive einer socialpolitischen Intervention des Staates als berechtigt anerkannt werden, welche selbst heute noch für eine zeitgemässe Socialpolitik ausreichen dürften, beruht vornehmlich auf den citirten Artikeln Karl Menger's. Ich habe mich besonders bemüht, eine vollständige Uebersicht der Entscheidungsgründe zu gewinnen, welche Smith zu Abweichungen vom *laisser aller* bewogen haben, weil ich glaube, dass in den Wissenschaften von den rasch wandelbaren Verhältnissen der Menschen die Entscheidungsgründe eines Denkers aus vergangenen Jahrhunderten oft anwendbarer, daher wichtiger sind als die rasch veraltenden Entscheidungen. Durch Blosslegung von Smith's Entscheidungsgründen ist es möglich, die nur für seine Zeit berechneten Entscheidungen der einzelnen Streitfragen von den wesentlichen und dauernden Bestandtheilen seines Systems zu unterscheiden. Dadurch kann der Verjüngung des Smithianismus vorgearbeitet werden, welcher wir entgegenzugehen scheinen.

Einen ähnlichen Standpunkt, wie jetzt bezüglich Turgot's, habe ich bereits in früheren Jahren in der Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft bezüglich Steuart's (1889, S. 218 bis 260) und bezüglich Hume's (1890, S. 695—716) begründet.

Wien, Ende October 1892.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniss.

Erster Abschnitt.

Problem und Methode dieser Untersuchung.

I. Capitel.

Orientirende Analyse des Gegenstandes.

II. Capitel.

Einschränkung der Untersuchung.

III. Capitel.

Ideale Tragweite des Untersuchungsgegenstandes.

IV. Capitel.

Methode der Untersuchung.

Zweiter Abschnitt.

Der „Smithianismus“ bei Turgot.

I. Capitel.

Aehnlichkeit der Werke von Smith und Turgot.

II. Capitel.

Der theoretische „Smithianismus“ bei Turgot.

III. Capitel.

Der praktische „Smithianismus“ bei Turgot.

Dritter Abschnitt.

Die Scheinwissenschaft bei Turgot.

I. Capitel.

Scheinwissenschaft und echte Wissenschaft.

II. Capitel.

Turgot's Eigenart.

III. Capitel.

Turgot's Unfähigkeit zur Beseitigung der Scheinwissenschaft.

Vierter Abschnitt.

Smith's formale Ueberlegenheit.

I. Capitel.

Die Form in der Wissenschaft.

II. Capitel.

Die Theorie der Arbeitstheilung als formales Muster.

Fünfter Abschnitt.

Smith's materiale Ueberlegenheit.

I. Capitel.

Aeussere Anzeichen.

II. Capitel.

Smith und die Physiokratie.

III. Capitel.

Das Wesen des theoretischen Smithianismus.

IV. Capitel.

Die sociale Politik des praktischen Smithianismus.

Erster Abschnitt.

Problem und Methode dieser Untersuchung.

I. Capitel.

Orientirende Analyse des Gegenstandes.

§ 1. Einleitung.

Vor jeder wissenschaftlichen Untersuchung bedarf es einer orientirenden Analyse des Gegenstandes. Es muss möglichst scharf hervorgehoben werden, was an dem Untersuchungsgegenstande bisher zweifelhaft geblieben sei, und womöglich auch, warum diese Zweifel selbst für verständige Denker bestehen konnten. Dabei wird es sich nicht selten herausstellen, dass der Untersuchungsgegenstand nur theilweise zu den wissenschaftlichen Problemen gehört, theilweise aber auch zu den blossen Meinungsfragen, d. i. zu den unzähligen Fragen, deren wissenschaftlich zuverlässige Entscheidung entweder nicht möglich ist oder nicht der Mühe lohnt, so dass über sie nur subjective Meinungen bestehen können, nicht aber objectiv denknothwendige, d. i. wissenschaftliche Urtheile. An die orientirende Analyse des Untersuchungsgegenstandes wird sich in diesem Falle die Einschränkung der Untersuchung auf die wissenschaftlich werthvollen Bestandtheile des Gegenstandes anschliessen, wobei noch vorsichtshalber klarzulegen sein wird, dass die wissenschaftlich werthvollen Bestandtheile unabhängig von den unwissenschaftlichen untersucht werden können.

Ist das Erkenntnissziel auf diese Weise exact begrenzt worden, so mag es auch noch durch Darlegung seiner Tragweite gerechtfertigt werden. Auf diese Begrenzung und Rechtfertigung des Erkenntnisszieles folgt naturgemäss die Prüfung des einzuschlagenden

Erkenntnissweges, also die logische Untersuchung der Methode sowie ihrer etwaigen Fehlerquellen und Richtigkeitsproben.

Demgemäss zerfällt dieser Abschnitt in vier Capitel, in welchen die orientirende Analyse des Gegenstandes, die Einschränkung der Untersuchung, die Darstellung ihrer Tragweite und die Prüfung ihrer Methode versucht werden soll.

§ 2. Orientirung über den Gegenstand.

Den Gegenstand dieser Untersuchung bildet das Verhältniss zwischen Adam Smith und Anne Robert Jacques Turgot, Baron de l'Aulne, also das Verhältniss zwischen jenem schottischen Forscher, welcher ganze Menschenalter hindurch als Schöpfer der Nationalökonomie gefeiert wurde, und seinem nächst- und höchststehenden wissenschaftlichen Vorgänger, als dessen blosser Schüler und Popularisator Smith gegenwärtig mitunter hingestellt wird.

Ueber das Verhältniss dieser beiden hervorragenden Männer ist soviel sicher, dass sie einander persönlich nicht ganz ferne und sachlich überaus nahe standen. Ueber ihre Beziehungen findet sich gleichwohl in ihren eigenen wissenschaftlichen Werken nicht die leiseste Andeutung; was wir überhaupt darüber zu wissen glauben, beruht auf ziemlich unbestimmt gehaltenen Mittheilungen von zweifelhafter Verlässlichkeit. Sachlich stehen ihre Gedanken einander so nahe, dass annähernd Alles, was als „Smithianismus“ bekämpft zu werden pflegt, schon bei Turgot zu finden ist, wie sich im Laufe dieser Untersuchung ergeben wird.

Diese Thatsache stellt die Wissenschaft vor ein bisher ungelöstes Räthsel. Wenn Smith wirklich im Wesentlichen nicht über Turgot hinausgekommen sein sollte, wie hat es geschehen können, dass der weltentrückte Forscher von Kirkcaldy die ganze gebildete Welt mit sich fortriss, während der weltbekannte Sensationsminister Ludwig XVI. trotz unzweifelhaft überlegener Eleganz seiner Darstellung mit angeblich denselben Gedanken auf die Entwicklung der Wissenschaft keinen nennenswerthen Einfluss zu üben vermochte?

Das Räthsel so verschiedener Wirkungskraft bei inhaltlicher Identität der Meinungen oder selbst gelegentlicher Superiorität des einflusslos gebliebenen Denkers hat bisher keine befriedigende Erklärung gefunden. Auch H. v. Scheel, der Verfasser der einflussreichsten deutschen Abhandlung über Turgot, ist von einer aus-

reichenden Erklärung dieser auffälligen Erscheinung, ja selbst von einem ernstlichen Erklärungsversuche weit entfernt. Seine Behauptung, es sei ein blosser Zufall, und zwar ein unglücklicher Zufall, dass sich die Nationalökonomie von Smith's „Untersuchung“ und nicht von Turgot's Werken aus entwickelt hat, bedeutet wohl eher einen Verzicht auf jede Erklärung als einen wissenschaftlichen Erklärungsversuch. Ein derartiger Zufall könnte angenommen werden, wenn die Sachlage die entgegengesetzte gewesen wäre. Dieselben Ideen hätten zufälligerweise, von dem Einsiedler von Kirkcaldy wirkungslos ausgesprochen, dennoch viele Jahre später durch den Einfluss des auffälligsten Ministers des damaligen Frankreich die Reise um die Welt antreten können.

Dass aber dieselben Ideen bei einem Turgot neun Jahre lang und noch länger unbemerkt geblieben sind und bei Smith sofort durchschlagend gewirkt haben, muss wohl tiefliegende Ursachen haben. Sonst würde nicht mehr ein blosser Zufall, sondern geradezu ein Wunder vorliegen.

Von dieser Empfindung ist wohl auch der Nestor der deutschen Literarhistoriker geleitet worden, als er seine Meinung dahin abgab, „Smith werde wohl von den Physiokraten nicht mehr gelernt haben, als ein bedeutender Mann von seinen Vorgängern zu lernen pflegt“. Diese Meinung wird vermuthlich auch heute noch von den unbefangensten und bedeutendsten Fachmännern getheilt. Aber kann eine unbestimmt formulirte und unbewiesene Meinung der gründlichen Untersuchung überheben? Wie viel „ein bedeutender Mann von seinen Vorgängern zu lernen pflegt“, das eben ist's, was wir nicht wissen und u. A. aus dem Falle Smith-Turgot erfahren möchten; und wenn man in Turgot allein schon den ganzen „Smithianismus“ nachweisen kann, so scheint eben wenigstens ein „bedeutender Mann“ von seinen Vorgängern Alles gelernt zu haben.

Die Ursache, wegen deren auch verständige Denker in dieser Frage über den Zweifel nicht hinausgekommen sind, liegt offenbar in der Schwierigkeit und anscheinenden Unwichtigkeit des Themas. Inmitten endlosen Streites über die Grundfragen und wichtigsten Anwendungen der Wissenschaft drängen sich dem Nachdenken bedeutender Fachmänner wichtigere Fragen auf als das vielleicht unlösbare Problem, genau festzustellen, ob und was Smith von Turgot oder Turgot von Smith gelernt haben kann, zumal das

1*

Interesse für beide Denker von Tag zu Tag abzunehmen scheint. „Was ist uns Hekuba? Was bedeutet der „naive Optimist“ Smith oder gar der „verbohrte Ideologe“ Turgot für unser Zeitalter, von dessen Maschinenlärm, Weltverkehr und Socialpolitik beide Schriftsteller noch keine Ahnung gehabt haben können?“ So mögen wohl viele unserer Zeitgenossen denken.

Aber obgleich das persönliche Interesse für Smith und seine Vorgänger durch die Sorgen der Gegenwart geschwächt werden mag, so birgt ihr Verhältniss doch auch Elemente in sich, welche von dauerndem und selbst actuellem Interesse sind. Nur eines davon sei schon bei dieser vorläufigen Kennzeichnung hervorgehoben, vorbehaltlich ausführlicher Erörterung. Wie in der Politik und Philosophie, so scheint auch in der Nationalökonomie die periodische Wiederkehr des Zweifels an den traditionnellen Theorien ein Grundsatz der Entwicklung zu sein. Tradition und Häresie entwickeln sich zu „Wissenschaften“, die sich gegenseitig negiren, und von denen deshalb mindestens die eine nur den äusseren Schein der Wissenschaft haben kann. Meist aber werden beide nur Scheinwissenschaften sein, da die echte Wissenschaft jede blosse Scheinwissenschaft in der Regel bald verdrängen muss. Smith hat es verstanden, an die Stelle der Scheinwissenschaften seiner Zeit eine echte Wissenschaft zu setzen. Damals war die Tradition durch den Mercantilismus (Commercialismus), die Häresie durch die Physiokratie vertreten; heute heisst die Tradition „orthodoxe Nationalökonomie“, und die Häresie „Socialismus“, „Protectionismus“, „Bimetallismus“ etc. Die entgegenstehenden Meinungen sind andere geworden; das wissenschaftliche Bedürfniss ist dasselbe geblieben. Nach wie vor handelt es sich um den Ersatz unvereinbarer und sich gleich unfehlbar dünkender Scheinwissenschaften durch unzweifelhafte echte Wissenschaft. Wieso Smith dieses wissenschaftliche Bedürfniss befriedigen konnte und Turgot dazu unfähig war, ist daher eine Frage von dauerndem Interesse für die Wissenschaft und sogar von actuellem Interesse für ihre augenblickliche Entwicklungsphase.

Das Verhältniss von Smith und Turgot umschliesst somit sowohl Fragen von täglich schwindendem Interesse als auch solche von dauernder und selbst actueller Bedeutung für die höchsten Aufgaben der Wissenschaft. Um diese verschiedenen Elemente genau zu sondern, müssen wir die Factoren feststellen, von welchen das wissenschaftliche Interesse einer Untersuchung überhaupt abhängt.

§ 3. Die Erfordernisse eines wissenschaftlichen Problems.

Nicht jede Frage, über welche Bücher geschrieben werden, ist in Wirklichkeit ein wissenschaftliches Problem. Gerade die Wissenschaftsgeschichte ist in beständiger Gefahr, an dieser Klippe zu scheitern und mit grossem Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn Personalfragen zu behandeln, deren wissenschaftlicher Werth mit den gelehrten Discussionen über das Verhältniss Goethe's zu Frau von Stein auf derselben Stufe steht. Klatsch bleibt Klatsch, auch wenn er „wissenschaftlich“ betrieben wird. Soll sich die Wissenschaftsgeschichte nicht in unwissenschaftliche Geschichtchen auflösen, so muss sie die beiden Anforderungen streng im Auge behalten, welche an jedes wissenschaftliche Problem gestellt werden müssen.

Das wissenschaftliche Interesse einer Untersuchung steigt und fällt mit der Anwendbarkeit ihrer Ergebnisse; es hängt daher von der Zuverlässigkeit und Tragweite derselben ab. Diese beiden Factoren des wissenschaftlichen Werthes führen zu den beiden Anforderungen an ein wissenschaftliches Problem. Es muss mit zuverlässigen Beweisen erforschbar und zur Begründung anderer wissenschaftlicher Urtheile verwendbar sein.

§ 4. Analyse des Untersuchungsgegenstandes.

Die Analyse des Gegenstandes wird die Aufgabe haben, diejenigen Theile desselben genau zu bezeichnen, welche den Verdacht erregen, dass sie wegen Mangels zuverlässiger Erforschbarkeit oder wissenschaftlicher Tragweite nicht als wissenschaftliche Probleme gelten können.

Die Beziehungen zwischen Smith und Turgot, wie überhaupt zwischen zwei Denkern, bieten dem Nachdenken eine persönliche und eine sachliche Seite. Man kann nämlich einerseits über die persönliche Beeinflussung, welche durch den mündlichen oder brieflichen Gedankenaustausch zwischen beiden Denkern stattgefunden haben mag, nähere Aufklärungen suchen. Man kann aber auch andererseits statt der persönlichen Beziehungen zwischen den Denkern die sachlichen Beziehungen zwischen ihren Werken untersuchen.

Zunächst kann man die Uebereinstimmung oder Verschiedenheit derselben prüfen, wozu freilich das blosse Excerpiren ähnlich

oder entgegengesetzt lautender Sätze ohne Rücksicht auf die beabsichtigte Bedeutung und erzielte Ueberzeugungskraft derselben nicht genügen wird. Man kann ferner die Verschiedenheiten der Werke als Ursachen ihres verschiedenen wissenschaftlichen Werthes würdigen, wozu vor Allem eine klare Vorstellung von der Tragweite derselben für den Fortschritt der Wissenschaft erfordert wird. Man kann auch versuchen, aus diesen Verschiedenheiten die Eigenart der Schriftsteller und aus ihren gemeinsamen Elementen die Eigenart ihrer Zeit zu erkennen, ohne freilich aus den Augen zu verlieren, dass bedeutende Männer gewöhnlich nur dasjenige veröffentlichen, worin ihre Zeitgenossen die individuelle Eigenart des Autors und seinen Fortschritt über die Zeit hinaus erkennen sollen; deshalb sind die nachdrücklich hervorgehobenen Sätze eines bedeutenden Schriftstellers selten aus dem Gemeingut seiner Zeit entlehnt, sondern sie erscheinen meist nur den späteren Geschlechtern als Entlehnungen aus dem Zeitgeist oder geistigen Gemeingut eines bestimmten Zeitalters; in Wirklichkeit sind sie in der Regel *gerade umgekehrt aus wenigen bedeutenden Werken ins Gemeingut ihrer Zeit übergegangen.* Die bedeutenden Männer sind die Erreger des Zeitgeistes, nicht umgekehrt, da ein ungewöhnliches Talent zwar hinreissende Ideen, aber die hinreissendste Idee kein ungewöhnliches Talent erzeugen kann.

Die persönliche und die sachliche Seite des Verhältnisses zwischen zwei Denkern wird eine sehr verschiedene Anziehungskraft für das menschliche Denken haben, je nachdem dieses von naiver Neugierde oder von bewusstem Nachdenken über den Werth des Erkenntnisszieles geleitet wird.

Das naive Denken richtet sich am liebsten auf die Erlebnisse von Persönlichkeiten, welche unser Mitgefühl erregen. Wo es sich mit Büchern beschäftigt, wird es weniger an dem Wesentlichen als an dem Ueberraschenden haften bleiben. Es hat einen natürlichen Reiz, überraschend gelungene Gelegenheitsäusserungen hervorzusuchen, aus denen hervorgehen soll, dass ihr Urheber schon in irgend einer unglaublich frühen Epoche einen grossen Gedanken ausgesprochen habe, der bisher als das weltgeschichtliche Verdienst eines viel späteren Denkers gegolten hat, und dass der letztere, der viel gefeierte „Entdecker“, nur ein Nachfolger oder gar Plagiator jenes verkannten Vorläufers gewesen sei. Dagegen ist es für das naive Denken wenig verlockend, auf alle pikanten Personalfragen

und Enthüllungen zu verzichten, und selbst dort, wo der kleinere Geist den grösseren errathen oder gar geführt zu haben scheint, sich möglichst angestrengt in die wahre Tragweite gleichlautender Aeusserungen hineinzudenken, um auch für derartige Fälle nachzuweisen, dass der als minder bedeutend anerkannte Denker hinter dem als epochal anerkannten Forscher wesentlich zurückgeblieben ist, was scheinbar alle Welt ohnehin weiss.

Die wahrhaft wissenschaftliche Forschung aber, welche nicht jeder lockenden Frage nachgeht, sondern ihre Anstrengungen nach der Aussicht auf werthvolle Ergebnisse regulirt, sollte sich in erster Linie der sachlichen Vergleichung zuwenden, für welche wir nicht auf zufällig erhaltene, mehr oder minder ungenaue und parteiische Mittheilungen angewiesen sind, sondern in den beiderseitigen Werken eine solide Forschungsbasis und in der empirischen Feststellung der wahren Ursachen wissenschaftlicher Ueberlegenheit ein würdiges Forschungsziel haben. Dem genaueren Nachweise dieses wissenschaftlichen Werthverhältnisses sind die beiden nächsten Capitel gewidmet, in deren erstem die Unverlässlichkeit und Entbehrlichkeit der Forschungen über die persönliche Beeinflussung eines Denkers durch einen anderen mit besonderer Rücksicht auf den Fall Smith-Turgot dargethan werden soll, während in dem folgenden Capitel die Tragweite der sachlichen Vergleichung ihrer Werke ausführlich erörtert werden wird.

II. Capitel.

Einschränkung der Untersuchung.

§ 5. Der wissenschaftliche Werth der Prioritätsforschung.

Die Untersuchung der Frage, welcher von zwei Denkern den anderen beeinflusst habe, mag einem Bedürfniss der Neugierde, der Pietät oder der Impietät entsprechen. Ihr wissenschaftlicher Werth ist ein überaus geringer. Eine einzelne derartige Frage ermangelt immer der allgemeinen Tragweite und in der Regel der zuverlässigen Erforschbarkeit. Die ganze Forschungsrichtung aber hat sogar eine Art negativer Tragweite für die Erforschung der Wahrheit, da sie ihrer Natur nach geeignet ist, gewissen falschen Annahmen über das Werden der Wissenschaft durch oberflächliche Beobachtung scheinbarer Causalzusammenhänge einen Schein von Wahrheit zu verleihen.

Zunächst ist die allgemeine Tragweite jeder einzelnen derartigen Untersuchung eine recht dürftige. Welche Folgerung von allgemeinem Werthe liesse sich selbst an eine zuverlässige Entscheidung der Frage knüpfen, ob ein uns sehr mangelhaft bekanntes Individuum A ein wissenschaftliches Theorem „aus sich selbst“ geschöpft hat oder nicht? Die Tragweite aber wird geradezu eine negative, d. h. die Untersuchung führt zu Irrthümern, wenn sie über die nächsten Vorgänger hinausgeführt wird, da sie bei fortgesetztem Regress aus dem Dämmerlichte annehmbarer Vermuthungen immer tiefer in das Dunkel gewagter Hypothesen hineingerathen muss. Was ist damit gewonnen, wenn eine bestimmte Lehre von A auf B, von B auf C und endlich auf einen soeben entdeckten „grossen Denker“ X zurückgeführt wird? Schliesslich stehen wir vor der Frage: Woher hatte X seine Idee, und warum that sie bei ihm keine Wirkung? Die Annahme, dass die Idee dem X eingefallen sein könnte, und dass er nur nicht fähig oder geduldig genug gewesen wäre, um sie überzeugend darzustellen, würde völlig gegen den Geist der an Aeusserlichkeiten haftenden Prioritätsforschung verstossen. Wenn man ohneweiters glauben wollte, dass es Menschen gibt, denen etwas einfällt, auch ohne dass sie es bei einem Vorgänger gelesen haben, so würde es viel einfacher sein, anzunehmen, dass die in Frage stehende Idee dem A, der sie wirkungskräftig dargestellt hat, auch ohne den Beistand der minder überzeugungskräftigen Vorgänger B, C . . . X eingefallen sein dürfte. Auf diesem Wege könnte man sogar zu der Annahme gelangen, dass ein überlegener Kopf annähernd sein ganzes Werk auch ohne seine Vorgänger zuwege gebracht hätte. Dies scheint aller geschichtlichen Erfahrung zu widerstreiten, da noch kein Denker ohne Vorläufer existirt hat. Es können vielmehr die Bausteine zu jedem Gedankengebäude bei zahlreichen älteren Schriftstellern nachgewiesen werden; daraus scheint hervorzugehen, dass ein grosser Denker nur auszusprechen pflegt, was schon vor ihm „in der Luft gelegen“ war. Jeder Mensch erscheint dem oberflächlichen Beobachter auf diese Weise als ein Kind seiner Zeit. Und doch konnte ein Goethe denken, dass „bedeutende Männer durch — eine Schwachheit mit ihrem Jahrhundert zusammenzuhängen pflegen“. Wir wissen dies freilich besser. Jeder von uns glaubt zu wissen, dass grosse Denker gerade ihr Bestes ihrer Zeit verdanken.

Früher oder später pflegt daher als deus ex machina der pseudo-evolutionistischen Geschichte des Denkens der „Zeitgeist“

oder der „Volksgeist“ aufzutauchen, diese mystischen Väter aller „in der Luft“ oder „in der Race“ liegenden Ideen.

Woher X seine Idee hatte? Sehr einfach! Sie lag im „Geiste seines Jahrhunderts“, „in der Luft“. Er war z. B. ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts; damit ist entschieden, welche Ideen er haben musste, denn bekanntlich gab es im achtzehnten Jahrhundert nur Gesinnungsgenossen von Voltaire und Rousseau, ihre Gesinnungen sind der Geist des achtzehnten Jahrhunderts, und diese Gesinnungen haben offenbar den Geist eines Voltaire und Rousseau erzeugt, beileibe nicht umgekehrt! Oder die Idee des X lag in seinem „Volksgeist“, in seiner „Race“, in seinem „Blute“. War er doch z. B. ein Schotte, und „der Schotte“ ist ein geborener Nationalökonom, wie sich dies an nicht weniger als sechs unter unzähligen Schotten gezeigt hat. Warum fiel die Idee des X zu seiner Zeit keinem anderen Schriftsteller ein? Der Laie könnte glauben, die Anderen hätten vermuthlich zu wenig darüber nachgedacht, oder X wäre eben gescheiter gewesen. Wie oberflächlich! Der tiefsinnigere Betrachter erkennt in X ein „echtes Kind“ seiner Zeit und seines Volkes. X fühlte, „was in der Luft“ lag, die Anderen merkten noch nichts davon. Warum hat aber seine Idee dennoch keine Wirkung gethan? Weil „seine Zeit“ noch nicht reif dafür war.

Die Ideen entwickeln sich nämlich nach dieser pseudoevolutionistischen Auffassung nicht im Kopfe desjenigen Individuums, welches eine für diesen Gegenstand besonders günstige Begabung mitbringt und überdies mit Anspannung aller seiner Kräfte, vielen Lebensfreuden entsagend, nach Wahrheit ringt; sie entspringen nicht aus der Arbeit desjenigen, der mit Verzicht auf wohlfeile Scheinerfolge, mit einem Leben des Zweifels, der Sorge und vielleicht der Noth, mit seinem Herzblut und mit seiner Lebenskraft seine Ueberlegenheit über seine Zeitgenossen erkauft und dann diesen ein Licht aufsteckt, während ohne ihn die „Zeit“ rath- und hilflos jedem zuversichtlichen Schwindler und Schwätzer auf den Leim zu gehen pflegt. Die Ideen liegen vielmehr nach dieser Auffassung „in der Zeit“, „in der Luft“, „im Jahrhundert“, „in der Volksseele“, wie ja auch für die Verbrechen bekanntlich nicht der Verbrecher, sondern „die Gesellschaft“, „das Milieu“, „die Vererbung“ in erster Linie verantwortlich ist, sowie ferner an dem Unternehmungsgewinn der Unternehmer selbst völlig unschuldig ist, indem vielmehr „das Capital“, getreu dem ihm von Karl Marx vor-

gezeichneten Gesetze, schon von selbst aus „G" (Geld) „W" (Waare) und aus „W" mehr „G" macht etc. etc.

Vielleicht hat sich unsere, mit jedem Vorurtheil gerne liebäugelnde Zeit in kein anderes Vorurtheil so eifrig hineingeredet wie in diese Ueberschätzung des Einflusses der „Gesellschaft" und die damit zusammenhängende Unterschätzung des Individuums, dessen Eigenart ja doch in Wahrheit die Hauptursache seiner Erfolge oder Misserfolge, seines Ruhmes und seiner Schuld ist. Diese ganze Richtung unserer Zeit führt aber vielleicht auf keinem Gebiete zu so irreführenden Ergebnissen wie in der Wissenschaftsgeschichte. Die entscheidenden Fortschritte des menschlichen Denkens sind nun einmal das Werk der epochalen Denker, d. h. der unvertretbaren Individuen und nicht ihrer mittelmässigen Vorläufer, dieser Repräsentanten der vertretbar begabten „Gesellschafts"-Mitglieder, also der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungsstufe. Eine wahrheitsgemässe Darstellung der thatsächlichen Entwicklung der Wissenschaft muss sich daher in erster Linie mit der möglichst verständnissvollen, historischen Würdigung der Hauptwerke befassen und die Darstellung der einflusslosen Vorläufer an die Bibliographie abgeben. Die historische Würdigung der Hauptwerke aber besteht in der möglichst genauen Feststellung der Tragweite des durch sie bewirkten Fortschritts und der in ihnen liegenden Ursachen dieses Fortschritts. Dazu gehört ein so feinfühliges Verständniss für jede geistige Individualität und jeden wissenschaftlichen Standpunkt, dass auch der begabte und geübte Literaturhistoriker und Nationalökonom mit dem intensiven Studium der Hauptwerke und der wissenschaftlichen Lehren, in welche sie eingreifen, reichlich zu thun haben wird. Sobald aber die Aufmerksamkeit des Historikers von den einflussreichen Werken, für deren historische Würdigung bisher nicht einmal die Methode klargestellt wurde, auf die überraschenden Vorläufer abgelenkt wird, so verliert die Geschichtschreibung über der vielgepriesenen „Andacht zum Unbedeutenden" (Grimm) die Andacht zum Bedeutenden. An die Stelle des ehrerbietigen Studiums der epochalen Denker treten die voreingenommenen, oberflächlichen Kritiken nebst lebens- und seelenlosen Notizen über ihre und ihrer Vorläufer Namen, Titel, Geburts- und Todesjahr, Anstellungs- und Publicationsdaten etc. etc. Bei folgerichtiger Ausbildung schreitet diese auf die Aufhellung der Ideenpriorität gerichtete Forschung von Gewinn zu Gewinn, dem glor-

reichen Resultate entgegen, dass der durch einige Buchstaben und Ziffern gekennzeichnete A seine Grundideen nicht aus sich selbst geschöpft, sondern dem ebenso seelenlosen Schatten B, C, D ... X entlehnt habe, alle zusammen aber ihre Ideen dem Zeitgeiste verdanken, d. h. allen zusammen.

Da die Prioritätsforschung bei consequenter Fortsetzung in Sophismen ausläuft, so ist es klar, dass schon in jedem einzelnen Falle ihre Methode eine unzuverlässige, mit der Gefahr sophistischer Schlüsse behaftete sein muss. In der That ist nicht nur die Tragweite jeder Einzelforschung über die zwischen zwei Schriftstellern etwa stattgefundene Beeinflussung eine überaus dürftige, sondern auch ihre Zuverlässigkeit muss der Natur der Sache nach sehr zweifelhaft bleiben.

Diese Methode leidet nämlich an dem bedenklichsten Fehler menschlicher Unternehmungen: ihre Mittel stehen in einem auffallenden Missverhältniss zu ihren Aufgaben. Sie will Gedanken zu ihrem Ursprung zurück verfolgen. Dies ist eine psychologische Aufgabe. Die Mittel der Prioritätsforschung sind aber philologisch-historischer Natur, es sind die uns erhaltenen Aeusserungen dieser Gedanken oder Nachrichten über dieselben. Die Prioritätsforschung will also immer Denkprocesse des Individuums aus ihren äusseren Spuren feststellen, indem sie die Einwirkung des collectiven Denkens auf das Individuum studiert, statt die Einwirkung der individuellen Aeusserungen auf das collective Denken zu beobachten, worin die eigentliche Aufgabe der Wissenschaftsgeschichte besteht. Dadurch wird diese Wissenschaft von der Menge und Vertrauenswürdigkeit der uns erhaltenen Mittheilungen über Leben, Umgang und Lectüre der bedeutenden Denker abhängig, also vom Zufalle. Sie kann sich daher nur sehr ungleichmässig entwickeln, und zwar nicht selten am mangelhaftesten dort, wo sie uns am meisten interessiren würde. Je grösser nämlich ein Denker ist, desto weniger Aufmerksamkeit schenkt er selbst in der Regel seinen äusseren Erlebnissen, desto dürftiger werden wir daher durch ihn selbst informirt; zugleich aber wächst in Folge seines umfassenden Gedankenkreises die Wahrscheinlichkeit zufälligen Zusammentreffens mit den Aeusserungen früherer Autoren und die Schwierigkeit seiner eigenen Rückbesinnung auf das erste Auftauchen jedes einzelnen Gedankens sowie die Unverlässlichkeit der Nachrichten von Zeitgenossen, weil diese bald seine Verehrer, bald Verehrer seiner Rivalen, bald seine Gegner

sind. Gerade angesichts bedeutender Denker und entscheidender Gedanken pflegen die Prioritätsforschungen in ein Gezänke von Anhängern und Gegnern auszuarten, dessen Ergebniss für den unparteiischen und vorsichtigen Forscher zweifelhaft bleiben dürfte. Die zufällige Mangelhaftigkeit der Nachrichten verstärkt in diesem Falle nur die natürliche Unzuverlässigkeit einer Methode, welche die geheimnissvollsten Denkprocesse aus ihren Aeusserungen beurtheilen möchte, obgleich diese bei gleichem Wortlaut sehr verschiedenen Denkprocessen entsprechen können.

Bei den ungemein verwickelten inneren Denkprocessen, welche einer entscheidenden Umgestaltung eines ganzen Gedankenkreises vorausgehen müssen, hat nämlich eine bestimmte Aeusserung eine sehr verschiedene Bedeutung, je nachdem sie eine subjective Denkmöglichkeit, eine objectiv gesicherte Denkmöglichkeit, eine subjective Denknothwendigkeit oder eine objectiv gesicherte Denknothwendigkeit ausspricht. Ihr Wortlaut kann dabei völlig derselbe bleiben. Bei gleichlautenden Aeusserungen verschiedener Denker bleibt es also vorläufig zweifelhaft, ob sie demselben Reifestadium des Denkens entsprechen.

Auch in diesem günstigsten Falle wäre nur bewiesen, dass beide Individuen das Gleiche gedacht, aber nicht, dass sie von einander entlehnt haben. Welcher Forscher hat nicht schon seine geheimsten wissenschaftlichen Gedanken und selbst stilistische Ornamente seines Vortrages gelegentlich bei unabhängigen Schriftstellern wiedergefunden? Es ist ein plumpes *post hoc ergo propter hoc*, bei gleichlautenden Aeusserungen ohneweiters anzunehmen, dass der spätere Denker vom früheren „abgeschrieben“ habe. Selbst ein Geständniss durch den späteren Denker ist kein absolut zwingender Beweis. Wer hat nicht schon manche, ihm selbst scheinbar völlig neuen Gedanken anderer Schriftsteller in seinen alten Tagebüchern etc. als eigene längst vergessene Einfälle erkannt? Was der Schriftsteller selbst für entlehnt hält, kann somit ebensogut ein längst vergessener eigener Einfall sein, wie das, was er für originell hält, eine unbewusste Reminiscenz sein kann.

Wenn aber der Prioritätsforscher mit seinem mangelhaften Material wirklich den beiden Denkfehlern der Verwechslung gleichlautender Aeusserungen mit gleich gedachten Gedanken und des *post hoc ergo propter hoc* entgangen sein sollte, so harrt seiner eine noch gefährlichere Klippe. Nichts scheint sicherer als der

Schluss vom „Abschreiben“ der entscheidenden Gedanken auf die Unselbständigkeit des Abschreibers. In Wirklichkeit aber gehört zum richtigen Abschreiben aus einer theilweise falschen Vorlage oft mehr Selbständigkeit als zum Schreiben ohne Vorlage; oft liegt der entscheidende Grund für die Uebernahme eines fremden Gedankens in den äusseren Erfahrungen und inneren Meinungskämpfen vieler Jahre, während die Kenntnissnahme der älteren Aeusserung nur den allenfalls ersetzlichen letzten Anlass zum Innewerden der gleichen Gesinnungen geboten hat; oft auch geschieht die Uebernahme eines fremden Gedankens mit Formveränderungen, die vielleicht eine kraftvollere Individualität voraussetzen als die Erfindung des Gedankens selbst.

Wer ist weniger originell als ein Uebersetzer? Und doch — war Luther's Bibelübersetzung nicht originell? Hat uns nicht Goethe im Faust gezeigt, wie originell der Uebersetzer des „λόγος“ zu denken bemüssigt ist? Nehmen wir an, dass Bellamy seinen socialistischen Roman nach Schäffle's Quintessenz gearbeitet habe, war er dabei originell oder receptiv? Und Schäffle selbst, als er die zerstreuten Ideen des Socialismus nicht erfand, aber zu greifbarer Anschaulichkeit concentrirte, oder Lassalle, als er denselben Socialismus nicht erfand, nicht einmal für die Deutschen entdeckte, sondern nur mit den Flammenworten seiner Beredsamkeit vor dem begeisterungsfähigsten Publicum aufleuchten liess, war er originell oder receptiv? Und wenn nichts Originelles an ihm war, wieso hat er zustande gebracht, was Andere entweder nicht einmal versuchen oder doch nicht vollbringen konnten, nämlich die Verwandlung des Socialismus aus einem Traum in eine Macht? Vom Uebersetzer, der vielleicht einen Gedankenkeim erst in seinen besten Boden pflanzt, bis zu dem Techniker oder Staatsmann, der wissenschaftlichen Ideen völlig neue Wirkungen abgewinnt, geht eine ununterbrochene Kette von kleineren oder grösseren Formveränderungen bei Identität des Gedankeninhalts. Sind alle diese thatkräftigen Nährväter wissenschaftlicher Ideen nichts als unselbständige Abschreiberköpfe?

Copernicus soll zu dem Gedanken von der Kugelgestalt der Erde durch die Nachricht von einer ähnlichen Ansicht des Aristarchos von Samos angeregt worden sein. Vor ihm hatten Tausende von kenntnissreichen und scharfsinnigen Männern dieselbe Stelle gelesen, ohne die Ansicht zu recipiren. Was war in diesem Falle origineller, das „Abschreiben“ oder das Nichtabschreiben? Die

Eigenart des Copernicus dürfte wohl kaum in seiner grösseren Leichtgläubigkeit gegenüber gewagten Hypothesen bestanden haben; man weiss, dass er mit der Publication seines Hauptwerkes bis zum Herannahen seines Todes gezögert hat. Gegen seine sonstige Vorsicht recipirte Copernicus gerade diesen abenteuerlichsten aller Gedanken, dass das scheinbar Festeste — denn was ist fest wie der Erde Grund? — auch nicht feststehe. Wie sicher muss er von dem scheinwissenschaftlichen Charakter der damals traditionellen Astronomie überzeugt gewesen sein, wie viele Jahre muss er die Gewohnheit geübt haben, auch die abenteuerlichsten Erklärungsversuche rastlos zu durchdenken, bis sein Kopf so vorbereitet war, dass jene Notiz über die Lehre des Aristarchos sein Denken blitzartig erhellen konnte, während sie auch minder besonnenen Denkern bis dahin als abenteuerlicher Unsinn zu erscheinen pflegte!

Die Jahre des ruhelosen Zweifels und ihre auf Zerreissung von Scheinzusammenhängen abzielenden geistigen Thätigkeiten und Gewohnheiten waren die entscheidende Ursache für die Entstehung seines Weltsystems, nicht aber jene Stelle eines alten Griechen, an welcher vorher so viele Kenner kopfschüttelnd vorübergegangen waren.

Die entscheidenden Wandlungen der Wissenschaft vollziehen sich überhaupt nicht durch einzelne Urtheile, wie sie mit etwas Glück gelegentlich auch mittelmässigen Köpfen gelingen können, ohne die Anderen zu überzeugen. Die entscheidenden Wandlungen der Wissenschaft vollziehen sich dadurch, dass ein übermächtiger Kopf den Schein, der die anderen gefangen hält, gründlich entlarvt, nachdem er ihn in sich gründlich überwunden hat. Ob er die einzelnen dazu nöthigen Erkenntnisse Anderen oder sich selbst verdankt, kann er selbst nicht mit Sicherheit wissen, weil er höchstens die äusseren Anlässe, aber nicht die psychischen Mächte kennt, die bei jedem seiner Urtheile die Entscheidung herbeiführen, weil er ferner das ursprünglich übernommene Material kaum mehr wieder zu erkennen imstande ist, wenn es im Streben nach wirksamster logischer und sprachlicher Ausgestaltung und Einfügung in den individuellen Gedankenkreis vielleicht Jahrzehnte lang einer beständigen Umwandlung unterworfen worden ist. Aber da die einzelnen Aeusserungen nie den entscheidenden Fortschritt in sich enthalten, da das Entscheidende vielmehr immer die Einsicht in ihre wissenschaftliche Tragweite ist, so ist auch die Provenienz der

einzelnen Urtheile, der Bausteine nie massgebend für die Beurtheilung eines ganzen Gedankengebäudes. Es gibt eben nirgends ein Gebäude, das aus seinen Bausteinen herausgewachsen wäre; der Zweck erzeugt den Plan; wären gewisse Bausteine nicht zur Hand, so würde eine hervorragende Intelligenz sich ähnliche anderweitig verschaffen. Die Wissenschaft „wächst" nicht viel natürlicher als die Häuser, nur schwerer, weil der Baumeister sich nur wenig durch Handlanger entlasten kann.

Die Forschung nach den Quellen der einzelnen Urtheile eines grossen Denkers hat somit in jedem einzelnen Falle eine geringe positive Tragweite. Sie ist vermöge der möglichen Ungleichheit des Gedachten bei Gleichheit der Aeusserungen, vermöge der Möglichkeit zufälligen Zusammentreffens, vermöge des originellen Charakters vieler Entlehnungen und vermöge der Unwesentlichkeit des einzelnen Bausteines für das ganze Gebäude so vielen Denkfehlern ausgesetzt, dass sie bei consequenter Fortführung zu einem falschen Entwicklungsbilde führen dürfte. Sie ist überdies wegen mangelhaften Materiales meist unverlässlich. Das letztere gilt noch besonders für die Frage nach dem Beeinflussungsverhältnisse zwischen Smith und Turgot.

§ 6. Das persönliche Verhältniss zwischen Smith und Turgot.

In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wurde die Entstehung des Smith'schen Systems meist so dargestellt, als wären dem grossen Denker seine entscheidenden Ideen schon bei der Vorbereitung der berühmten Vorträge, welche er im Alter von noch nicht 35 Jahren in Glasgow hielt, durch die Wunderkraft seines unbeeinflussten jugendlichen Genies zugeflossen. Dagegen empfängt man bei der Lectüre der neuesten Werke über Adam Smith mitunter den Eindruck, als hätte der Erreger der vielleicht wichtigsten Gedankenbewegung unserer Zeit sich *proprio motu* überhaupt gar nichts gedacht, sondern wäre zu seiner Weltanschauung gelangt, indem er als gelehriger Schüler von Hutcheson zu Hume und von diesem zu Quesnay, Turgot, Helvetius etc. wanderte, von allen diesen so heterogenen Denkern als ein gelehrtes Sonntagskind, fast immer das Beste und Richtigste aufschnappend und aus Petty, Puffendorf etc. fast immer nur das Richtige dazu abschreibend.

Die Wahrheit dürfte wohl auch in diesem Falle nicht ganz auf der einen Seite liegen und schwerlich selbst genau in der

Mitte zwischen den entgegengesetzten Meinungen. Das Wahrscheinlichste mag wohl sein, dass Adam Smith erst durch das theilweise Zusammentreffen vieler in ihm anscheinend originell entstandenen Ideen mit bedeutenden und doch der Prüfung an der Hand seines Princips nicht gewachsenen Vorgängern den Antrieb erhielt, seiner — nach seiner eigenen Aeusserung („*I have done so little*") ziemlich energielosen und leicht abgelenkten — Natur jene Arbeitssumme abzuringen, die in dem „Wealth of Nations" niedergelegt ist. Jedenfalls dürfte man weniger fehlgehen, wenn man sich den Schöpfer des einflussreichsten Lehrgebäudes origineller vorstellt, als er uns beim Vergleich mit seinen Vorgängern erscheint; ist doch auch ein geringerer Schriftsteller in der Regel thatsächlich origineller, als er dem Leser scheint, dem angesichts der fertig dargebotenen Entscheidungen nebst den überzeugend dargelegten Gründen nur die homogenen Vorgänger ohne die Gegengründe der entgegengesetzten Meinungen vorzuschweben pflegen.

Ueber derartige Vermuthungen und annähernde Schätzungen dürfte man in der Frage nach Smith's Ursprünglichkeit des Denkens schon wegen des dürftigen Materiales nicht hinauskommen. Dieselbe Unsicherheit, wie bezüglich der persönlichen Originalität Smith's überhaupt, herrscht in Betreff seiner Originalität oder Abhängigkeit gegenüber seinem nächststehenden Vorgänger unter den französischen Physiokraten.

Es steht fest, dass Smith in den Jahren 1765 und 1766, also etwa ein Jahrzehnt vor Veröffentlichung seines Hauptwerkes, geraume Zeit in Paris und vorher noch länger in Südfrankreich gelebt hat. Der schottische Forscher hat also Gelegenheit gehabt, die französische Volkswirthschaft und ihre rührig aufstrebende Literatur zum Gegenstande seines Nachdenkens zu machen, noch bevor er die bedeutendsten Physiokraten in Paris persönlich kennen lernte. Bekanntlich erwähnt Du Pont de Nemours Smith als seinen „Mitschüler" bei Quesnay; Movellet theilt mit, dass „Turgot, welcher die Metaphysik liebte, Smith sehr geschätzt habe". Condorcet erzählt, dass der Verkehr zwischen beiden Denkern nach Smith's Abreise brieflich fortgesetzt wurde, und dass erst der Tod Turgot's der Correspondenz ein Ende machte. Nach der bekannten Mittheilung Dugald Stewart's liess Smith vor seinem Tode alle seine nicht druckreifen Papiere verbrennen, worin man wohl nicht mit Friedrich List ein Anzeichen irgend eines Schuldbewusstseins,

sondern einfach einen Act gerechter Nothwehr gegen die Indiscretion taktloser Nachlassschnüffler und Herausgeber erblicken mag. Dabei scheinen auch die Briefe Turgot's den Flammentod gefunden zu haben. Von ihrem Inhalte fehlt uns jede Kenntniss, ebenso von dem Inhalte des mündlichen Gedankenaustausches der beiden Forscher.

Bei diesem Mangel an zuverlässigen Spuren und genauen Nachrichten ist dem Scharfsinn des Historikers ein weites, aber unfruchtbares Feld geöffnet. Gewöhnlich vermuthet man, dass Smith als der Verfasser des später erschienenen Werkes von Turgot beeinflusst worden sei. Da aber der persönliche Verkehr beider Denker noch vor der Veröffentlichung von Turgot's „Reflexionen“ stattgefunden hat, so könnte auch umgekehrt die vielfältige Berührung dieses letzteren Werkes mit Smith's Ideen als Nachwirkung der mündlichen Aeusserungen Smith's aufgefasst werden. Endlich ist es auch möglich, dass beide Forscher längst eine gewisse Reserve in der Mittheilung unfertiger Lieblingsideen angenommen hatten und miteinander lieber „metaphysische“ als ökonomische Gespräche führten. Die Wahrscheinlichkeit spricht für ein kühles Achtungsverhältniss ohne auch nur die Prätention wissenschaftlicher Beeinflussung. Denn im Falle wahrhaft inniger Freundschaft würde Smith, der seinen Freund Hume in warmen Worten als den „bei weitem berühmtesten Philosophen und Historiker der Gegenwart“ preist, auch von Turgot schwerlich ganz geschwiegen haben; im Falle starker Gedankenbenützung ohne *nominatio auctoris* hätte die Correspondenz der beiden Schriftsteller vermuthlich nicht noch fünf Jahre nach Erscheinen der beiderseitigen Hauptwerke fortgedauert. Doch ist auch diese Annahme nur die wahrscheinlichste, subjective Vermuthung ohne wissenschaftliche Zuverlässigkeit. Mit Bestimmtheit kann nur behauptet werden, dass alle Hypothesen, welche auf Grund von Gesprächen unbekannten Inhalts und nicht existirenden Briefen aufgestellt werden, jeder wissenschaftlichen Begründung entbehren. Das persönliche Verhältniss zwischen Smith und Turgot ist daher gegenwärtig schon wegen mangelnden Thatsachenmaterials kein geeigneter Gegenstand wissenschaftlicher Forschung.

Es ist uns nun völlig klar, warum Zweifel über dieses Verhältniss bestehen müssen. Es ist vorläufig schon wegen mangelnden Materials eine blosse Meinungsfrage, kein wissenschaftliches Problem. Aber selbst wenn das Unwahrscheinliche sich ereignen sollte, wenn neues authentisches Material entdeckt würde, so dürfte diese

Forschungsrichtung leichter zu Sophismen als zur Entdeckung der wahren Ideenfiliation führen, weil diese ein fast uncontrolirbarer innerer Vorgang ist, daher aller Wahrscheinlichkeit nach für alle Zeiten eine blosse Meinungsfrage bleiben muss. Und wenn es selbst gelänge, die wahre Ideenfiliation darzustellen, so ist die wissenschaftliche Tragweite der Erforschung eines solchen individuellen Vorganges viel zweifelhafter als jene der sachlichen Vergleichung der Werke und der darin zu Tage tretenden Mittel wissenschaftlichen Fortschritts. Erst durch die klare und scharfe Loslösung des persönlichen Beeinflussungsverhältnisses der Forscher und des sachlichen Verwandtschafts- und Werthverhältnisses der Werke ist der Boden gewonnen, auf welchem die wissenschaftliche Arbeit zu Ergebnissen von objectiver Zuverlässigkeit und allgemeiner Tragweite gelangen kann.

§ 7. Unabhängigkeit der objectiven von der subjectiven Originalität.

Aus der Unerforschlichkeit des persönlichen Verhältnisses zwischen Smith und Turgot ergibt sich jedoch eine naheliegende Einwendung gegen unser ganzes Problem. Es kann die Besorgniss entstehen, dass die Frage nach den Beziehungen ihrer Werke zu einander von der Frage nach ihren persönlichen Beziehungen als entscheidender Vorfrage abhängig sein könnte. Wie soll man die Originalität oder den Eigenwerth der Werke beurtheilen, wenn die Originalität ihrer Verfasser im Unklaren bleibt? Damit würde zugleich eine in unseren früheren Ausführungen scheinbar verkannte Tragweite der Erforschung persönlicher Beziehungen aufgedeckt. Die Personenfragen der Literaturgeschichte mögen unmittelbar geringen Anlass zu allgemein wichtigen Folgerungen bieten; wenn sie die unentbehrliche Grundlage für die historische Würdigung der Werke bilden, so sind sie gleichsam wissenschaftliche Wahrheiten entfernter Ordnung, analog den wirthschaftlichen Gütern entfernter Ordnung, welche zwar selbst kein menschliches Bedürfniss zu befriedigen vermögen, aber zur Erzeugung von bedürfnissbefriedigenden Gütern verwendet werden können und dadurch an Werth oft die köstlichsten Genussmittel übertreffen. So gibt es auch Hilfswahrheiten, welche, selbst kein Gegenstand von allgemeiner Tragweite, doch anderen Wahrheiten, die allgemein interessiren, als unentbehrliche Voraussetzung dienen. Gilt dies für die Erforschung der persönlichen

Beeinflussung zwischen zwei Denkern? Ist dieselbe für die Würdigung der Werke eine unentbehrliche Voraussetzung? Oder gibt es eine Originalität der Werke, welche auch unabhängig von der Originalität ihrer Verfasser untersucht werden kann?

Wir verbinden mit dem Worte „Originalität“ nicht immer dieselbe Vorstellung. Wir denken dabei meist an die subjective Originalität als Eigenschaft des Denkers, oft aber auch an die objective Originalität als Eigenschaft des Gedachten, oder richtiger des Mitgetheilten. Die subjective Originalität als eine Eigenschaft des Denkers ist seine Ursprünglichkeit, seine Unabhängigkeit von seinen Vorgängern, seine Kraft zu selbstgeschaffener Gedankenentwicklung aus eigenen Einfällen. Dass dieser Begriff von Originalität eine unklare Vorstellung von einer ewig unsicheren Thatsache ist, haben wir bei Besprechung der wirklich originellen Receptionen und der scheinbar originellen Reminiscenzen gezeigt. Viel brauchbarer ist die zweite Vorstellung von Originalität, die objective Originalität des Werkes, die Eigenkraft des Gedachten, oder richtiger des Mitgetheilten; denn nur dieses hat überhaupt Wirkungskraft, nicht schon das innerlich Gedachte, so subjectiv-originell es auch sein mag. Die objective Originalität eines Werkes ist die von ihm der Menschheit mitgetheilte Kraft zu geistigem Fortschritt; sie ist der erst durch dieses Werk bewirkte geistige Gewinn. Die objective Originalität des Werkes hängt also nicht von der Menge oder Wichtigkeit derjenigen Gedanken ab, welche der Urheber Niemandem entlehnt hat, auf welche zweifelhafteste aller Paternitätsfragen sich eine ernste Wissenschaft schwerlich einlassen kann, sondern von der Menge der Gedanken, welche erst durch dieses Werk wirksam geworden sind. Der Gedanke, dessen Wahrheit die Menschheit aus dem Werke des A erkannt hat, ist bezüglich seiner objectiven Originalität oder Eigenkraft unzweifelhaft ein Werk des A, und wenn er auch von B, C und einer ganzen Legion von Vorläufern längst vorher innerlich gedacht oder in Gesprächen oder in privaten Aufschreibungen oder in ungelesenen oder an dieser Stelle ungelesenen oder wirkungslosen Druckwerken geäussert worden wäre. Weder das Denken noch die Aeusserung des Gedankens genügt zur „Mittheilung“ der Ueberzeugung als einer lebendigen, das künftige Denken beeinflussenden Kraft. Der Grad dieser Fähigkeit zur Beeinflussung der künftigen Gedankenentwicklung oder die objective Originalität entscheidet über den wahren Werth eines wissen-

schaftlichen Werkes. Derselbe bemisst sich nach der Menge und Wichtigkeit der erst durch dieses Werk zum sicheren Besitz der Wissenschaft gewordenen Erkenntnisse, ohne Rücksicht darauf, ob deren Inhalt vorher von Anderen gedacht oder selbst wirkungslos geäussert worden wäre.

Die objective Originalität eines Werkes ist daher mit der Entlehnung früher wirkungslos geäusserter Gedanken durch den Urheber des Werkes völlig verträglich. Nur mit einer bei seinen Zeitgenossen allgemein üblichen Entlehnung kann sie sich nicht vertragen, weil es sich in diesem Falle nicht mehr um wirkungslos geäusserte Gedanken handeln würde, sondern um Gedanken, welche bereits vermöge der Eigenkraft früherer Werke lebendig fortwirken. Die Entlehnung herrschender Meinungen in einer nicht sehr ungewöhnlichen Form zeugt daher allerdings von Mangel an objectiver Originalität. Dagegen bildet die Wiederbelebung der dem Bewusstsein der Menschheit abhanden gekommenen Gedanken, diese Betheiligung an der beständig stattfindenden Renaissance, an der Auferstehung der den Tod nicht verdienenden Todten ein Werk von hoher objectiver Originalität. Dasselbe wie von dieser ewigen Renaissance der scheintodten Gedanken gilt von dem ewigen Hellenismus, d. i. dem ebenfalls unaufhörlich erneuten Geistesprocesse, durch welchen, analog dem Hellenismus, die Producte höherer Geistesentwicklung an Orte verpflanzt werden, denen sie bisher ferne lagen und doch ihrer Natur nach eine geistige Wiedergeburt bringen können. Auch aus dieser localen Gedankenübertragung folgt oft objective Originalität. Ein einzelner, besonders folgenreicher Fall origineller Wirkung durch Gedankenübertragung ist der Husitismus. Um die Gedanken Wycliffe's trotz des allgemeinen Vorurtheils zu entlehnen und mit Heldenmuth zu verfechten, musste Hus vielleicht ein originelleres Individuum sein, als um sie selbst zu erfinden. So ist die objective und die subjective Originalität eines und desselben Gedankens oft an verschiedene Personen vertheilt. Ob sie überhaupt je in derselben Person vereinigt gewesen ist, ob je ein wichtiger, der Menge fernliegender Gedanke demjenigen zuerst eingefallen ist, dem es beschieden war, ihn bis zur Wirksamkeit für die Menge auszureifen, lässt sich bei der Ungewissheit des ersten Auftauchens einer Idee kaum feststellen, aber mit Grund bezweifeln, weil zum Ausreifen eines Gedankens bis zur Ueberzeugungskraft meist eine andere Individualität gehört als zum

Reichthum an originellen Einfällen, an blossen Ueberzeugungskeimen. Zum Ausreifen gehört Stetigkeit, zu Einfällen Beweglichkeit des Denkens; in der Regel aber ist die Stetigkeit mit einer gewissen Schwerfälligkeit, die Beweglichkeit mit einer gewissen Sprunghaftigkeit des Denkens verbunden.

Täglich werden in der wundervollen Gedankenfabrik des Menschengeschlechtes objectiv bereits vollwirksame Gedanken subjectiv neu erzeugt. Begabte Kinder sind oft ungemein reich an solchen subjectiv neuen, objectiv längst als Gemeinplätze wirkenden Gedanken. Begabte Praktiker produciren mit instinctivem Takt hunderte von richtigen Einfällen, ohne auch nur einen einzigen überzeugend begründen zu können oder zu wollen; sie haben also subjective Originalität ohne objective Eigenkraft. Für den umgekehrten Fall objectiver Eigenkraft ohne subjective Originalität bietet die Religionsgeschichte viele auffallende Beispiele. Sie bietet auch die besten Beweise dafür, dass in letzter Linie sogar die subjective Originalität des lebendigen Individuums durch die lebendige Kraft der von ihm ausstrahlenden Gedankenprocesse viel richtiger bemessen wird als durch die neuen Aussprüche, welche von ihm erhalten sind. Die kraftvollste Individualität kann ihre grösste Wirkung vielleicht durch ein Werk erzielen, welches von ihren vielleicht zahllosen, subjectiv originellen Einfällen gar nichts, dafür aber eine mit tiefsinniger Weisheit den Bedürfnissen des Menschengeistes angepasste Auslese von gemeinsamen Vorstellungen und Urtheilen Aller enthält. Ein solches Werk würde denjenigen, welche die subjective Originalität nach dem Mangel von Vorläufern engherzig abmessen, als das Werk eines „Abschreibers“, eines receptiven, mittelmässigen Individuums erscheinen. Wenn es aber eine grosse, historisch erwiesene Eigenkraft hätte, so würde diese für die kraftvolle Individualität des Urhebers einen weit verlässlicheren Massstab gewähren als die Menge oder Wichtigkeit der mitgetheilten neuen Einfälle. Wer will der Individualität eines Mohammed gerecht werden, wenn er sie nach den sonderbaren Zuthaten des Koran zum Judenthum und Christenthum beurtheilt? Wer könnte dagegen dem Schöpfer der arabischen Geistesbewegung seine Bewunderung versagen, wenn er aus der gewaltigen Eigenkraft seines Werkes einen Schluss auf das gleichsam prophetische Feingefühl zieht, mit welchem dieser grosse Geist seinen Arabern gerade das bot, was sie am meisten begeistern konnte! Selbst demjenigen, dessen Ziel nicht

die Einsicht in die Geschichte des menschlichen Denkens, sondern die Würdigung der Individualität des Denkers ist, bietet daher die objective Originalität einen verlässlicheren Anhaltspunkt als die subjective, die so leicht unterschätzt wird, wo sie gerade am grössten ist, nämlich bei gründlichen Denkern, welche ihre glänzendsten oberflächlichen Einfälle verschweigen, um lieber die richtigsten unter den längst bekannten und bestrittenen Ideen mit überlegener Selbständigkeit des Urtheils und Originalität des Beweises einer endgiltigen Entscheidung zuzuführen.

Die im Vorhergehenden angestrebte scharfe Trennung der Begriffe von subjectiver und objectiver Originalität ermöglicht nunmehr die Entscheidung der Frage, ob man das sachliche Verhältniss der Werke auch unabhängig von dem persönlichen Verhältniss ihrer Urheber prüfen könne. Gewiss nicht, wenn es sich um Feststellung der subjectiven Originalität, der gegenseitigen Unabhängigkeit oder Abhängigkeit handelt, da eine gelegentliche Uebereinstimmung der Werke auf einem bloss zufälligen Zusammentreffen beruhen kann während anderseits durch die scheinbare Unabhängigkeit der veröffentlichten Werke eine bloss private Beeinflussung noch nicht ausgeschlossen ist. Dass dagegen die vergleichende Untersuchung der objectiven Originalität oder Wirksamkeit der Werke von der Frage der zwischen ihren Urhebern stattgefundenen Beeinflussung unabhängig ist, lässt sich für unseren Fall dadurch beweisen, wenn wir uns die extremsten Annahmen über die subjective Originalität Smith's und Turgot's vergegenwärtigen und ihre Einflusslosigkeit bei Beurtheilung der objectiven Originalität darthun. Die Untersuchung der subjectiven Originalität kann, um gleich den allerextremsten denkbaren Gegensatz ins Auge zu fassen, doch selbst im Zeitalter der Baco-Shakespeare-Hypothese kaum in den „Nachweis“ auslaufen, Smith's Meisterwerk sei in seinen Hauptzügen nicht sein Werk, sondern eine Incognitoarbeit Turgot's oder umgekehrt, Turgot's Hauptwerk sei ein apokryphes Werk Smith's. Aber nehmen wir selbst einen Augenblick eine dieser extremsten Hypothesen über die zwischen Smith und Turgot stattgehabte Beeinflussung als erwiesen an, so würde man doch die „Reflexionen“ als ein fast wirkungsloses, die „Untersuchung“ als ein ungeheuer wirksames Werk des angeblich identischen Autors anerkennen und zugeben müssen, dass ihre vergleichende Analyse einige Einsicht in die Eigenschaften gewähren müsse, welche ein wissenschaftlich

wirksames von einem unwirksamen nationalökonomischen Werke unterscheiden. So bleibt die Vergleichung der objectiven Originalität oder Wirksamkeit zweier Werke auch bei den denkbar verschiedensten Meinungen über die subjective Originalität oder Ursprünglichkeit ihrer Urheber ein Werk von annähernd derselben Tragweite und Zuverlässigkeit. Die sachliche Vergleichung der Werke ist also von allen denkbaren Ergebnissen der Untersuchung über die persönlichen Verhältnisse ihrer Urheber unabhängig, und wir können uns ohne Vernachlässigung einer wesentlichen Vorfrage auf die wissenschaftlich weitaus bedeutsamere Vergleichung der Werke behufs Ermittlung der Ursachen ihrer verschiedenen Wirksamkeit beschränken.

Es wird nun unsere Aufgabe sein, in den beiden nächsten Capiteln das auf die sachliche Vergleichung der Werke eingeschränkte Problem seiner Tragweite und seiner Erforschbarkeit nach zu prüfen.

III. Capitel.

Ideale Tragweite des Untersuchungsgegenstandes.

§ 8. Begriff der idealen Tragweite.

Unter der idealen Tragweite des Untersuchungsgegenstandes verstehe ich nicht den Werth der wirklich erzielten Ergebnisse (die reale Tragweite), sondern den vorläufig absehbaren Werth der im besten Falle erzielbaren Resultate. Wenn auch die wirklich festgestellten Thatsachen vermöge der Unvollkommenheit alles menschlichen Denkens selbst bei gelungenen Arbeiten immer hinter den erzielbaren zurückbleiben, so pflegt dafür vermöge der Entwicklungsfähigkeit alles menschlichen Denkens auf eine wirklich solide Untersuchung auch manche ihrem Verfasser entgangene Folgerung aufgebaut zu werden, so dass im Ganzen und Grossen bei solider Ausführung der Untersuchung die entgegengesetzten Fehler der Ueber- und Unterschätzung des Problems sich aufheben dürften, während in der Feststellung der Tragweite der bestmöglichen Untersuchung zugleich eine Selbstcontrole und eine Anregung zur Verbesserung durch etwaige Nachfolger gelegen ist.

Den Gegenstand unserer Untersuchung bilden die Ursachen der objectiven Originalität oder Eigenkraft der Smith'schen Untersuchung. Die Erkenntniss dieser Ursachen hat für die Wissenschaft

eine zweifache Tragweite, denn diese Ursachen selbst haben eine vorbildliche und eine materiale Bedeutung.

Sie haben eine vorbildliche Bedeutung für uns, insoferne die Entwicklungsbedürfnisse der Wissenschaft gegenwärtig theilweise dieselben sind wie vor dem Auftreten Adam Smith's. Soweit dies der Fall ist, kann eine Arbeit, welche sich zu ihrem besten Vorgänger heute so verhalten würde wie Smith's Hauptwerk zu den Werken Turgot's, auch heute noch ähnliche Wirkungen erzielen. Die Analyse von Smith's objectiver Originalität hat aber überdies eine materiale Bedeutung für uns, insoferne in den vielen Streitfragen unserer Zeit, deren Zweifelhaftigkeit in der Regel auf objectiver Unzuverlässigkeit der beiderseitigen Beweise beruhen dürfte, vorläufig eine Präsumtion der Wahrheit für denjenigen Standpunkt gilt, der einem Adam Smith eigenthümlich ist und als Fortschritt über seinen besten Vorgänger, als Ursache seiner Wirksamkeit angesehen werden kann. Aber nur unter einer bestimmten Voraussetzung! Nur soweit kann Smith's inhaltliche Differenz von Turgot für uns, vorbehaltlich entscheidender Widerlegung, eine Wahrheitspräsumption besitzen, als sich die Voraussetzungen des Smith'schen Denkens nicht geändert haben, als Smith also nicht einen Standpunkt einnimmt, der nur für die praktische Volkswirthschaft innerhalb seines Gesichtskreises und für den damaligen Standpunkt der Wissenschaft Geltung haben konnte. Wo diese Voraussetzung zutrifft, kann Smith für uns das sein, was Turgot für ihn sein konnte und vielleicht war, nämlich richtunggebend. So wie Smith im Ganzen die Richtung Turgot's eingehalten und die selbständige Entwicklung über die Physiokratie hinaus, die in Turgot nur angedeutet ist, gründlich zu Ende gedacht hat, mit Abstreifung der überkommenen Vorurtheile Turgot's, so müssen wir das, was an Smith ihm eigen ist, fortentwickeln, mit Abstreifung der überkommenen Vorurtheile Smith's. So lernen wir aus Smith's objectiver Originalität vermöge ihrer materialen Bedeutung, was des Ausbaues würdig, und vermöge ihrer vorbildlichen Bedeutung, wie dieser Ausbau zu vollziehen ist.

§ 9. Vorbildliche Bedeutung von Smith's Untersuchung.

Smith's vorbildliche Bedeutung besteht in dem durch ihn gegebenen Vorbilde für die Beseitigung eines Zustandes der Scheinwissenschaft. Vor seiner entscheidenden Leistung war an Stelle einer als denknothwendig und als verlässliche Grundlage gemein-

samer Entwicklung allgemein anerkannten Wissenschaft eine Spaltung in zwei sich gegenseitig ignorirende oder befehdende, innerlich haltlose und nur von der Schwäche der Gegner lebende, sich selbst aber für die ausschliesslichen Besitzer der Wahrheit haltende Schulen vorhanden. Soweit in einzelnen Fragen oder im Ganzen der Wissenschaft gegenwärtig eine ähnliche Sachlage vorliegt, ist Smith's Verhalten vorbildlich, weil er der einzige Denker ist, welcher es bisher auf nationalökonomischem Gebiete zuwege gebracht hat, an die Stelle von entgegengesetzten Sectendogmen eine Wissenschaft für Alle zu setzen.

Vor dem Erscheinen der „Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Volkswohlstandes" standen die aufgeklärten Mercantilisten oder Commercialisten und die Physiokraten einander völlig verständnisslos gegenüber. Selbst David Hume, der vorurtheilsloseste im Gedankenkreise des Commercialismus über denselben hinausgereifte Forscher hatte keine Ahnung davon, dass die Physiokraten — was erst durch Smith aller Welt klar wurde — „der Wahrheit am nächsten standen", und verwarf sie rundweg als eine „arrogante Menschenclasse". Auf der anderen Seite bezeichnete der bereits die Physiokratie stellenweise überwindende Turgot, der in seiner vornehmen Abneigung gegen Cliquenwesen und Sectirerthum das *cachet économistique* sogar geflissentlich vermied, doch noch mit unbewusstem Sectenhochmuth jeden Schutzzöllner einfach als *imbécile*; alle Bemühungen Hume's, den sonst so klaren Denker von dem absurden Schuldogma der Sterilität der Gewerbe abzubringen, waren ebenso vergeblich wie etwa gegenwärtig der Versuch, einem überzeugten Socialisten gegenüber die Behauptung von der Sterilität des angeblich bloss „ausbeutenden" Capitals durch vernünftige Gründe zu widerlegen. Dabei waren beide Schulen längst innerlich haltlos geworden; denn sie beruhten auf Vordersätzen, deren Unrichtigkeit sogar innerhalb der Schule von Einzelnen erkannt worden war, und zwar der Commercialismus auf der Theorie der Handelsbilanz und die Physiokratie auf der Voraussetzung von der ausschliesslichen Productivität des Bodens; diese Vordersätze waren längst widerlegt, genau so, wie in unserer Zeit die theoretischen Voraussetzungen des Socialismus (Capitalgewinn = Mehrwerthsaneignung) und des Individualismus (Nichtintervention des Staates = Interesse Aller) bereits widerlegt sind. Wenn man in Quesnay liest, wie er selbst seine Theorie sehr richtig widerlegt

und dann diese Widerlegung durch die nichtigsten Gegengründe beseitigt zu haben glaubt, so erkennt man klar, dass die blosse logische Widerlegung einer socialen oder volkswirthschaftlichen Theorie derselben wenig schaden kann, so lange nicht für das Bedürfniss, welches einstweilen durch diese Theorie befriedigt ist, ein besseres Befriedigungsmittel gefunden worden ist. Bis zur Veröffentlichung von Smith's Untersuchung waren solche Widerlegungen nur für die Gegner der Schule einleuchtend; durch ihre eigenen, von den Gegnern blossgelegten Schwächen erhielt jede Schule im Bannkreise der anderen ebensoviele Gläubige, wie sie durch wohlbegründete Angriffe ihr abwendig zu machen imstande war. Sowie heute die theoretische Herrschaft der orthodoxen Nationalökonomie und die praktische Herrschaft des Schutzzolles in Frankreich mehr von der Klarheit über die Schwächen der Gegner als von einer tiefen Einsicht in die Beweise der eigenen Anschauungen getragen zu sein scheint, so mochte zu jener Zeit die offenkundige Ueberschätzung des Ackerbaues und des sich selbst überlassenen Individuums durch die Physiokraten einen Hume im Bannkreise der Commercialisten zurückgehalten haben, während die ans Lächerliche grenzende Ueberschätzung des Aussenhandels und der staatlichen Reglementation selbst durch aufgeklärte Commercialisten, wie James Stewart, einen vornehmen Geist wie Turgot im Lager der Physiokraten festhalten musste, deren paradoxe Voraussetzungen ihm wegen ihrer zeitgemässen Folgerungen sympathisch, also scheinbar überzeugend waren. Das Feststehen der Ueberzeugung vor den Gründen und unabhängig von Gegengründen, bloss vermöge der Sympathie, ist das beste subjective Kennzeichen der blossen Scheinwissenschaft. Sich selbst erschien wohl auch damals jeder Gelehrte überzeugend, jeder Staatsmann unfehlbar; denn er sah deutlich — die Fehler der Gegner. Wie sollte er denjenigen, deren Inferiorität er klar einsah, Glauben beimessen, wenn sie es wagten, ihm Fehler auszustellen? So glaubte wohl auch damals der Gelehrte, ein vollständiges und nur von offenbaren Querköpfen oder Sophisten angezweifeltes System von volkswirthschaftlichen Lehrsätzen zu besitzen, der Staatsmann erblickte in seiner volkswirthschaftlichen Receptensammlung die einzig verlässliche volkswirthschaftliche Kunstlehre. Die öffentliche Meinung aber schwankte theoretisch zwischen Melon als der traditionnellen Autorität und Quesnay als dem Bahnbrecher einer neuen Schule, praktisch zwischen Necker und Turgot.

Mag nun auch der einzelne Gelehrte oder Staatsmann von seinem ausschliesslichen Besitze der wahren „Wissenschaft“ oder „Kunst“ noch so fest überzeugt sein, so kann doch thatsächlich, so lange durch entgegengesetzte Meinungen über die Grundfragen und entscheidenden Anwendungen die Autorität angesehener Fachmänner fast für jede Meinung vernünftiger Laien zur Verfügung steht, objectiv von der Existenz einer Wissenschaft oder Kunst keine Rede sein. Das Kennzeichen der Wissenschaft ist nicht die Existenz von Compendien und Professuren, sondern jene von unangefochtenen, dem ungeschulten Verstande fern liegenden Wahrheiten. Eine Wissenschaft, die nichts weiss, ist keine Wissenschaft; eine Kunst, die nichts kann, ist keine Kunst.

Aus diesem wogenden Meere von Controversen hat Adam Smith mit einem Ruck die *terra firma* einer unbestrittenen Wissenschaft emporgehoben. Er hat ihr die Autorität errungen, ohne welche eine Wissenschaft nicht gedacht werden kann, und ist insoferne sicherlich der Schöpfer der Nationalökonomie als Wissenschaft. In der ganzen Geschichte der allerdings noch jungen Wissenschaft wird man vergebens nach einem zweiten Beispiele für eine ebenso allseitig und dauernd befriedigende Ueberwindung ebenso tiefgehender Meinungsverschiedenheiten suchen. Von seinen Gegnern sind vielleicht die einflussreichsten Friedrich List und Karl Marx gewesen; aber selbst diese energischen Denker vermochten nur auf die Anschauungen bestimmter Interessenkreise zu wirken, und da mehr ausgestaltend als umgestaltend. Eine kritische Synthese und Vertiefung der berechtigten Elemente in allen zeitgenössischen Lehrmeinungen — zur annähernden Befriedigung aller Schulen der Gelehrten, aller Classen der Gesellschaft, aller Völker der Civilisation auf Menschenalter hinaus — hat bisher Niemand zustande gebracht als Adam Smith.

Die vorbildliche Bedeutung seines grossen Werkes für unsere Zeit gründet sich nun auf das analoge wissenschaftliche Bedürfniss der Gegenwart nach einer kritisch vertiefenden Synthese des Berechtigten in allen wichtigeren Lehrmeinungen. Längst sind aus dem Smithianismus und aus der Reaction gegen denselben Lehrmeinungen hervorgegangen, deren jede die ausschliessliche Wahrheit für sich in Anspruch nimmt, ohne die gegnerischen Anschauungen entwurzeln oder auch nur ihre fernere Ausbreitung verhindern zu können. Verständnisslos stehen sich in den weitesten

Volkskreisen die Anschauungen eines mit allerlei socialen Quacksalbereien verpfuschten Individualismus und des täglich um sich greifenden Socialismus gegenüber. Beide sind in ihren Vordersätzen längst widerlegt; es ist weder wahr, dass bei irgend einem Aufschwunge der Volkswirthschaft ohne staatliche Einmengung die Lage des Proletariats eine menschenwürdige werden könnte, noch ist es wahr, dass der Unternehmergewinn der Hauptsache nach ein Ausbeutungsproduct sei. Beide leben hauptsächlich von der Schwäche der Gegner und weichen der unbefangen kritischen Würdigung ihrer Behauptungen gerne mit dem Hinweis auf ferne Entwicklungsmöglichkeiten bei freier Concurrenz oder im Socialstaat aus. Die Anhänger beider Anschauungen weichen im Stillen vor den Consequenzen ihrer eigenen Meinungen gerne zurück, denn weder würde ein human denkender Individualist heute das Elend ohne Armenpflege sich selbst überlassen und die Fabriksinspection abschaffen wollen, noch würde ein intelligenter und gewissenhafter Mann die Einrichtung eines Socialstaates ohne Privatunternehmungen und Privatcapitalien übernehmen können; vielmehr wartet der Socialismus klüglich das natürliche „Hineinwachsen“ der Weltwirthschaft in den Socialstaat ab.

In der Wissenschaft wird die ehemals so zuversichtlich emporstrebende historische Methode von der gegenwärtig ebenso zuversichtlich aufstrebenden deductiv-analytischen Methode bekämpft; in allen grossen Streitfragen der Praxis finden die entgegengesetzten Vorschläge fast ebenbürtige Vertreter. So lange die Abweichung vom Smithianismus noch etwas Ungewöhnliches war, wurde sie mit Begeisterung und Erbitterung vertheidigt und angegriffen. Noch vor wenigen Jahren waren die Vertreter der gegensätzlichen Richtungen nicht weit davon entfernt, einander gegenseitig als *imbéciles* und *arrogant set of man* zu erklären oder wenigstens mit aller Entschiedenheit aus der Nationalökonomie in irgend eine andere Wissenschaft, wie Geschichte, Psychologie, Sociologie etc. zu verweisen oder gar aus dem Heiligthum der reinen Wissenschaft in den geräuschvollen und schmutzigen Vorhof der Interessenpublicistik zu verbannen. Aber die Zeit des Sectenchauvinismus scheint ihrem Ende zuzuneigen, die Kriegsmanifeste der verschiedenen Schulen werden immer seltener, und an ihre Stelle scheint immer mehr die stille Arbeit derjenigen zu treten, welche keines bedeutenden Gegners Meinung hochmüthig abzulehnen geneigt sind

und nach einer tiefer dringenden, kritischen Synthese der Nationalökonomie und des Socialismus, der historischen und der analytischen Methode ringen. Das historische Vorbild für eine solche Leistung ist Adam Smith's „Wealth of Nations". Wie jener grosse Denker, so sind auch wir vor die Wahl zwischen kämpfenden Schulen gestellt; auch von uns erblickt jeder in einem bestimmten Denker seinen besten Vorgänger; auch wir wollen eine Wissenschaft für Alle nicht blosse Meinungen für einzelne Interessengruppen, Classen oder gelehrte Individualitäten. Das grösste Hinderniss dieser Entwicklung ist das *jurare in verba magistri.* Darum müssen wir die Haltung des „Wealth of Nations" gegenüber jenen Werken studieren, welche nach Ansicht Smith's der Wahrheit am nächsten standen; also nicht die thatsächliche Haltung Smith's, welche nur aus den unverlässlichen Nachrichteu über das persönliche Verhältniss zu bestimmen wäre, nicht die von „Smith" thatsächlich durchgemachten Schwankungen und Irrungen, sondern der von ihm am Ende seiner Bahn gewonnene Abstand über seinen besten Vorgänger hinaus hat für uns vorbildliche Bedeutung in unserem Verhalten zu jenen bedeutenden Denkern, welche nach unserer Meinung in unserer Zeit der Wahrheit am nächsten stehen. Die Analyse der formalen Ueberlegenheit Smith's wird uns zeigen, dass selbst bei inhaltlicher Billigung der bestrittenen Sätze eines Vorgängers noch viel Anderes zu thun bleibt als die unveränderte Reception derselben.

§ 10. Materiale Bedeutung von Smith's Untersuchung.

Die materiale Bedeutung von Smith's Untersuchung kommt nicht ihrem ganzen Inhalte gleichmässig zu. Jedes bedeutende Werk hat einen Kern, welcher seine objective Originalität oder Wirkungskraft ausmacht, und allerlei überkommene Bestandtheile oder nebensächliche Zuthaten. Der Kern wird mit der Zeit zum Gemeingut; gegen viele Nebendinge richtet sich eine Polemik, die sich täglich steigert, weil sie täglich mehr veralten. Bei Freund und Feind wird daher die Aufmerksamkeit vielfach auf Nebendinge abgelenkt; da in Folge dessen auch allmälig Vorgänger für diese minder wichtigen, einzelnen Behauptungen entdeckt werden, so erscheint der grosse Denker bald auch nicht mehr originell. Darum muss der Literaturhistoriker von Zeit zu Zeit die Missverständnisse beseitigen, welche

das ehrwürdige Bild eines grossen Denkers entstellen, einem hässlichen Spinngewebe vergleichbar. Die Darstellung der materialen Bedeutung des Denkers muss daher den lebendig fortwirkenden und erst durch ihn mit dieser Wirkungskraft ausgestatteten Kern seines Werkes in seiner ursprünglichen Reinheit und mit sauberer Scheidung von allen Nebendingen darstellen. Ihre Aufgabe freilich ist damit noch nicht ganz erfüllt. Diese besteht nämlich auch darin, diesen Gedankenkern mit einem durch die seitherige Entwicklung geschärften Auge zu prüfen und die für die Zukunft entwicklungsfähige Eigenart einer Weltanschauung von ihren verfehlten Eigenheiten zu sondern. In allen diesen Richtungen bietet Smith's Werk reichlichen Stoff zum Nachdenken.

Was ist „Smithianismus?“ Wer sich diese Frage nach seinem Ermessen beantwortet und dann die von ihm aufgestellte Formel betrachtet, dürfte wohl meistens finden, dass er Smithianismus und Individualismus oder *laisser faire* identificirt hat. Diese letztere Theorie aber ist in Wahrheit keineswegs das, was die objective Originalität der Smith'schen Untersuchung, ihre unterscheidende Eigenkraft ausmacht. Nicht bei Smith, sondern bei Turgot ist der Individualismus die Hauptsache, und Turgot's objective Originalität dürfte ihren grössten Triumph gerade durch die hinreissende Wirkung seines Individualismus auf seinen grossen Nachfolger gefeiert haben, der für das Verständniss ökonomischer Erscheinungen doch unvergleichlich mehr Begabung mitgebracht zu haben scheint. Aber diese Beeinflussung ging nie bis zur Verdrängung des eigenkräftigen Denkens, welches einer skeptischen Individualität von der Art des schottischen Volkswirthschaftslehrers nicht gestatten konnte, überhaupt an eine einzige unfehlbare Volkswirthschaftspolitik zu glauben. Vollends die ausnahmslose Unthätigkeit des Staates gegenüber der allgemeinen Concurrenz des In- und Auslandes und das angeborne Recht des Individuums auf ungehinderte Ausbeutung der Massen als obersten Grundsatz des Smithianismus aufzustellen, beruht auf einer vollständigen Verkennung der Smith'schen Eigenart. An die Stelle des sogenannten „Smithianismus“, dieses Zerrbildes, welches von Gegnern und beschränkten oder interessirten Anhängern an die Stelle des reinen und unverfälschten Smithianismus gesetzt worden ist, muss mit scharfer Unterscheidung des Wesentlichen jener wirkungskräftige Kern seiner Gedanken gesetzt werden, welcher noch heute bei Individualisten und Socialisten nach Abzug aller

Phrasen, Gemeinplätze, Uebertreibungen, Widersprüche und leichtfertigen Urtheile übrig zu bleiben pflegt, daher auch in unserer Zeit noch den unverwüstlichen Entwicklungstrieb des nationalökonomischen Denkens bildet und bei keinem seiner Vorgänger auch nur annähernd so mächtig, so einheitlich und so vielseitig das gesammte Denken durchdrungen hat wie bei Adam Smith. Was unsere Zeit in diverse Heerlager trennt, lässt sich fast immer auf die Frage nach der volkswirthschaftlichen Leistungsfähigkeit des Staates reduciren, in Bezug auf welche Smith sich einfach den Physiokraten mässigend anschloss. Den Kern seines Denkens aber bildete die Beobachtung der Arbeit als einer den Wohlstand erzeugenden Kraft, und zwar mittelst der sichersten Thatsachen. Diesen Kern blosszulegen und gleichsam als das Lebensblut der Smith'schen Untersuchung in ihrem ganzen Geäder nachzuweisen, ist die nächste Seite des Problems, die materiale Bedeutung des „Wealth of Nations“ festzustellen. Der „Wealth of Nations“ ist weder ein moralphilosophisches Werk über die Heilsamkeit des schrankenlosen Eigennutzes, noch ein politisches Werk über die Heilsamkeit der schrankenlosen individuellen Freiheit, sondern ein sociologisches Werk über die Wirkungen und Entwicklungsgesetze der menschlichen Arbeit als Ursache des Wohlstandes der Völker. Dies ist das erste Ergebniss, dem unsere Untersuchung über die materiale Bedeutung des „Wealth of Nations“ zustreben wird.

Eine Theorie bleibt aber nur gesund, wenn sie ohne Preisgebung ihres Kernes in den Nebendingen beständig den späteren Entwicklungen der Thatsachen und der Wissenschaft angepasst wird; sonst wirkt sie verwirrend, indem die Autorität ihrer veralteten Elemente beständig durch die Ueberzeugungskraft ihrer Wahrheitselemente gekräftigt und der Glaube an diese zugleich durch die hervortretende Unhaltbarkeit jener veralteten Elemente geschwächt wird; eine derartige abgestorbene Theorie wirkt dann im Denken wie Leichenpest in den Adern des Lebenden, alles Gesunde zersetzend. Unsere angemessene Haltung gegenüber dem Smithianismus liegt daher nicht in der kritiklosen Reception und noch weniger in der kritiklosen Ablehnung, sondern in dem Streben, das Lückenhafte harmonisch zu ergänzen, das nicht genug Bestimmte zu verdeutlichen, die nebensächlichen Uebertreibungen zu berichtigen, kurz, den blossgelegten Kern des Smithianismus auch zeitgemäss fortzubilden.

Namentlich müssen zwei grosse Veränderungen berücksichtigt werden, wenn die Anpassung des Smithianismus an die Bedürfnisse unserer Zeit gelingen soll. Die eine betrifft die Gestalt der Weltwirthschaft, die andere jene der Wissenschaft.

Die auffälligste Veränderung der Weltwirthschaft gegenüber den Volkswirthschaften des vorigen Jahrhunderts ist die grundstürzende Umwälzung derselben durch die Wirkung der weltumspannenden Communicationsmittel. Eine Wirkung der verbesserten Verkehrsmittel ist die commercielle Ueberlegenheit des Grossbetriebes, welche beständig wachsen muss, auch wenn die sanguinischen Hoffnungen auf Gleichstellung der technischen Kraft des Kleingewerbes durch Kleinkraftmaschinen, Transmission, elektrische Kraft u. dgl. je in Erfüllung gehen sollten. Diese Ueberlegenheit im Einkauf und Absatz kann auch durch die schwerfällige und der Ausbeutung ausgesetzte Association der Kleingewerbetreibenden nie wettgemacht werden, und ebensowenig können die Zölle die wirthschaftliche Trennung der Völker so continuirlich verschärfen, wie die Communicationsmittel sie abschwächen.

Die von Smith selbst dargebotenen praktischen Anwendungen seiner Lehren können infolge dieser Umwälzungen der Weltwirthschaft nur mit Vorsicht benützt werden, weil z. B. Smith's *master* mit dem modernen Gebieter eines gigantischen Trust oder seine *poor labourers* mit den Mitgliedern einer Trades-Union nicht identisch sind. Es handelt sich da um Verhältnisse, die selbst Smith's Riesengeist nicht ahnen konnte, und nur die Entscheidungsgründe können bei gehöriger Ergänzung durch die seitherige Erfahrung analog benützt, aber nicht die Entscheidungen selbst entlehnt werden.

Eine andere grosse Veränderung betrifft die Gestalt der Wissenschaft; sie ist durch das Hervortreten der deutschen Wissenschaft in diesem Jahrhundert bedingt.

Als dieselbe ihre französisch-englischen Lehrjahre absolvirt hatte, musste sie an Smith's Theorie zwei grosse Mängel bemerken: Diese Theorie beruhte erstens auf ausserdeutschen Erfahrungen und zweitens auf einem ausserdeutschen Typus des wissenschaftlichen Denkens. Daraus entsprangen die beiden Aufgaben der empirisch-nationalen Berichtigung und der begrifflichen Grundlegung; jede dieser Aufgaben fand ihren Ausdruck in einer wissenschaftlichen Schule. Die werthvollen Resultate dieser Schulen zur Vervollkommnung des Smithianismus zu verwenden, ist eine unabweisliche For-

derung an jeden, der den Smithianismus verjüngen will, eine Aufgabe, die allerdings über den Rahmen dieser Schrift weit hinausreicht. Diese Aufgabe, den Smithianismus den Erfahrungen und Bedürfnissen des deutschen Volkes und der deutschen Wissenschaft anzupassen, scheint die natürlichste Folgerung aus Allem zu sein, was bisher gegen den Smithianismus vorgebracht wurde. Sie hat zur Schulenbildung geführt, weil Köpfe verschiedener Art das Bedürfniss nach Modification der praktischen Folgerungen im Sinne einer von überlegener Concurrenz und auswärtigen Eroberern bedrohten Volkswirthschaft und das Bedürfniss nach begriffsscharfer, methodologisch klarer, systematisch sauberer Ausgestaltung der reinen Wissenschaft mit sehr verschiedener Intensität empfinden. Diese Doppelarbeit der empirisch-nationalen Anpassung und der begrifflich-methodologischen Zurechtlegung des Ueberkommenen führt, einer allgemein menschlichen Neigung gemäss, zur Ueberschätzung des mühsam Errungenen und zur Unterschätzung des Ueberkommenen. Der unbefangene Beobachter kann aber in der Arbeit der deutschen Nationalökonomen nur einen Einzelfall des grossen Entwicklungsgesetzes der nationalen anpassenden Reception sehen. Wenn es irgend eine Wissenschaft gibt, die der kosmopolitischen Mitarbeit fast aller civilisirten Völker ihre Entwicklung zu verdanken hat, so ist es sicherlich die Nationalökonomie. Nicht durch die vorurtheilsvolle und anmassende Abwendung von grossen Vorgängern, sondern durch tiefe Erfassung ihrer vorbildlichen und materialen Bedeutung wird daher der Fortschritt der Nationalökonomie gefördert, indem sie den neuesten Thatsachen und den neu hervorgetretenen nationalen und wissenschaftlichen Bedürfnissen angepasst wird.

IV. Capitel.

§ 11. Methode der Vergleichung mit dem contingenten Vorgänger.

Die Würdigung der vorbildlichen und materialen Bedeutung eines Schriftstellers ist das beständig wiederkehrende Grundproblem der Wissenschaftsgeschichte. Das Nachdenken über die Methode dieses Problems führt bald zu einem Dilemma, welches jede wissenschaftliche Lösung desselben unmöglich erscheinen lassen könnte. Es scheint nämlich die Sache so zu liegen, als ob man bei historisch gerechter Würdigung die Bedeutung eines Schriftstellers

weder ohne noch mit Abzug der Ideen seiner Vorgänger feststellen könnte. Die Vorgänger völlig zu ignoriren und das ganze von einem Schriftsteller dargebotene Werk als dessen individuelle Geistesthat zu betrachten, wird mit Recht allgemein als eine unhistorische Auffassung verworfen. Aber ebensoviel Mangel an historischem Sinn verräth es, die Bedeutung eines Werkes auf dasjenige zu reduciren, was nach Abzug der Aeusserungen der gleichgesinnten Vorgänger übrig bleibt.

Ein solches Vorgehen beruht auf nicht weniger als drei falschen und meist unbewussten Voraussetzungen. Es setzt voraus, erstens dass jede inhaltlich richtige Aeusserung über ein wissenschaftliches Problem schon ein Bestandtheil der Wissenschaft gewesen sei; zweitens dass schon vor dem Auftreten eines bahnbrechenden Schriftstellers nur die ihm homogenen Meinungen zur Reception bereit liegen; drittens dass die vereinzelt ausgesprochenen homogenen Meinungen wissenschaftlich ebenso werthvoll gewesen seien wie ihre Vereinigung bei einem einzigen Schriftsteller.

Bei einem solchen Vorgehen wird also erstens übersehen, dass die Wissenschaft nicht aus allen inhaltlich richtigen, sondern nur aus den als inhaltlich richtig *bekannten* Aeusserungen über wissenschaftliche Fragen besteht, und dass bei vielen Schriftstellern ihre sämmtlichen Aeusserungen und bei fast sämmtlichen Schriftstellern viele Aeusserungen unbekannt oder als richtig unerkannt bleiben, bis ein Nachfolger die wissenschaftliche Form hinzuthut, welche im vierten Abschnitt dieser Untersuchung ausführlicher erörtert werden wird. So lange aber eine individuelle Ueberzeugung kein anerkannter Theil der Wissenschaft ist, sondern vielleicht schon wegen ihres Urhebers als vervehmt gilt, wie z. B. einige Zeit die Theorien von Karl Marx, ist ihre Einführung in die Wissenschaft mit überzeugenden Gründen immer eine objectiv originelle wissenschaftliche That. Es wird zweitens übersehen, dass das Bahnbrechende an einem Schriftsteller oft eben darin besteht, dass er die ihm heterogenen Ansichten über die Thatsachen und deren Zusammenhänge entwaffnet, während vor ihm vielleicht gerade die ihm heterogenen Meinungen das Uebergewicht hatten. In diesem Falle konnten die homogenen Vorgänger seinen Zweifel an den entgegengesetzten Meinungen *erregen*, aber nicht *entscheiden*; die Entscheidung erfolgt bei dem recipirenden Denker abweichend von seinen Zeitgenossen, vermöge seiner abweichenden Indivi-

dualität, nicht vermöge der Ueberzeugungskraft der Vorgänger. Die Existenz von homogenen Vorläufern gleichzeitig mit ebenso einflussreichen heterogenen Vorgängern ist nicht ein Beweis gegen die Bedeutung eines Schriftstellers, sondern beweist im Gegentheil erst recht seine bedeutende Ueberlegenheit über seine homogenen Vorgänger; sie begründet sogar eine Vermuthung für die Unabhängigkeit seines geschichtlichen Erfolges von ihren zufällig früher erfolgten Aeusserungen.

Wenn er nämlich jene Ueberwindung der Gegner zuwege gebracht hat, welche den Anderen nicht gelungen ist, so liegt in dieser Kraft zum Grösseren die Wahrscheinlichkeit der Kraft zum Kleineren, das sie vor ihm geleistet haben. Nicht die Anläufe, bezüglich deren sie dem überlegenen Denker zeitlich zuvorgekommen sind, ohne den Gegnern einen entscheidenden Vorsprung in der öffentlichen Meinung abzugewinnen, haben den entscheidenden Werth für die Wissenschaft, sondern dieser Vorsprung, vermöge dessen spätere Generationen von allem Anfang an so richtig zu denken gewohnt sind, dass sie die Stärke der von dem bahnbrechenden Denker überwundenen Vorurtheile überhaupt nicht mehr verstehen.

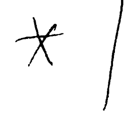
Drittens wird übersehen, dass die sämmtlichen, einem Autor homogenen Vorgänger nicht mehr in ihrem natürlichen Zustande der Vereinzelung, sondern im Zustande der Synthese vorliegen, und zwar einer ganz bestimmt gearteten Synthese mittelst Losreissung gelungener Bestandtheile aus dem vielleicht discreditirenden Zusammenhang mit dem übrigen Gedankenkreise der Vorgänger, und mittelst Zuerkennung eines bestimmten Grades von Richtigkeit in einem vielleicht völlig neuen Zusammenhange. Wenn man daher die Gesammtheit älterer Ideen aus dem Werke des epochalen Denkers streicht, so beachtet man weder die schwierige persönliche That der bestimmt gearteten Synthese, noch auch das neue in ihrer Vereinigung liegende Urtheil, dass die recipirten Meinungen alle zugleich gelten und mit ihnen alle Schlüsse, welche durch alle zusammen, aber nicht durch die einzelnen Urtheile gerechtfertigt werden.

Wegen der drei soeben auseinandergesetzten Denkfehler ist es ebenso unhistorisch, alle Vorgänger eines Denkers zu berücksichtigen und seine persönliche That der wirkungskräftigen homogenen Synthese unbeachtet zu lassen, als die Vorgänger völlig zu

3*

vornachlässigen; denn die Vernachlässigung der Synthese führt ebenso gewiss zur Unterschätzung, wie das Ignoriren der Vorgänger zur Ueberschätzung des Denkers.

Die Methode der vorliegenden Untersuchung ist aus dem Bestreben hervorgegangen, diesem Dilemma thunlichst zu entgehen. Zu diesem Zwecke soll die historische Würdigung des Denkers durch Feststellung jenes Abstandes erfolgen, der ihn von der höchsten Entwicklungsstufe trennt, welche das menschliche Denken in der betreffenden Wissenschaft, auch vor seiner Synthese von homogenen Vorgängern, erreicht hatte. Diese höchste Entwicklungsstufe ist durch jenen Vorgänger verkörpert, welcher ihm der Denkrichtung nach am nächsten steht und von seinen Zeitgenossen als der fortgeschrittenste Denker dieser Richtung anerkannt war. Diesen Vorgänger möchte ich seinen „contingenten Vorgänger" nennen mit analoger Anwendung des von Wundt in die Wissenschaft eingeführten Terminus der „contingenten Begriffe", d. i. derjenigen disjuncten Begriffe, welche einander am nächsten stehen und in einander übergehen können. Der Unterschied zwischen diesem contingenten und dem epochalen Denker scheint mir annähernd die Ursache darzustellen, welche dem späteren Denker jene gewaltige Eigenkraft verliehen hat, die dem contingenten versagt war. In dem formalen Verhalten des epochalen Denkers zu den inhaltlich identischen Urtheilen des contingenten Denkers dürfte die vorbildliche, in seiner inhaltlichen Ueberlegenheit über denselben die materiale Bedeutung desselben begründet sein.



Diese Methode der Vergleichung mit dem contingenten Vorgänger ist keine Erfindung von gestern, sondern wird in mehr oder minder klar bewusster Weise von jedem Historiker einer Wissenschaft geübt. Sie ist nichts Anderes als die Anwendung der sogenannten Methode der Differenz (der zweiten inductiven Methode J. St. Mill's) auf die Wissenschaftsgeschichte. Diese Art der inductiven Methode besteht darin, eine Wirkung demjenigen Bestandtheil eines Complexes von anscheinenden Ursachen zuzuschreiben, durch welche sich dieser Complex von ähnlichen, aber wirkungslosen Complexen unterscheidet. Ebenso wird bei der Vergleichung mit dem contingenten Denker die Wirkung, welche ein Werk auf die Entwicklung der Wissenschaft ausgeübt hat, denjenigen Bestandtheilen oder denjenigen Eigenschaften des Werkes zugeschrieben, welche dem inhaltlich ähnlichsten, aber wirkungslosen Werke oder



Complex von Werken noch gefehlt haben. Der methodische Fortschritt, welcher in der vorliegenden Untersuchung angestrebt wird, besteht in der bewussten Losreissung von dem Sophisma, als ob in der Berücksichtigung aller homogenen Vorgänger ohne Rücksicht darauf, dass eben ihre Auswahl und wirksame Synthese nur vom Standpunkte der höheren, von dem epochalen Denker erreichten Entwicklungsstufe aus möglich war — eine gerechte historische Würdigung eines Schriftstellers gelegen wäre. Nach meiner Ueberzeugung kann die historische Würdigung eines Schriftstellers immer nur einen Vorgänger als Massstab für die schon vorher erreichte Entwicklungsstufe der Wissenschaft benützen, und zwar einen Vorgänger von der verwandtesten Richtung der Erkenntniss und von möglichst grosser Autorität innerhalb derselben. Dieser zeigt uns ganz genau den Punkt, bis zu welchem die Besten seiner Zeit in dieser Richtung auch ohne den epochalen Denker vorgedrungen wären. Was diesem entgangen ist oder von ihm bezweifelt wurde, kann nicht als entwicklungsfähiges Gemeingut der Wissenschaft seiner Zeit betrachtet werden.

§ 12. Fehlerquellen und Richtigkeitsproben.

Um über die vermuthlichen Fehlerquellen einer Untersuchung klar zu werden, empfiehlt es sich, die Regel zu formuliren, nach welcher die Untersuchung von den gegebenen Thatsachen auf die gesuchten Thatsachen oder Zusammenhänge schliesst, und sich im vorhinein über die Proben klar zu werden, denen das Ergebniss unterzogen werden kann, um seine Richtigkeit zu constatiren.

Die Thatsachen, von denen wir ausgehen, sind die Werke eines epochalen Denkers und seines contingenten Vorgängers. Der Zusammenhang, den wir suchen, ist der Zusammenhang zwischen der verschiedenen Beschaffenheit der Werke und ihrer verschiedenen Wirkungskraft. Die Regel, auf welcher diese Untersuchung beruht, lautet: Die Abweichung zwischen einem epochalen Denker und seinem contingenten Vorgänger enthält die Ursache der Wirkungskraft des epochalen Denkers. Die Fehlerquellen der Untersuchung können entweder in einer Ungenauigkeit der Regel selbst oder in der etwaigen ungenauen Anwendung derselben liegen. Nur die etwaige Ungenauigkeit der Regel selbst soll an dieser Stelle ins Auge gefasst werden.



Die Ungenauigkeit der Regel kann nur entweder darin liegen, dass die Abweichung der beiden Denker ausser denjenigen Elementen, welche ihre verschiedene Wirkungskraft verursachen, noch andere enthält, oder darin, dass sie nicht alle Ursachen der verschiedenen Wirkungskraft in sich schliesst. Wäre in der Abweichung weder mehr noch weniger als die gesuchte Ursache der verschiedenen Wirkungskraft enthalten, so würde die Regel der Identification der gegebenen Abweichung und der gesuchten Ursache eine vollkommen genaue sein und keinerlei Fehlerquelle enthalten.

Dies ist nun freilich nicht der Fall. Die Differenz der beiderseitigen Werke wird regelmässig zugleich mehr und weniger enthalten als die Ursachen ihrer verschiedenen Wirksamkeit.

Sie wird mehr enthalten. Sie zeigt nämlich die volle Eigenart des epochalen Denkers. In der vollen Eigenart sind aber ausser der Eigenkraft auch die Eigenheiten gleichgiltiger und selbst schädlicher Natur enthalten. Vollkommen verlässlich ist daher selbst bei genau festgestellter Abweichung immer nur die Behauptung, dass in derselben die Ursachen der verschiedenen Wirkungskraft mit enthalten sind. Will man von einer bestimmten Verschiedenheit behaupten, dass sie eine Ursache der verschiedenen Wirkungskraft und nicht bloss eine gleichgiltige oder schädliche Eigenheit sei, so muss überdies als Richtigkeitsprobe der Beweis erbracht werden, dass ein Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen dieser Art regelmässig stattgefunden habe oder in der Natur der Sache begründet sei; es muss die empirische Feststellung der thatsächlichen Succession durch eine möglichst umfassende Induction bekräftigt oder durch die deductive Klarstellung des causalen Zusammenhanges ergänzt werden. Die Differenz zwischen einem Denker und seinem contingenten Vorgänger wird aber auch weniger enthalten als die volle Ursache ihrer verschiedenen Wirksamkeit. Dies lässt sich entweder so denken, dass die Differenz nur in Verbindung mit den gemeinsamen Elementen beider Denker die thatsächliche Wirkung erzielen könnte, oder auch so, dass der epochale Denker seine Wirkungskraft theilweise äusseren Umständen verdankte, welche ausserhalb der Individualitäten beider Denker gelegen waren.

Dass die gemeinsamen Elemente beider Denker als Ursache des Erfolges mit in Betracht kommen, ist sehr wahrscheinlich, da sie von dem epochalen Denker nicht entlehnt oder übereinstimmend

aufgestellt worden wären, wenn er nicht von ihrem Werthe durchdrungen gewesen wäre, und da die Meinungen eines epochalen Denkers eine Präsumtion der Wahrheit für sich haben, so lange ihre Unwahrheit nicht unzweifelhaft festgestellt worden ist. Dass ferner die äusseren Umstände, die volkswirthschaftlichen und wissenschaftlichen Zustände, welche beiden Denkern vorausgegangen waren oder zwischen ihnen lagen oder beiden nachfolgten, den Erfolg Smith's begünstigt haben dürften, ist ebenfalls wahrscheinlich, weil wohl jede wissenschaftliche Entwicklung ausser dem lebensfähigen Keim auch günstige äussere Umstände voraussetzt, wie dies mehr oder weniger bei jeder Entwicklung der Fall ist. Aber eine naheliegende Reflexion zeigt, dass diese Fehlerquelle der gemeinsamen oder äusseren Ursachen nicht sehr ergiebig sein kann, weil, soweit keine Differenz der Werke vorliegt, jeder gemeinsame oder äussere begünstigende Umstand ebensogut den Werken Turgot's wie jenen Smith's hätte zugute kommen müssen.

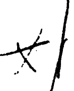
Die ausschlaggebenden Ursachen der verschiedenen Erfolge müssen also jedenfalls in der Differenz der Werke mit enthalten sein; nur ist es nicht erwiesen, dass diese Ursachen auch ohne die gemeinsamen Eigenschaften beider Denker und ohne die begleitenden äusseren Umstände wirksam geworden wären. Es ist also jedenfalls nicht irrig, die ausschlaggebenden Ursachen aus der Differenz der Werke festzustellen; man muss sich nur davor hüten, von analogen Ursachen analoge Wirkungen zu erwarten, wenn nicht gleichzeitig eine Analogie im Verhalten zu dem besten Vorgänger — also in den gemeinsam bleibenden Eigenschaften — und eine Analogie in dem Verhalten zu den Bedürfnissen des Zeitalters — den äusseren Umständen — stattfindet.

Das Ergebniss unserer Betrachtungen über die beiden denkbaren Fehlerquellen unserer Methode geht also dahin, dass erstens eine Differenz zwischen beiden Autoren nur dann als Element der Eigenkraft und nicht eine blosse Eigenheit des epochalen Schriftstellers aufzufassen ist, wenn eine inductive oder deductive Feststellung des Causalzusammenhanges zwischen der betreffenden Differenz und der Wirkungskraft hinzutritt, und dass zweitens eine Verallgemeinerung dieses Causalzusammenhanges nur verlässlich ist, wenn in analogen Fällen ein analoges Verhalten zum besten Vorgänger und zu den Bedürfnissen der Zeit nachgewiesen ist.

§ 13. Plan der Untersuchung.

Die Hauptaufgabe dieser Untersuchung ist die genaue Feststellung der Uebereinstimmung und des Unterschiedes zwischen den Werken von Smith und Turgot. Unsere Untersuchung wird daher offenbar in zwei Hälften zerfallen, von denen die eine die gemeinsamen Elemente und die andere die Differenz zwischen den beiderseitigen Werken beleuchten wird. Zunächst wird das gemeinsame an beiden Denkern klarzulegen sein. Diese erste Hälfte der Untersuchung hat eine doppelte Aufgabe und gliedert sich demgemäss in zwei Abschnitte.

Erstens beweisen die ähnlichen Elemente, dass Turgot wirklich vermöge der weitgehenden Gemeinsamkeit des Gedankeninhalts als Smith's contingenter Vorgänger betrachtet werden kann; dazu genügt der im nächsten (zweiten) Abschnitt enthaltene Nachweis, dass der angebliche „Smithianismus“ schon in Turgot's Werken enthalten sei. Allein bei diesem Nachweise dürfen wir uns nicht beruhigen, weil wir die auffällige Erscheinung, dass Turgot's Ideen als „Smithianismus“ cursiren, nicht mit der bequemen „Erklärung“ durch einen „Zufall“ abthun können. Wir werden daher in einem weiteren (dritten) Abschnitt versuchen, uns über die Ursachen Rechenschaft zu geben, vermöge deren die Nationalökonomie eines



Turgot trotz vieler gesunder Ideen eine blosse Scheinwissenschaft bleiben konnte.

Die zweite Hälfte dieser Untersuchung beleuchtet den Unterschied zwischen den Werken der beiden Denker. Auch diese Differenz lässt eine doppelte Betrachtungsweise zu. Soweit der Inhalt beiden Denkern gemeinsam ist, aber bei jedem von ihnen eine grundverschiedene Ueberzeugungskraft besitzt, kann die Ursache nur in der verschiedenen Form desselben Inhalts gesucht werden; andererseits kann die Differenz nicht in der bloßen Form, sondern im Inhalte der volkswirthschaftlichen Anschauungen beider Schriftsteller gelegen sein. Diese zweite Hälfte der Untersuchung wird demgemäss einen (vierten) Abschnitt über die formale und einen anderen (fünften) über die materiale Ueberlegenheit Smith's enthalten.

Zweiter Abschnitt.

Der „Smithianismus“ bei Turgot.

I. Capitel.

Aehnlichkeit der Werke von Smith und Turgot.

§ 14. Eindruck der Wesensgleichheit.

Der erste Eindruck, welchen eine sorgfältige Lecture Turgot's erzeugt, ist ein verblüffender. Man ist überrascht, in seinen Werken den ganzen „Smithianismus“ ausgesprochen zu finden. Dieser Eindruck ist, wie bereits erwähnt, die beste Garantie dafür, dass wir es wirklich mit dem nächstverwandten Vorgänger zu thun haben. Es sei daher gestattet, die Aeusserungen der namhaften Schriftsteller zu citiren, welche sich dieses Eindruckes nicht erwehren konnten.

Schon Du Pont de Nemours, der erste Herausgeber von Turgot's Werken, versteigt sich in seinen „Mémoires sur la vie et les ouvrages de Turgot“ (1782, p. 100) zu der Aeusserung: „Alles Wahre, das in dem werthvollen, aber nur schwer lesbaren Werke zu finden ist, welches Adam Smith seither über denselben Gegenstand in zwei umfangreichen Quartbänden veröffentlicht hat, findet sich bereits in Turgot's Reflexionen, und Alles, was Monsieur Smith hinzugefügt hat, ermangelt der Genauigkeit und selbst der Begründung (*manque d'exactitude et même de fondement*).“ Wohl könnte man in dieser Aeusserung weniger eine wissenschaftliche Würdigung als den Ausdruck rührender Freundestreue über das Grab hinaus erblicken. Aber Dupont ist mit dieser Aeusserung keineswegs vereinzelt geblieben. Unter Anderen hat sich Eugène Daire, der zweite Herausgeber von Turgot's Werken, in ähnlicher Weise ausgesprochen.

„Wir glauben,“ sagt er in seiner „Notice“ über das Leben Turgot's, „dass es leicht wäre, festzustellen, dass Smith's Lehrgebäude in Wirklichkeit von demjenigen Turgot's und der Physiokraten sich nicht unterscheidet“ (*que la doctrine de Smith ne diffère pas en réalité de celle de Turgot et des physiocrates;* Turgot, „Oeuvres“ I., XLIX, Anm. 2). Schon 1854 sah sich Monjean veranlasst, in seinem Artikel über Turgot im „Dictionnaire de l'Economie Politique“ derartigen Uebertreibungen mit folgender Bemerkung entgegenzutreten: „Quérard, der Verfasser der ‚France littéraire‘, behauptet, dass Adam Smith den Reflexionen von Turgot alle seine werthvollen Gedanken entlehnt habe (*a puisé tout son mérite dans les réflexions*), ohne dass die Franzosen Reclamationen erhoben hätten. Unsere Ansicht geht dahin, dass die Franzosen guten Grund gehabt haben, sich jeder diesbezüglichen Reclamation zu enthalten.“

Diese oberflächliche Abfertigung vermochte den Fortschritt einer Auffassung nicht aufzuhalten, welche sich bei der ersten Lecture der sämmtlichen Werke Turgot's unwiderstehlich aufdrängt und durch den Zug der Zeit zur Herabsetzung Adam Smith's unterstützt wird. Trotz dieser Abmahnung ging daher ein deutscher Forscher noch weiter, als selbst die begeistertsten Franzosen in ihrer begreiflichen Voreingenommenheit für einen ihrer edelsten und fernsichtigsten Staatsmänner sich hatten hinreissen lassen. H. v. Scheel, der Verfasser der anregendsten, allerdings auch einseitigsten deutschen Abhandlung über Turgot (Zeitschr. f. d. ges. Staatswiss., 1868, p. 274 ff.), stellte Turgot nicht nur neben, sondern noch über Smith. Dieser Schriftsteller, welcher seither durch seine elegante Skizze der Literaturgeschichte in Schönberg's Handbuch auf die heranreifende Generation deutscher Nationalökonomen grossen Einfluss gewonnen hat, stellte überhaupt in Frage, „inwieweit der Abschnitt, den wir in der Wissenschaft bei Adam Smith zu machen pflegen, ein innerlich gerechtfertigter sei“.

Er bezeichnete Turgot als den „eigentlichen, ideellen Anfangspunkt der neuen Nationalökonomie“ und Smith's Untersuchung als die „englische Umarbeitung des Physiokratismus“. Er ging sogar so weit, anzunehmen, dass „Turgot vielleicht einen viel geeigneteren Anfangspunkt für die weitere Bildung der Wissenschaft geboten hätte“, denn zwischen Smith und Turgot bestehe der grosse und bedeutungsvolle Unterschied, dass Turgot „auf der breiten Basis einer philosophisch-ethischen Weltanschauung stehe, die ihr End-

ziel in der Verwirklichung der dem Menschen angeborenen Rechte auf freie Arbeit und freies Eigenthum hatte, während sich die Wissenschaft des Adam Smith in dem Kreise der Untersuchungen über Wesen und Bildung des materiellen Reichthums erschöpfte" (S. 268). Einen anderen Unterschied als eine grössere Beschränktheit scheint H. v. Scheel auch nach dem ferneren Verlaufe seiner Abhandlung bei Smith nicht entdeckt zu haben. Dass in Wahrheit ganz andere und sehr tiefgehende Unterschiede vorhanden sind, wird in den späteren Abschnitten dieser Untersuchung klargestellt werden. In diesem Abschnitte aber wird es unsere Aufgabe sein, die Aehnlichkeiten blosszulegen, welche in der That bei liebevoller Lecture Turgot's den Schein erwecken können, als hätte dieser vornehme und doch wirkungslose Denker den ganzen angeblichen Smithianismus formulirt und stellenweise selbst besser durchdacht und energischer ausgesprochen als sein epochemachender Nachfolger.

§ 15. Aeussere Aehnlichkeit der theoretischen Hauptwerke.

Schon äusserlich zeigen die theoretischen Hauptwerke beider Denker eine auffallende Aehnlichkeit in Titel und Gedankengang.

Eine „Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Wohlstandes der Völker" bedeutet annähernd dasselbe wie „Erwägungen über die Entstehung und Vertheilung der Reichthümer".

Schon auf diese „auffallende Aehnlichkeit der Titel" hin folgert H. v. Scheel, dass „das französische Werk dem englischen zur Grundlage gedient habe". Es gibt aber sogar eine Uebersetzung von Turgot's Reflexionen, deren Titel geradezu lautet: „Untersuchung über die Natur und den Ursprung der Reichthümer und ihrer Vertheilung unter den verschiedenen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft." Diese Uebersetzung, deren Urheber der bekannte Physiokrat Mauvillon ist, hat nicht bloss einen anderen Titel, sondern auch eine andere Paragrapheneintheilung als die von Nemours und von Schelle herausgegebenen Texte. Der Uebersetzer erwähnt in seiner weitschweifigen Vorrede viele Nebendinge, z. B. dass er auch eine Handschrift Turgot's über die Versification des deutschen Dichters Gessner in Händen hatte; er spricht aber nicht davon, dass er den Text irgendwie verändert hätte. Die Uebersetzung scheint also auf einem abweichenden Originalmanuscript zu beruhen. Sie ist 1775 in Lugano erschienen, also wahrscheinlich ohne

Kenntniss der erst 1776 zu Ende gedruckten „Untersuchung“ Smith's. Könnte man nachweisen, dass ein ebenso betitelter Text Turgot's seinem schottischen Nachfolger vorlag, so würden die Worte „Wealth of Nations“, welche man bald mit Reichthum, bald mit Wohlstand der Völker wiederzugeben pflegt, als eine Substitution für „Reichthümer und ihre Vertheilung unter den verschiedenen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft“ — also für Wohlstand — erscheinen, und gleichzeitig würde es ausser Zweifel stehen, dass Smith's „Inquiry“ mit Anlehnung an Turgot's „Réflexions“ gearbeitet wurde.

Auf einen Zusammenhang deutet auch die auffällige Aehnlichkeit des Gedankenganges hin. Beide Denker haben denselben — für ihre Zeit merkwürdigen — Ausgangspunkt, die Arbeitstheilung, und gelangen von ihr aus zur Erörterung des Tausches, Geldes und Handels, um dann als zweiten Theil ihrer reinen Theorie eine ausführliche Darstellung des Capitals zu bieten.

Ein Zusammenhang mag demnach zwischen den beiden theoretischen Hauptwerken immerhin bestehen. Freilich dürfte er sich im äussersten Falle darauf beschränken, dass Smith, welcher schon früher Montesquieu commentiren wollte, nun vielleicht seine Vorträge von Glasgow in die Form eines Commentars zu Turgot umgeschrieben haben mag, da ihm die Ueberlegenheit guter französischer Schriftsteller und besonders Turgot's in Bezug auf elegante Anordnung sicherlich bekannt war. Ohne übrigens dieser Frage der subjectiven Originalität einen bedeutenden Werth beizulegen, will ich nur darauf aufmerksam machen, dass, wenn Smith irgendwelche Ursache gehabt hätte, einen geistigen Zusammenhang mit Turgot zu verschleiern, er sicherlich keinen an ihn erinnernden Titel gewählt hätte, dass ferner die Aehnlichkeit der Anordnung leicht einen übertriebenen Eindruck inhaltlicher Aehnlichkeit erzeugt, indem das innerlich Aehnliche, an ähnlichen Stellen gesagt, den ganzen Gedankengang ähnlich erscheinen lässt, während die Verschiedenheiten den Eindruck von modificirenden Einzelausführungen machen, welche Turgot nur der Kürze wegen vernachlässigt habe, ohne sachlich anderer Meinung zu sein.

§ 16. Innere Aehnlichkeit der scheinbar wesentlichen Theorien.

Noch überraschender als die äussere Aehnlichkeit in Titel und Gedankengang ist die innere Aehnlichkeit der Lieblingsideen Tur-

got's und des „Smithianismus". Gewöhnlich identificiert man, wie bereits erwähnt, den „Smithianismus" und den Individualismus. In der Theorie erblickt man gerne das Hauptverdienst Smith's in den beiden „Entdeckungen" der individuellen Arbeitstheilung und der individuellen Capitalsbildung als Voraussetzungen des Wohlstandes. In der Praxis versteht man unter „Smithianismus" schlechthin das *laisser aller*, die absolute Neutralität des Staates gegenüber dem allgemeinen Wettbewerb um wirthschaftliche Güter bei blosser Garantie der Rechtssicherheit. Gibt man die individuelle Arbeitstheilung und die individuelle Capitalbildung als die beiden Hauptursachen des Volkswohlstandes zu, so ist die Freiheit eines Jeden zur Verfolgung seiner egoistischen Zwecke ohne Gewalt und Betrug der beste Weg zum Volkswohlstand, und der Staat hat lediglich Alles gehen zu lassen, wie es Jedem gefällt. Die theoretischen Vordersätze des „Smithianismus" führen also mit auffallend zwingender Logik zu seinem praktischen Postulate, der unbeschränkten Unternehmungsfreiheit. Diese auffallend zwingende Logik legt unserer social aufgeregten Zeit den Verdacht nahe, als sei die theoretische Formulirung des Individualismus überhaupt nur im Dienste seiner praktischen Forderungen erfolgt. Die ganze Theorie der beiden ersten Bücher von Smith's „Untersuchung" erscheint unserer Zeit häufig im Lichte von tendenziösen Prämissen für die Forderung, dass der moderne Staat gegenüber der ärgsten Massenausbeutung und der übermächtigen Concurrenz des Auslandes sich selbst die gewaltigen, die erlösenden Arme binde. Welchen Eindruck müssen nun die Verehrer Smith's haben, wenn sie die Arbeitstheilung und das Capital schon in Turgot's Werken inhaltlich gleich beurtheilt finden? Welchen Eindruck muss es auf Smith's Gegner machen, wenn sie den praktischen Individualismus schon bei seinem französischen Vorgänger in vollster Schärfe ausgebildet antreffen? Offenbar denselben Eindruck, den Quérard treffend formulirt hat, nämlich dass Smith seine ganze welthistorische Bedeutung (*tout son mérite*) aus Turgot's Werken geschöpft habe.

§ 17. Das πρῶτον ψεῦδος der Polemik gegen Smith.

Es wird die Aufgabe der späteren Abschnitte unserer Untersuchung sein, den Nachweis zu liefern, dass weder der Individualismus den wesentlichen Inhalt der Smith'schen Untersuchung noch auch ihr Inhalt ihr einziges Verdienst bilde.

Es ist das πρῶτον ψεῦδος der ganzen Literatur gegen Smith, den Individualismus als den „Smithianismus“ schlechthin darzustellen, als ob Smith sein energischester Vertreter und der praktische Sieg des Individualismus das speciell durch ihn realisirte oder angestrebte Ziel gewesen wäre. In Wirklichkeit aber ist der energischeste Bahnbrecher des praktischen Individualismus nicht Smith, sondern Turgot gewesen. Bei dem letzteren Schriftsteller ist die Theorie wirklich nur eine willkommene Begründung für sein praktisches Programm. Dieses hat er schon in seiner „Éloge de Gournay“ von 1759 verkündet, sein theoretisches Glaubensbekenntniss hinkte erst 1767 in den „Reflexionen“ nach. Diese, von ihm selbst als Skizze bezeichnete Arbeit genügte seinem Bedürfniss nach theoretischer Klarheit, von zwei Fragmenten abgesehen. Dagegen liess er im Dienste des praktischen Individualismus einen wahren Platzregen von Mémoires, Avis, Observations etc. niedergehen. Im Dienste jener rettenden That, welche ihm vorschwebte, der *régénération de la France*, der (friedlichen) *révolution immense*, von welcher er so gerne spricht, im Dienste der Erschaffung eines neuen Frankreich durch die Wunderkraft eines friedlich aller Fesseln entbundenen Volkes, im Dienste dieser eminenpraktischen Mission, die ihm die Hauptsache war, war er der fruchtbarste Schriftsteller seiner Zeit. In Turgot lebte thatsächlich jene grossherzige Illusion von der allheilenden Kraft der Freiheit und ihrer wirthschaftlichen Form, des *laisser aller*, jene Ueberzeugung von der alleinseligmachenden Wahrheit des praktischen Individualismus, die man gerne Smith zuschreibt. Den theoretischen Individualismus zuerst als Vordersatz für das Postulat schrankenloser wirthschaftlicher Freiheit des Individuums wirksam formulirt zu haben, ist eine That, für welche Ruhm und Tadel in erster Linie Turgot trifft. Dies nachzuweisen ist die Aufgabe dieses Abschnittes. Derselbe wird daher zunächst darthun, dass die auffallendsten Lehren des theoretischen Individualismus, wie die Theorie von der individuellen Arbeitstheilung und Capitalbildung als Ursachen des fortschreitenden Volkswohlstandes schon in Turgot's Werken enthalten sind, sodann, dass Turgot als praktischer Individualist eine viel schroffere und folgerichtigere Stellung einnimmt als sein Nachfolger.

II. Capitel.

Der theoretische „Smithianismus“ bei Turgot.

§ 18. Die Arbeitstheilung bei Turgot.

Die Idee, dass durch die Arbeitstheilung die Güterversorgung Aller verbessert werde, ist nicht erst bei Smith zu finden und bildet nicht einmal eine Errungenschaft von Turgot's Reflexionen, sondern gehört zum ältesten Bestande von Turgot's Denken, so wie sie ja bekanntlich längst vor ihm ausgesprochen war. In dem Briefe an Madame de Graffigny, in welchem unser Philosoph im Alter von 24 Jahren auf Ansuchen dieser Schriftstellerin ihren Roman „Lettres péruviennes“ kritisirte, hebt er u. A. als einen Fehler des Romans hervor, dass die Heldin desselben zu sehr zur Verurtheilung und zu wenig zum Verständniss der gesellschaftlichen Einrichtungen angeleitet werde. „Die Ungleichheit ist kein Uebel, sie ist ein Glück für die Menschen,“ sagt unser junger Kritiker. „Wie stünde es um die menschliche Gesellschaft, wenn sich die Sache nicht so verhielte und jeder sein kleines Feld selbst bearbeitete? Es würde nöthig sein, dass jeder auch sein Haus selbst aufbaue und seine Kleider selbst anfertige. Wovon würden die Bewohner jener Ländereien, welche kein Getreide erzeugen, sich nähren können? Wer würde die Waaren von einem Lande ins andere führen? Der geringste Landmann geniesst eine Menge von Waaren, welche oft aus den entferntesten Gegenden gesammelt worden sind. Selbst für den schlechtest Ausgerüsteten haben tausend und vielleicht hunderttausend Hände gearbeitet.“ (Turgot, „Oeuvres“, I, p. XXXV.) Wie sehr erinnert der Ausklang der Lehre von der Arbeitstheilung an den Ausklang des analogen Capitels von Smith (Bd. I, Ch. I), und wie gering ist die Wahrscheinlichkeit, dass der Denker von Kirkcaldy jenen Brief an Madame de Graffigny gekannt habe!

In den Reflexionen dient die Arbeitstheilung ebenfalls zur Rechtfertigung der Vermögensungleichheit, und zwar sofort im § 1. Dort wird die Bodenvertheilung nach dem für jeden Einzelnen nothwendigen Ausmass verworfen, weil es gewiss sei, dass „wenn alle gleich wären, Niemand für den Anderen arbeiten möchte“. Man beachte gleich hier die Oberflächlichkeit, mit welcher z. B. die alttestamentarische, daher dem ehemaligen Theologen gewiss bekannte gleichmässige Vertheilung des Bodens nach Familien ignorirt wird, durch welche die Arbeit des einen Individuums für das andere

keineswegs ausgeschlossen worden ist. In § 3 wird die Unentbehrlichkeit der Arbeitstheilung durch das trefflich gewählte Beispiel des Gerbens illustrirt. „Welcher Ackerbauer könnte seine Aufmerksamkeit auf alle nothwendigen Einzelheiten dieser Operation richten, welche mehrere Monate und selbst mehrere Jahre zu dauern pflegt? Und wenn er es könnte, dürfte er es um eines einzigen Lederstückes willen thun? Welcher Verlust an Zeit, an Raum und an Stoffen, welche mit gleichem Zeitaufwande ausreichen würden, um eine grosse Menge von Leder damit zu gerben!“ Für die Hauptwirkung der Arbeitstheilung findet Turgot im § 4 die wahrheitsgemässe, wenn auch vage Formel: „Indem sich jeder nur einer Arbeitsart hingab, richtete er viel mehr aus.“ Dass er die gesellschaftliche Tragweite dieses Erfolges des Einzelnen ebenso hoch anschlug wie Smith, geht aus § 50 hervor, in welchem er die „wunderbare Beschleunigung“ der gesellschaftlichen Fortschritte durch die Geldwirthschaft auf die dadurch erleichterte Arbeitstheilung zurückführt. „Je mehr das Geld jede Waare vertreten konnte, desto mehr war jeder Einzelne in der Lage, sich ausschliesslich der von ihm gewählten Art des Ackerbaues und der Industrie hinzugeben und sich jeder Sorge für die Befriedigung seiner übrigen Bedürfnisse zu entschlagen.“ Das Geld ist also schon von Turgot als ein blosses „Liquidationsmittel der Arbeitstheilung“ und die letztere als der Hauptmotor des gesellschaftlichen Fortschrittes aufgefasst worden, geradeso wie von Smith. Dabei möge nicht übersehen werden, dass bei Turgot die Arbeitstheilung noch entschiedener individualistisch vorgestellt wird, indem vorzugsweise auf die Berufstheilung z. B. zwischen Ackerbauer und Gerber hingewiesen wird, während Smith die organisirte Arbeitstheilung bei der Nadelfabrication u. dgl. in den Vordergrund stellt. Es ist aber klar, dass die Berufswahl des Unternehmers viel mehr das Gepräge individueller Willkür hat als die Uebernahme einer bestimmten Verrichtung innerhalb des Getriebes einer organisirten Arbeitsvereinigung.

§ 19. Das Capital bei Turgot.

Im Gegensatze zu den sporadisch verstreuten Bemerkungen Turgot's über die Arbeitstheilung bildet das Capital den fast monographisch dargestellten Gegenstand der zweiten Hälfte der Reflexionen genau so gut wie des zweiten Buches von Smith's „Wealth of Nations“.

Wieder wird in einer kurzen Formel die Bedeutung des Capitals treffend zusammengefasst: „Die Capitalien sind eine unentbehrliche Voraussetzung für alle gewinnbringenden Arbeiten.“ (353, Rubrik.) Der Satz wird in § 54 der Reflexionen weiter ausgeführt: „Alle Arten von Arbeiten des Ackerbaues, der Industrie und des Handels bedürfen der Capitalien. In jedem Gewerbe muss im Vorhinein dafür gesorgt sein, dass der Arbeiter Werkzeuge und einen genügenden Vorrath von Stoffen habe, welche der Gegenstand seiner Arbeit sind; er muss ferner zu leben haben, während er den Verkauf seiner Arbeiten abwartet.“ Wer denkt hier nicht an Smith's *tools to work with*, *matters to work upon* und *provisions to work for*. Dieser annähernden Vollkommenheit seiner Einsicht in die Functionen des Capitals entspricht die annähernde Vollständigkeit seiner Uebersicht über die Arten der Capitalsanlage (in Ackerbau, Grundbesitz, Gewerbe, Handel und Darlehen), welche den grössten Theil seiner Ausführungen über das Capital in sich schliesst. Nur der Umstand, dass auch dieser vorurtheilsloseste Physiokrat die Entstehung des Capitals auf die Sammlung von Ueberschüssen des Bodenertrages zurückführt, erinnert an die Entstehung seines Capitalsbegriffes aus der physiokratischen Theorie der *avances*. Besonders deutlich tritt seine klare Einsicht in die volkswirthschaftliche Function des Capitals bei seinen Erörterungen über die Ursachen und Wirkungen des hohen oder niedrigen Zinsfusses hervor. „Es ist der Ueberfluss an Capitalien, welcher alle Unternehmungen belebt“, sagt er in jenem berühmten § 89, in welchem der als schwungvoller und bilderreicher Redner bewährte Denker den Zinsfuss so glücklich mit einem Wasserspiegel vergleicht, „unterhalb dessen jede Arbeit, jeder Ackerbau, jeder Handel aufhören muss“.

Auch die sociale Bedeutung des Capitals ist unserem Forscher ebensowenig entgangen wie die volkswirthschaftliche Function desselben. Turgot hebt (§ 62) den Gegensatz zwischen den *entrepreneurs capitalistes* und den *simples ouvriers* hervor. Man glaubt eine Stelle aus Smith vor Augen zu haben, wenn man in § 60 der Reflexions liest: „Vor der Trennung der Berufe, als derselbe Mensch, welcher die Erde anbaute, auch seine übrigen Bedürfnisse durch seine Arbeit deckte, braucht man keine anderen Capitalien als die natürlichen Erzeugnisse der Erde; aber als viele Mitglieder der Gesellschaft nichts Anderes hatten, um davon zu leben, als ihre Arme, da mussten diejenigen, welche auf diese Weise von ihren Löhnen

lebten, vor Allem irgend etwas vorschussweise erhalten, sei es, um sich die Stoffe ihrer Arbeit zu verschaffen, sei es, um bis zur Auszahlung ihres Lohnes zu leben." Das specifisch Individualistische an seiner Capitalsauffassung geht übrigens noch weiter als bei Smith. Dieser hat die Aneignung eines Theiles des Arbeitsertrages durch den Capitalisten nie ausdrücklich gebilligt — wohl aber hat dies Turgot gethan, wie anlässlich der Eigenthumstheorie (s. u. § 22) gezeigt werden wird.

§ 20. Zusammenfassung.

Der Gesammteindruck, welchen Turgot's Verhalten zum theoretischen Individualismus hervorbringt, geht dahin, dass der französische Denker die individuelle Arbeitstheilung und Capitalbildung in ihrer Wirkung auf die Volkswirthschaft ähnlich wie Smith beurtheilt hat, dass er freilich bezüglich der weltgeschichtlichen Anfänge beider Erscheinungen von beschränkt physiokratischen Vorstellungen beherrscht wurde, zugleich aber bezüglich der specifisch individualistischen Auffassung beider Erscheinungen Smith noch übertroffen hat.

III. Capitel.

Der praktische „Smithianismus" bei Turgot.

§ 21. Die vier Voraussetzungen des praktischen „Smithianismus".

Die Opposition, welche sich seit dem Anfang dieses Jahrhunderts zuerst schüchtern und vereinzelt, dann immer allgemeiner, heftiger und geräuschvoller gegen den „Smithianismus" erhoben hat, gilt wohl in erster Linie dem praktischen „Smithianismus", d. i. der angeblichen Forderung Adam Smith's, dass der Staat jeder Bethätigung des Unternehmungsgeistes, bei welcher nicht Betrug und Gewalt nachweisbar sind, unter allen Umständen unthätig die Zügel schiessen lasse. Diese Forderung setzt voraus, dass überhaupt der Wohlstand der Nationen in erster Linie von einem bestimmten Verhalten der Staatsgewalt abhänge, wäre es auch nur von einem negativen Verhalten. Dieser Standpunkt ist so wenig derjenige Smith's, dass wir vielmehr diesem unvergleichlichen Denker zum Theil den Antrieb und die Mittel zu seiner Ueberwindung verdanken. Wohl aber liegt in ihm die Rechtfertigung für die Reform-

leidenschaft seines französischen Vorgängers, des unerschrockenen Bahnbrechers des praktischen Individualismus.

Die schrankenlose Bethätigung des Individualismus beruht auf vier Voraussetzungen, von denen die eine positiv ist, die drei anderen negativ. Die positive Voraussetzung für die schrankenlose Bethätigung des individuellen Unternehmungsgeistes ist das möglichst unbeschränkte Privateigenthum an den Productionsmitteln. Die drei negativen Voraussetzungen sind der Mangel an Controle durch Berufsgenossenschaften, an Einmengung der öffentlichen Gewalt und an Hindernissen des internationalen Verkehrs. Jener positiven und diesen drei negativen Voraussetzungen entsprechen vier Postulate des „Smithianismus“. Ihnen entspricht aber auch eine vierfache Opposition gegen den angeblichen „Smithianismus“: Die socialistische Opposition gegen das Privateigenthum an den Productionsmitteln, die zünftlerische oder gewerkschaftliche gegen den Atomismus des isolirten Individuums, die bureaukratische gegen die Beseitigung der staatlichen Bevormundung und die national-exclusive gegen den kosmopolitischen Freihandel.

In allen diesen Richtungen hat schon Turgot den praktischen Individualismus ausgebildet, und zwar meist viel schroffer und folgerichtiger als Smith, wie in diesem Capitel nachgewiesen werden soll.

§ 22. Das Privateigenthum bei Turgot.

Adam Smith hat auf die ganze Discussion über die Berechtigung des Privateigenthums nicht ein Wort verschwendet. Nicht, als ob dieselbe zu seiner Zeit noch nicht existirt hätte! So lange es civilisirte Menschen gibt, ist die Frage nach der Berechtigung des Unterschiedes von Arm und Reich nicht von der Tagesordnung verschwunden und am allerwenigsten zur Zeit eines Rousseau oder Mably. Auf welcher Seite Smith mit seinem Herzen stand, zeigen seine bekannten Seitenhiebe auf die Grundbesitzer, welche „ernten wollen, wo sie nicht gesäet haben“, auf die Unternehmer, vor deren Intriguen das Publicum und die Gesetzgeber beständig gewarnt werden, und auf die Capitalisten, welche kein Vaterlandsgefühl haben, kurz auf jedes einzelne Element der besitzenden Classen, während die „arbeitenden Armen“ (*the labouring poor*) regelmässig als der seine Interessen nicht hinlänglich verstehende, nicht genug organisirte, von der Noth des Augenblicks bedrängte, daher in der Praxis ausgebeutete Stand dargestellt werden, der in seinen besseren

Bestandtheilen den Kern und die Zukunft der Nation enthalte. Aber bei aller Wärme seiner Sympathie für diejenigen, welche ohne ihr Verschulden bei der Theilung der Erde zu kurz gekommen sind, scheint der grosse Forscher eine ernstliche Discussion über die Berechtigung des Privateigenthums geflissentlich vermieden zu haben, da er weder eine praktische Beseitigung des Privateigenthums für möglich, noch eine Polemik — sei es im Sinne des Volksneides, sei es auf der Seite des Protzenthums — für ehrenhaft halten mochte. Während also Smith das Privateigenthum einfach stillschweigend voraussetzte, fühlte sich Turgot berufen, es ausdrücklich zu vertheidigen. Die Apologie des Privateigenthums, dieses Leitmotiv der orthodoxen Nationalökonomie in Frankreich, nimmt schon in dem bereits erwähnten Briefe des vierundzwanzigjährigen Jünglings an Madame de Graffigny einen breiten Raum ein. Der spätere Bahnbrecher der Unternehmerfreiheit verfällt dabei sogar schon in jene Affectation der Herzlosigkeit, jenes scheinbar lieblose Hervorkehren der *vérités désagréables*, welches den Vertretern der Unternehmerfreiheit die Sympathien der arbeitenden Classen später so oft entfremdet hat.

„Die Menschen sind durchaus nicht gleich geboren" (*ne sont point nés égaux*), sagt Turgot in bezeichnendem Gegensatz zu der bescheidenen Denkweise des Philosophen der Arbeit über die ursprünglich gleichen Anlagen des Lastträgers und des Philosophen. (W. o. N. Bd. I, Ch. II, pag. 28.) Dagegen glaubt man einen Wortführer der modernen Bourgeoisie zu vernehmen, wenn Turgot fortfährt: „Die (ungleiche) Kraft der Menschen, ihr Geist, ihre Leidenschaften würden immer das Gleichgewicht durchbrechen, welches die Gesetze etwa unter ihnen herstellen könnten. Was wäre die Gesellschaft ohne diese Ungleichheit der Classen? Jeder würde auf das Nöthigste beschränkt sein, oder vielmehr es würde eine grosse Menge von Menschen geben, die auch des Nöthigsten nicht sicher wären. Man kann nicht den Boden bebauen, ohne die Werkzeuge und die bis zur nächsten Ernte nöthigen Lebensmittel zu haben ... Es ist nützlicher und gerechter, dass diejenigen, welche entweder zu wenig Verstand oder zu wenig Glück gehabt haben, ihre Arme denjenigen zur Verfügung stellen, welche sie zu beschäftigen wissen. Ihr Unterhalt ist dann gesichert, ihre Abhängigkeit freilich ebenfalls. Es ist nicht ungerecht, dass derjenige, welcher eine gewinnbringende Arbeit ersonnen und seinen

Mitarbeitern (*coopérateurs*) die nöthigen Nahrungsmittel und Werkzeuge zur Verfügung gestellt hat, der mit ihnen zu diesem Zwecke nur freie Verträge geschlossen hat (*qui n'a fait avec ceux pour cela que des contrats libres*), sich den besten Theil zurückbehalte (*se réserve la meilleure part*), dass er zum Lohne für seine Vorschüsse weniger Mühe und mehr Musse habe. Auch vermehrt das, was er an seinem billigerweise besseren Antheil (*sa part équitablement meilleure*) ersparen kann, seine Capitalien, d. i. seine Macht, andere Unternehmungen auszuführen."

Im Keime enthalten diese Aeusserungen die ganze Weltanschauung des Manchesterthums, welches von der rückhaltlosen Anerkennung der natürlichen Ungleichheit der Menschen und des Glückes als eines legitimen Factors im Wirthschaftsleben ausgeht, einen gewissen Grad von Abhängigkeit und Ausbeutung als unvermeidliche Schattenseite des unentbehrlichen Privatcapitals mit in den Kauf nimmt und alle seine Hoffnungen betreffs einer besseren Zukunft auf die Vermehrung der Capitalien gründet, somit zunächst nach dem Reicherwerden der Reichen zu streben und den Armen mehr zu verachten als zu beachten scheint.

Auch die Reflexionen beginnen sofort im ersten Paragraphen mit einer Rechtfertigung der Vermögensungleichheit und geben sich stellenweise (§§ 19 und 31) geradezu als eine Erklärung des arbeitslosen Einkommens (*moyen d'être riche sans travailler*), und zwar ohne ein Wort des Tadels, ja sogar mit der Vorstellung, dass ein Theil dieses arbeitslosen Einkommens, das „*revenu net*" der Grundbesitzer, den Wohlstand Aller und die Macht des Staates bewirkt.

Besonders interessant als Beweis für die streng individualistische Natur seines Eigenthumsbegriffes ist Turgot's Motivirung der Zinsfreiheit. Nachdem er in seinem „Mémoire sur les Prêts" (§ 19) die „absolute Nothwendigkeit" des verzinslichen Darlehens für das Gedeihen und die Erhaltung des Handels nachgewiesen hat, fährt unser Schriftsteller im § 23 fort: „Was das verzinsliche Darlehen zu einem legitimen Geschäfte macht, ist nicht seine Nützlichkeit oder richtiger Nothwendigkeit für die Erhaltung des Handels."

„Es ist vermöge eines Grundsatzes gestattet, der noch allgemeiner und ehrwürdiger ist, da er die Grundlage bildet, welche das ganze Gebäude der Gesellschaft trägt, ich will sagen: vermöge des unverletzlichen, mit dem Eigenthum

verbundenen Rechtes, absoluter Herr seiner Sache zu sein, nur mit seiner eigenen Zustimmung ihrer beraubt werden zu können und an seine Einwilligung diejenige Bedingung zu knüpfen, welche man für passend erachtet.“ Für Turgot ist also das Recht auf schrankenlose Bethätigung des Privateigenthums ein höheres Princip als die „absolute Nothwendigkeit“ für den allgemeinen Verkehr; gegen das arbeitslose Einkommen und die Aneignung des besseren Theiles, der des Arbeitsertrages durch den Arbeitgeber, hat er nichts einzuwenden; eine rücksichtslosere Ausgestaltung des individualistischen Eigenthumsbegriffes ist wohl kaum zu denken.

§ 23. Die Isolirung des Individuums bei Turgot.

Diejenigen Gegner des „Smithianismus“, welche sich nicht genial genug fühlen, eine unerhörte Gesellschaftsordnung frisch vom Papier weg ins vielgestaltige, widerstandsreiche Leben übersetzen zu können, möchten zwar das Privateigenthum an den Productionsmitteln bestehen lassen, halten aber dem „Smithianismus“ andere Sünden vor, unter welchen sein „Atomismus“ eine grosse Rolle spielt.

Es sei nicht wahr, behauptet diese antiatomistische Richtung, dass das freie Spiel von Angebot und Nachfrage den sichersten Weg zu zweckmässiger Production und gerechter Ausgleichung der Einkommen bedeute. Die freie Concurrenz oder der unbeeinflusste Wettbewerb entfessle vielmehr einen Kampf Aller gegen Alle, führe zur Unterdrückung der wirthschaftlich Schwachen, zur fortschreitenden Bereicherung der Reichen und Verelendung der Armen, zu anarchischer Production, zu furchtbaren Krisen, zur Vernichtung des Kleingewerbes durch das Grosscapital und zur Erdrückung der heimischen Industrie durch die übermächtige Production des Auslandes. Gegenüber diesen wirthschaftlichen Elementargewalten sei das isolirte Individuum ohnmächtig. Erst wenn das Individuum im Schosse einer grösseren Gemeinschaft geborgen sei, könne es der Ebbe und Fluth von Angebot und Nachfrage und den verheerenden Cyklonen der modernen Krisen mit verhältnissmässigem Gleichmuthe entgegensehen. Je nachdem der betreffende Denker mehr eine altdeutsche oder eine neubritische Geschmacksrichtung besitzt, wird dann eine Rückkehr zu den alten Innungen oder ein Fortschreiten zu den Arbeitsgilden der Gegenwart empfohlen. Aber jedenfalls erscheint der Smithianismus als die Verkörperung des

bösen Princips der Isolirung und jenes kurzsichtigen Atomismus, welcher jedes Individuum des corporativen Haltes beraubt habe.

Thatsächlich aber ist Smith in diesem Punkte die Mässigung selbst, wenn man ihn mit Turgot vergleicht. Allgemein bekannt, weil oft citirt, ist die Stelle des „Wealth of Nations“, an welcher Smith sich gegen Berufsgenossenschaften ausspricht, weil „Geschäftsleute derselben Branche selten zusammenkommen, wäre es auch nur zu Unterhaltungs- und Zerstreuungszwecken, ohne dass ihr Gespräch mit einer Verschwörung gegen das Publicum oder mit irgend einer Erfindung zur Erhöhung der Preise endet“. Aber weniger Nachdruck wird gewöhnlich auf die vorsichtig gehaltene Fortsetzung dieser Stelle (Bd. I, Ch. 10, pag. 116) gelegt: „Freilich ist es unmöglich, derartige Zusammenkünfte durch ein Gesetz zu verhindern, welches entweder ausführbar oder mit der Freiheit und Gerechtigkeit verträglich wäre.“ In demselben Jahre, in welchem diese Worte gedruckt wurden, versuchte Turgot thatsächlich, was Smith für unmöglich hielt. In seinem berühmten Edicte gegen die Zünfte heisst es kategorisch: „Ebenso verbieten wir allen Meistern, Gesellen, Arbeitern und Lehrlingen der besagten Corporationen und Communitäten, irgend einen Verein oder irgend eine Versammlung unter sich zu organisiren, unter welchem Vorwande dies auch geschehen mag!“

§ 24. Die Geringschätzung der öffentlichen Verwaltung bei Turgot.

Ein guter Theil der Opposition gegen den Smithianismus rührt von jenen Nationalökonomen her, deren Staatsgefühl durch die wiederholten Ausführungen Smith's über die Ohnmacht der Staatsgewalt in wirthschaftlichen Dingen beleidigt wird. Aber auch in dieser Beziehung hat sich Smith keineswegs weiter vorgewagt als Turgot, welcher sich an vielen Stellen in demselben Sinn ausgesprochen hat wie in der „Éloge de Gournay“ (I. 276): „In jeder Hinsicht, in welcher die Verkehrswirthschaft (*le commerce*) den Staat interessiren kann, wird das Sonderinteresse, sich selbst überlassen, immer das allgemeine Wohl sicherer verwirklichen als die Operationen der Regierung, welche immer fehlerhaft sind und durch eine unklare und unsichere Theorie beherrscht werden.“ In dem uns erhaltenen Auszuge aus dem dritten Briefe über die Freiheit des Kornhandels (I. 169) heisst es geradezu: „Nur die Privatleute besorgen ihre Angelegenheiten sorgfältig (*il n'y a que les particu-*

liers, qui soignent bien leurs affaires)." Vor den städtischen Beamten hat er ebensowenig Hochachtung. „Die Magazine," fährt er fort, „welche der Staat oder die Städte errichten, mit der Sicherheit für ihre Verwalter, dass der etwaige Verlust nicht von ihnen getragen werde, werden immer schlecht gehalten sein, und das Interesse des Angestellten an der Vermehrung der Kosten macht sie vollends ruinös."

§ 25. Der Kosmopolitismus bei Turgot.

Endlich sei die vierte Classe von Opponenten gegen den Smithianismus erwähnt, diejenige, welche sich gegen den internationalen Freihandel als Auslieferung der eigenen Producenten an die Uebermacht der ausländischen Concurrenz zur Wehre setzt. Man kennt die energisch verkündeten Ueberzeugungen Adam Smith's in dieser Richtung; man kennt aber auch die Stelle, an welcher er selbst die Idee der wirklichen Einführung des Freihandels zwischen England einerseits und Irland sowie den Colonien andererseits als utopistisch bezeichnet. Ganz anders stürmt Turgot vor. Als sein vorgesetzter Minister an ihn die Anfrage richtete, welche Massregeln er zur Hebung der Eisenindustrie anrathen könne, antwortete der Intendant von Limoges trotz der ihm wohlbekannten Absicht des Ministers, sich Schutzzölle empfehlen zu lassen, u. A. mit den geharnischten Worten: „Ich kenne kein anderes Mittel, irgend eine Industrie zu heben, als die grösste Freiheit von allen Abgaben, welche das schlecht verstandene Interesse des Fiscus ihr auferlegt hat." („Mémoire sur la marque des fers", I. 377.) Gegen diejenigen Industriellen, welche den Minister um Schutzzölle bestürmen, bemerkt er: „Diese Dummköpfe (*imbéciles*) sehen nicht, dass dasselbe Monopol, welches sie ausüben — und zwar gegen ihre eigenen Mitbürger, die Consumenten der Waare, nicht aber, wie sie der Regierung gegenüber vorgeben, gegen die Ausländer — ihnen durch dieselben Mitbürger vergolten wird, welche ihrerseits ihnen wieder andere Arten von Waaren verkaufen . . ., dass dieses Monopol aber in Wirklichkeit einen Verlust für die Gesammtheit des nationalen Handels bedeutet oder vielmehr für den Staat, welcher, weniger im Auslande einkaufend, auch weniger an das Ausland verkaufen kann." (I. 381.) Und zwei Seiten nachher: „Die Wahrheit ist, dass, indem man Anderen schaden will, man sich selbst schadet, nicht bloss, weil die Repressalien für derartige

Verbote so leicht zu ersinnen sind, dass die anderen Nationen nicht ermangeln, ebenfalls darauf zu verfallen, sondern überdies deshalb, weil man sich die unschätzbaren Vortheile eines freien Handels benimmt, Vortheile, welche so gross sind, dass, wenn ein grosser Staat, wie Frankreich, den Versuch damit machen wollte, die anderen Völker bald zur Nachahmung gezwungen sein würden, um nicht durch den völligen Verlust ihres Handels zu verarmen."

Denselben Freihandel also, den Smith zwar billigte, aber als Utopie betrachtete, wollte Turgot unbedenklich sofort in die praktische Politik einführen.

§ 26. Zusammenfassung.

Alle jene praktischen Forderungen, welche in der französischen Revolution zur Begründung der Freiheit des Individuums verwirklicht wurden und heute Schaaren von Feinden gegen den „Smithianismus" in Bewegung setzen, beruhen auf vier Voraussetzungen. In Bezug auf alle diese Voraussetzungen hat sich der zum Weltverbesserer angelegte Staatsmann der Aufklärung viel weiter vorgewagt als der bedächtige Gelehrte von Kirkcaldy. Wo dieser schweigt (Privateigenthum), sagt Turgot seine Meinung scharf heraus; wo der Denker vor dem Handeln warnt (Isolirung des Individuums), handelt der Minister; was jener als eine Utopie nicht zu hoffen wagt (Freihandel), will dieser sofort für sein Vaterland in Angriff nehmen und in kurzer Zeit für die ganze Welt erzwingen. Die Bannflüche, welche Rösler und Andere gegen Smith geschleudert haben, treffen nicht den wahren Schuldigen. Die hohe Ehre, die wirthschaftliche Freiheit des Individuums unerschrocken und folgerichtig gefordert und gefördert zu haben, der weltgeschichtliche Ruhm, die mittelalterlichen Fesseln der Volkswirthschaft gesprengt zu haben, aber auch der Vorwurf rücksichtsloser Preisgebung der minder Unternehmungslustigen, moralisch und materiell schwächeren Individuen an die Ausbeutungssucht übermächtiger Classen und Länder ist von Turgot bedeutend früher und in viel höherem Grade verdient worden als von Smith. Ebenso sind die Grundlagen des theoretischen Individualismus schon von Turgot gelegt worden. Der vielverlästerte „Smithianismus" ist in Wahrheit ein von Smith später gemässigter Turgotismus. Warum sich dieser wissenschaftlich unwirksam erwies, wird im nächsten Abschnitt dargelegt werden.

Dritter Abschnitt.

Die Scheinwissenschaft bei Turgot.

I. Capitel.

Scheinwissenschaft und echte Wissenschaft.

§ 27. Die drei Stadien einer Erfahrungswissenschaft.

Die Entwicklung der Erfahrung zur Wissenschaft wird sich naturgemäss in drei Stadien vollziehen. Zu der vorwissenschaftlichen Häufung von Erfahrungen wird zunächst irgend eine wissenschaftliche Methode und irgend ein Versuch eines Erklärungsprincips hinzutreten, bevor noch die specifische Methode dieser Wissenschaft und ihr eigenthümliches Erklärungsprincip aufgefunden werden wird. Es wird eine Scheinwissenschaft entstehen, ein Stadium der formal wissenschaftlichen und material oberflächlichen Scheinerklärungen für die mehr oder minder vollständig gesammelten, aber meist weder streng noch vorurtheilslos geprüften „Thatsachen“ der Erfahrung.

Die Natur scheint nämlich über jedes Gebiet der Erkenntniss einen Schleier der Maja gebreitet zu haben, welcher nur von der höchsten Unbefangenheit, Gründlichkeit und Denkschärfe zersetzt werden kann. Der dogmatische Denker, dem nicht das unbefangene Forschen, sondern das Behaupten gewisser vorgefasster Meinungen die Hauptsache ist, ebenso wie der seine Zeitgenossen nicht bedeutend überragende Forscher kann in Folge der vielen möglichen, oberflächlich befriedigenden Erklärungsversuche sich leicht selbstzufrieden ein System bereiten, das mehr aus seinen vorgefassten Meinungen und der Beschränktheit der persönlichen Erfahrungen als aus der Natur des Objectes entsprungen ist. Der Zufall hat

Columbus zuerst zu den Bahama-Inseln geführt, gewiss nicht zu dem wichtigsten Theile Amerikas, wohl aber zu einem solchen, der annähernd in der geographischen Breite des Ausgangspunktes seiner Entdeckungsreise lag. Ganz ebenso dürfte es im Allgemeinen bei der Forschung ergehen. Die Erkenntniss des Wichtigsten am Objecte ist erst eine Frucht der Wissenschaft; sie ist nicht schon beim Entstehen derselben vorhanden. Die Wissenschaft entwickelt sich aus Beobachtungen über die dem Forscher naheliegendsten und auffälligsten Erscheinungen; diese Beobachtungen führen zunächst theilweise zu unbefugten Generalisationen und zur Ueberschätzung unwesentlicher Zufälligkeiten. Daraus entsteht bei formal wissenschaftlicher Behandlung eine Scheinwissenschaft der Vorurtheile, welche aber selbst dem begabten Forscher bei dem üblichen Grade von Concentration annehmbar erscheinen muss, wenn sie überhaupt soll existiren können. Diese Scheinwissenschaft vernachlässigt aber die ihrer historischen Entwicklung ferner liegenden Theile des Objectes; es kann nun leicht eine entgegengesetzte Schule entstehen, welche nur diese Theile berücksichtigt. Die Wissenschaft mit einem Ruck auf ihre wahre Grundlage zu stellen, kann aber nur demjenigen vergönnt sein, der dem bisherigen Scheine überlegen ist, ohne sich durch einen neuen Schein blenden zu lassen, weil seine Forschung durch das Object und nicht durch seine zufälligen subjectiven Wünsche und persönlichen Erfahrungen oder durch die auf seine Zeitgenossen einwirkenden, „in der Luft liegenden“ Anschauungen geleitet wird. Dieses Zwischenstadium zwischen blosser Empirie und Wissenschaft kann bei nicht besonders verwickelten oder irreführenden Erscheinungsgruppen vermittelst der Denkarbeit eines einzigen genialen Kopfes entstehen und überwunden werden; in diesem Falle kann es der Nachwelt verborgen bleiben. In der Regel freilich wird die Erfahrungswissenschaft nach dem ersten Stadium, jenem der unwissenschaftlichen Empirie, so deutlich in das zweite Stadium, jenes der blossen Scheinwissenschaft übergehen und so lange darin verharren, dass ihre Entwicklung vom Standpunkte der Nachwelt, welche bereits durch eine Leistung überlegenen Scharfsinnes in den Besitz der echten Wissenschaft gelangt ist, in jene drei Stadien abgetheilt erscheinen wird. Auch die echte Wissenschaft pflegt noch scheinwissenschaftliche Elemente zu enthalten, welche naturgemäss im Zustande der Controverse sein oder in denselben gelangen müssen;

wenn sie sich häufen und das wissenschaftliche Interesse sich ihnen vorzugsweise zuwendet, so können sie einen Rückfall des ganzen Wissensgebietes in den Zustand der Scheinwissenschaft und selbst einer vorwissenschaftlichen Empirie mit Verachtung aller „Theorie“ bewirken. Zur Zurückführung der Theorie in den Zustand der echten Wissenschaft ist die genaue Beobachtung ihrer früheren Stadien und der Mittel nothwendig, durch welche bereits in einer früheren Epoche die Begründung der echten Wissenschaft ermöglicht wurde.

§ 28. Erfahrung ohne Wissenschaft.

Erfahrung ohne Wissenschaft bildet das erste Stadium der Entwicklung einer Erfahrungswissenschaft. Ohne Ahnung selbst von der Möglichkeit einer bestimmten Erfahrungswissenschaft werden unter dem Drucke praktischer Bedürfnisse oder durch den Antrieb der Wissbegierde umfassende Erfahrungen über eine Gruppe von Erscheinungen gesammelt. Personen von weiterem Gesichtskreise erkennen in scheinbar „noch nicht dagewesenen“ Begebenheiten alte Geschichten in neuem Gewande; sie bemerken thatsächliche Unterschiede daheim und in der Fremde, in den wirthschaftlichen Zuständen während ihrer Jugendjahre und in den später entwickelten Verhältnissen, in dem Verhalten ihres Körpers und ihrer Umgebung unter verschiedenen Umständen etc. Sie bemerken zunächst nur die gröbsten Unterschiede, da oberflächliche Schätzungen und undeutliche Erinnerungen einstweilen die Stelle der späteren wissenschaftlichen Feststellungen ersetzen müssen. Sie suchen nach den Ursachen der Wiederkehr jener alten Geschichten, nach den Ursachen der Unterschiede in analogen Fällen. Die Volksweisheit kommt ihnen zu Hilfe. Die Sprache selbst enthält eine Fülle von Identificationen und Subsumtionen durch Anwendung desselben Wortes auf sinnliche und abstracte, weitere und engere Begriffe; in den Bauernregeln, Sprichwörtern u. dgl. sind die Erfahrungen, Werthurtheile etc. von Jahrhunderten und Jahrtausenden niedergelegt. Der „Weise“ bereichert den Spruchschatz des Volkes durch Gnomen und Regeln. Intelligente Praktiker sammeln gleichartiges Wissen und verschiedenartige Meinungen, beständig werden einzelne Werthurtheile und praktische Forderungen berichtigt; die überkommenen Ansichten über ursächliche und begriffliche Zusammenhänge werden täglich ergänzt, bekräftigt, richtiggestellt. Alles das

bedarf nicht einmal einer Scheinwissenschaft. Selbst geniale, praktische Reformen und tiefsinnige philosophische Erörterungen vertragen sich mit dem völlig unwissenschaftlichen Zustande. Die Erfahrungen reifen der Wissenschaft entgegen.

§ 29. Scheinwissenschaft.

Das zweite Stadium oder der Zustand der Scheinwissenschaft entsteht, sobald die Erscheinungen eines bestimmten Gebietes als Gegenstand einer bestimmten Wissenschaft anerkannt und mit Streben nach Wissenschaftlichkeit studirt werden. In diesem Stadium beschränkt sich bereits die forschende Thätigkeit auf einen Kreis von Fachmännern mit bestimmten Vorkenntnissen, also mit Garantie gegen das Uebersehen allbekannter Thatsachen und Meinungen, diesen Fluch des Dilettantismus. Alle formalen Merkmale der Wissenschaft, ihre ordnende Thätigkeit und ihr Bestreben nach Ableitung aller Erscheinungen aus wenigen Grunderscheinungen; ihr Drängen nach einer genau definirten Terminologie und einer klar bewussten Methode sind auch innerhalb einer blossen Scheinwissenschaft denkbar. Diese kann in umfangreichen und schwer fasslichen Lehrbüchern niedergelegt sein, auf hundert Kathedern gelehrt und in unzähligen Zeitschriften fortgebildet werden, sie kann über eine Fülle von Thatsachen verfügen, welche das Gedächtniss und Verständniss eines Einzelnen nicht mehr zu umfassen vermag. Dies Alles beweist noch nicht die Existenz einer echten Wissenschaft. Die Astronomie war bereits ein kaum beherrschbares Ganzes von Thatsachen und verwickelten Lehren, als ihre grössten Kenner die Erde noch immer für den Mittelpunkt des Weltalls hielten. Die Chemie verfügte über grosse Erfahrungsmassen, als ihre besten Bearbeiter das Feuer für einen Stoff und Erde, Wasser, Luft für Elemente hielten. Die grösste Gelehrsamkeit ist mitunter Scheinwissenschaft; das Wissen kann echt, die Wissenschaft blosser Schein sein, denn das Wissen betrifft Thatsachen, die Wissenschaft Zusammenhänge; die Erfahrungswissenschaft würde überflüssig sein, wenn die Thatsachen schon von selbst in dem richtigen Zusammenhange erkannt würden. Da der tiefste Grund der Scheinwissenschaft darin liegt, dass das Subject das ganze Object nach dem ihm zunächst liegenden Theile und nach seinen subjectiven Vorurtheilen erklären will, so wird ein Erfahrungsgebiet

für die Entwicklung einer Scheinwissenschaft umso günstiger sein, je verwickelter das Ganze ist, dessen Erscheinungen erforscht werden, je mehr die einzelnen Theile den Schein eines Ganzen anzunehmen geeignet sind, und je leichter sich bei Erscheinungen dieser Art ein Vorurtheil zu Gunsten der Generalisirung gewisser Ursachen festsetzen kann, die individuell richtig sein mögen, aber für das Ganze unwichtig sind.

Darum bietet die Nationalökonomie einen besonders günstigen Boden für die Entwicklung einer blossen Scheinwissenschaft. Das Volk ist ein so zusammengesetztes Ganzes von so mannigfacher Wechselwirkung der Theile, und der Wohlstand ist ein so individuelles Willensproduct und versteckt seine wahren Ursachen so gerne, dass es einer nicht epochalen Intelligenz fast unmöglich ist, auch nur die Ursachen des Wohlstandes eines einzigen Volkes in ihrer relativen Wichtigkeit zu erkennen, geschweige denn aus den Erfahrungen der wenigen bekannten Völker allgemein anwendbare Schlussfolgerungen zu ziehen. Bei einem bestimmten reichen Volke fällt dem Empiriker bald der Goldreichthum, bald die mächtige Entwicklung eines bestimmten Berufes, bald die grosse oder geringe Machtfülle der Staatsgewalt ins Auge. Bei demselben Volke haust das Elend nicht weit vom Reichthum. Was dem Einen als Ursache des Reichthums erscheint, gilt dem Anderen als Ursache des Elends. So bilden sich die verschiedensten Meinungen über den ursächlichen Zusammenhang der volkswirthschaftlichen Erscheinungen nebst zugehörigen Werthurtheilen bezüglich der einzelnen Volksclassen und praktischen Forderungen bezüglich der Volkswirthschaftspolitik. Es entsteht ein Chaos von Widersprüchen, welche sich um entgegengesetzte Schulen gruppiren und in ihrem Kampfe an den Sonderinteressen einen Rückhalt finden. Jede Ursache des Volkswohlstandes ist nämlich zugleich ein Rechtstitel für die überragende Bedeutung einer bestimmten Volksclasse und für ihren Anspruch auf Bevorzugung ihrer Interessen. Darum sind die einzelnen Classen und Parteien stets bemüht, den Schein noch zu verstärken, soweit er ihnen günstig ist, und dadurch die wissenschaftlichen Gegner zu verwirren. Mit welcher Sicherheit wird z. B. in unserer Zeit je nach dem Classeninteresse bald die Behauptung vom Fortschritte des allgemeinen Wohlstandes, bald jene von der „Verelendung“ der Massen vorgetragen, und zwar von beiden Seiten als Wirkung derselben Ursache, des „Capitals“!

Die Entlarvung und der bessere Ersatz dieser Scheinlehren geht über die Fähigkeiten eines begabten, aber nicht ungewöhnlichen Denkers hinaus; ein solcher wird sich instinctiv an Erfahrung und Routine anklammern. Könnten die tüchtigen, aber nicht phänomenalen Köpfe den Schein überzeugend als solchen darthun, so würden sich unmöglich verschiedene Schulen mit entgegengesetzten Meinungen unter tüchtigen Führern bilden. Wenn aufrichtige und begabte Denker sich nicht einigen können, liegt eine objective Schwierigkeit des Denkens vor, welche nur durch einen Forscher von ungewöhnlicher Unbefangenheit und Denkschärfe gehoben werden kann. Der gewöhnliche kluge und klare Kopf sieht wohl die Absurdität der einzelnen durch die Erfahrung widerlegten Schlüsse, aber nicht immer den Denkfehler in den Prämissen, und wenn er selbst diesen entdeckt, so verwirft er die ganze Lehre, ohne das Erkenntnissbedürfniss besser zu befriedigen. Derjenige wieder, welcher für die letztere Aufgabe Phantasie genug hat, pflegt nicht die Nüchternheit und Geduld zur gründlichen Entwurzlung der bisherigen Scheinlehren zu besitzen.

§ 30. Zerreissung des Scheines durch Analyse.

Zur Entstehung der echten Erfahrungswissenschaft genügt also nicht, wie man zu glauben pflegt, die Aufstellung des inhaltlich richtigen Gedankengebäudes. Es gehört dazu meistens noch die Blossstellung des Scheines, welcher bisher selbst intelligente Forscher geblendet hat. Diese bildet die erste Hälfte der Erkenntnissarbeit eines epochemachenden Forschers, vielleicht die schwierigere, bei seinem Auftreten auch sehr auffällige, später aber gewöhnlich unterschätzte Hälfte seiner Leistung. In dieser Arbeit der Vernichtung von Scheinwahrheiten und Zerreissung von Scheinzusammenhängen scheint der tiefste Sinn aller Analyse zu liegen. Sie macht unsere Denkfehler auffälliger. Indem sie die Begriffe verdeutlicht, bringt sie zum Bewusstsein, dass gewisse Urtheile nicht für den ganzen Umfang der damit verbundenen Begriffe thatsächlich zutreffen oder widerspruchsfrei sind. Indem sie die anscheinenden Thatsachenzusammenhänge genauer prüft, unterscheidet sie das bloss zufällige Zusammentreffen und die bloss individuell richtige Causalität von den typischen Zusammenhängen der Erscheinungen; indem sie die Schlüsse auf ihre nothwendigen Prämissen zurückführt, legt

sie die ungenügend bewiesenen Prämissen bloss, welche unklar mitgedacht worden sind. Durch die Analyse widersprechender Behauptungen lernt man beide vereinigen, durch einander begrenzen und bis zu ihrer gemeinsamen tieferen Wurzel verfolgen. So zerstört die Analyse die Ausschliesslichkeit des Sectendogmas, den Wortkram der überkommenen Formeln und die Oberflächlichkeit der bisherigen „Erfahrung". Sie vernichtet die Autorität des Vorurtheils. Sie zersetzt auf diese Weise die Scheinwissenschaft. Aber mit der blossen Verneinung kann man den Massen nie den Glauben an das rauben, was vorläufig und nothdürftig ihren Erkenntnisstrieb durch Uebereinstimmung mit ihren oberflächlichen Erfahrungs- und Werthurtheilen befriedigt. Man muss Besseres zu bieten haben. Hat die Analyse den Schein auch noch so gut blossgestellt, so wird sie nicht eher Glauben finden, als bis sie durch Synthese ergänzt wird. Die wirksame Begründung einer Erfahrungswissenschaft kann sich in den Massen nur durch kritische Synthese vollziehen. Wo immer aber die Wissenschaft keine sichere Synthese zu bieten vermag, ist und bleibt die Analyse wissenschaftlicher als die voreilige Synthese. Was sie nicht mit Sicherheit beweisen kann, muss die Wissenschaft in Frage lassen mit thunlichst genauer Angabe aller möglichen Lösungen und ihres Wahrscheinlichkeitsranges.

§ 30a. Begründung der echten Wissenschaft durch Synthese.

Wenn die oberste Function der Analyse die Vernichtung von oberflächlichen Ueberzeugungen ist, so ist die oberste Function der Synthese die Begründung von gründlichen Ueberzeugungen. Dies kann geschehen:

Erstens durch formale Synthese, d. i. die Verbindung bestimmter, bereits vorhandener, aber bestrittener Urtheile mit ihren besten Beweisen behufs möglichster Festigung jedes Bausteines der Wissenschaft. Dabei wird an dem vorgefundenen Inhalte der ausgewählten Urtheile gar nichts geändert. Es werden nur die gewählten Urtheile zu Elementen der Wissenschaft erhoben und andere früher vielleicht gleich überzeugende oder stärker überzeugende, aber nunmehr durch Analyse vernichtete Sätze auch noch überflüssig gemacht und so definitiv aus dem Bewusstsein der Fachkundigen verdrängt.

Neue Ueberzeugungen entstehen zweitens durch **materiale** Synthese, d. i. eine solche, welche auch inhaltlich neue Vorstellungsverbindungen herstellt. Diese materiale Synthese kann sein:

a) eine elementar-materiale, die Wissenschaft um neue Elemente bereichernde, also die Synthese von Begriffen oder Erscheinungen, deren Zusammenhang bis dahin nie untersucht oder direct geleugnet worden ist. Es ist klar, dass jede solche Synthese vorläufig nur scheinwissenschaftlicher Natur ist, bis die formale Synthese der neuen Meinung mit ihren wissenschaftlich verlässlichsten Beweisen erfolgt ist.

b) eine associativ-materiale Synthese, d. h. Zusammenfügung der formal gefesteten Bausteine behufs Erzeugung einer neuen Association von Ideen als Quelle unzähliger neuer Urtheile. In jeder Wissenschaft handelt es sich nämlich um die Untersuchung eines Hauptphänomens, z. B. des Lichtes in der Optik, des Lebens in der Physiologie, des allgemeinen Wohlstandes in der Nationalökonomie. Es kann nun etwas material Neues dadurch geleistet werden, dass als wichtigste, auch in Abwesenheit oder bei ungünstigem Stande der Nebenursachen entscheidende Ursache dieses Hauptphänomens etwas nachgewiesen wird, was bisher ebenfalls als Ursache, aber nicht als Hauptursache anerkannt worden war. Die Folge davon ist, dass eine neue Ideenassociation für die Menschheit erobert wird, die Association zwischen dem Hauptphänomen und seiner Hauptursache. Diese Association wirkt nun als eine appercipirende Vorstellung, welche durch ihre Kraft die Ideenassociationen auf diesem Gebiete überhaupt erleichtert und beschleunigt. Ist einmal erkannt, dass die Arbeit die Hauptursache des Wohlstandes ist, so wird jede Veränderung des Wohlstandes sofort die Blicke auf die Veränderungen des Arbeitsprocesses lenken; jede Veränderung des letzteren wird die Aufmerksamkeit für die dadurch bewirkten Wohlstandsveränderungen wachrufen. So werden in jedem einzelnen Falle Zusammenhänge aufgedeckt, welche sonst unbemerkt geblieben wären; die associative Synthese wird zur Quelle unzähliger material neuer Urtheile. Sie steigert ferner die Urtheilskraft und Beobachtungsfähigkeit in der Richtung dieser Zusammenhänge durch beständige Uebung; in unserem Beispiele wird sich bei denjenigen, welche den Wohlstand untersuchen, eine bedeutende Schulung in der Beobachtung der Arbeit entwickeln. Indem die associative Synthese zur gleichzeitigen und

gleich intensiven Beobachtung der zusammenhängenden Erscheinungen drängt, führt sie auch zur Vertiefung ihres ursächlichen Verständnisses. Man wird bei der Gewohnheit, die bessere Arbeit als Ursache des Wohlstandes zu betrachten, bald auch die Ursachen der besseren Arbeit zu erfahren suchen; erst durch die beste associative Synthese ist der Weg zur Vertiefung der Wissenschaft gegeben.

Aber auch die material-associative Synthese, d. h. die Unterordnung aller Einzelerscheinungen eines Gebietes unter eine bestimmte Hauptursache kann bloss scheinwissenschaftlicher Natur sein, wenn sie nicht genügend bewiesen ist. Auch ihr wissenschaftlicher Werth hängt von der formalen Synthese ihres obersten Satzes mit den zuverlässigsten Beweisen ab. Die formale Strenge des Beweises ist daher das wesentlichste Unterscheidungszeichen zwischen dem Denker der Scheinwissenschaft und dem Begründer der echten Wissenschaft. Das Arcanum des letzteren ist, nie mehr zu glauben oder zu behaupten, als was er beweisen kann, und zwar weitaus strenger beweisen kann, als die gegnerische Meinung bewiesen ist. Nicht Meinungen oder Gesinnungen, sondern Beweise! Dies ist das Losungswort aller echten Wissenschaft. Unter der Voraussetzung zwingender Beweiskraft wird aber die associative Synthese viel wichtiger sein als die elementare, weil sie unzählige elementare Synthesen ermöglicht, ja sogar durch das Tieferdringen der Wissenschaft neue associative Synthesen in Aussicht stellt. Sie wird diese Wirkung besonders dann haben, wenn die appercipirende Gewalt der neu hervorgehobenen Association zwischen Hauptphänomen und Hauptursache durch beständige Gegenwart des Princips im Bewusstsein der Zeitgenossen gesteigert wird, wie dies besonders dann der Fall ist, wenn die neue Gestalt der betreffenden Erkenntnissgruppe Begeisterung oder Erbitterung erregt.

Wenn ein ganzes Geschlecht den intensiven Eindruck hat, einen ungeheuren Kreis von bisher unverstandenen Erscheinungen mittelst eines bisher unbeachteten Princips gründlich zu verstehen, so fühlt jeder Einzelne den Triumph des Menschengeistes, der in der Geburt einer neuen Wissenschaft gelegen ist; noch stärker wirkt diese Erscheinung, wenn das Princip zugleich die ganze Weltanschauung beeinflusst, also eine philosophische Tragweite hat, vollends wenn es das Heiligste im Menschenherzen, das ethische Pathos erregt. Daraus folgen die Merkmale eines zur Begründung

einer echten Wissenschaft geeigneten Princips. Universalität als Erklärungsmittel aller einschlägigen Erscheinungen, Specialität als Eigenthümlichkeit einer neuen Wissenschaft und philosophische, womöglich ethische Tragweite sind die Eigenschaften, durch welche ein Princip zur Durchbrechung der Scheinwissenschaft besonders geeignet erscheint. Vorausgesetzt ist aber immer die zwingende Strenge des Beweises. Das Studium von Turgot's Eigenart, wie sie in seinen Werken zu Tage tritt, wird nun die Gründe erkennen lassen, welche diesem hervorragenden Denker die Ueberwindung der Scheinwissenschaft unmöglich machten.

II. Capitel.

Turgot's Eigenart.

§ 31. Auffällige Eigenthümlichkeiten von Turgot's Werken.

Schon ein flüchtiger Vergleich der nationalökonomischen Werke Turgot's und Smith's zeigt einen überraschenden Gegensatz. Bei ungefähr dem gleichen Umfange (etwa zwei Bände der Collection des Principaux Économistes) ist Smith's Nationalökonomie in einem einzigen, breitspurig ausgeführten Werke niedergelegt; Turgot dagegen hat seine nationalökonomischen Schriften in einem Zustande völliger Zersplitterung und oberflächlich skizzenhafter Ausführung, häufig sogar in Form blosser Fragmente hinterlassen, obwohl er von 1776 bis 1781 trotz körperlichen Leidens bloss den Wissenschaften gelebt haben soll. Gleichwohl blieben seine nationalökonomischen Forschungen in ihrer ursprünglichen Form zersplittert und zerstreut in den „Réflexions", der Abhandlung „Valeurs et Monnaies", den Artikeln der Encyclopédie über „Foires et Marchés" und „Fondations", in der „Éloge de Gournay", in dem „Mémoire sur les Prêts d'Argent" und in der Denkschrift über „Mines et Carrières", in den „Lettres sur la Liberté du Commerce des Grains", in der „Lettre sur la Marque des Fers" und in den Dutzenden von Avis, Mémoires, Lettres, Circulaires, Observations etc.

Von diesen Schriften veranstaltete der Verfasser überdies keine Gesammtausgabe, so dass sie erst lange nach seinem Tode durch die liebende Fürsorge Du Pont de Nunours' dem Publicum bequem zugänglich gemacht wurden. Es sieht fast aus, als hätte sich Turgot

auch in diesem Punkte seinem gefeierten Meister genähert, jenem früh dahingeschiedenen Intendanten Gournay, von dem er berichtet: Es gibt fast keine wichtige Frage des Handels oder der politischen Oekonomie, über welche er nicht mehrere Denkschriften oder wissenschaftlich durchdachte Briefe (*lettres raisonnées*) geschrieben hätte. Er gab sich dieser Art von Arbeit mit einer gewissen Kraftverschwendung hin, indem er bei jeder Gelegenheit neue Denkschriften verfasste, ohne auf die früheren zu verweisen . . . Der Grund dieser Methode war der Umstand, dass er seinen Werken (*à ce qu'il composait*) keinen grossen Werth beilegte und seinen schriftstellerischen Ruhm völlig ausser Acht liess. Lediglich damit beschäftigt, eine gemeinnützige Idee zu verbreiten, betrachtete er sich gar nicht als Schriftsteller (*il ne croyait pas être auteur*).

Die überaus zahlreichen Schriften, in welche sich Turgot's wissenschaftliche Lebensarbeit zersplitterte, sind ausnahmslos bloss skizzenhaft ausgeführt. Wer nach schriftstellerischer Bedeutung strebt, bemüht sich, wenigstens ein Hauptwerk zu hinterlassen, das ihm selbst gründlich ausgeführt erscheint. Turgot hat kein derartiges Werk geschrieben. Sogar seine ausführlichsten Arbeiten, nämlich die „Réflexions“, die „Lettres sur la Liberté du Commerce des Grains“ und die „Éloge de Gournay“ bezeichnet er selbst als eilig hingeworfene Skizzen. (Vergl. beispielsweise „Réflexions“ § 31, „Lettres sur le Commerce des Grains“, I. 161, 166, und „Éloge“, I. 262.) Für die Richtigkeit dieser Bezeichnung spricht auch der geringe Umfang jeder einzelnen Schrift. Die umfangreichste unter ihnen war wohl die Sammlung der sieben Briefe über die Freiheit des Kornhandels; soweit sie erhalten sind, füllen sie 98 Seiten der „Édition Daire“, wobei allerdings die kleinere Hälfte der Briefe (drei) nur auszugsweise wiedergegeben ist. Die Reflexionen haben einen noch bescheideneren Umfang (66 Seiten), dann folgt die „Éloge“ und das „Mémoire sur les Prêts d'Argent“ mit je 46 Seiten; die Werthlehre ist gar auf bloss 19, das Papiergeld auf 9 Seiten erledigt. Oder vielmehr nicht erledigt!

Noch bezeichnender für Turgot's Eigenart als die Zersplitterung und skizzenhafte Ausführung seiner Werke ist nämlich das auffallend häufige Vorkommen von Fragmenten. Annähernd alle jene Werke, welche nicht aus einem bestimmten Anlasse abgeliefert werden mussten, scheinen im Zustand fragmentarischer Anläufe geblieben zu sein. Die Encyclopädieartikel, die Staatsschriften, die

Éloge und selbst die Reflexionen waren Arbeiten aus äusseren Anlässen oder mit drängendem Ablieferungstermin. Fast alles Andere, was Turgot über ökonomische Gegenstände geschrieben hat, ist uns nur fragmentarisch erhalten und war zumeist auch nie anders vorhanden. Zu diesen Fragmenten gehört sogar eine Jugendarbeit (über das Papiergeld), zu deren gründlicherer Ausführung es also gewiss mehr an Lust als an Zeit gefehlt hat, ferner die Abhandlung über „Valeurs et Monnaies“, welche literarhistorisch hochinteressant ist, weil sie sachlich ihre Zeit und theilweise selbst Adam Smith's Werthlehre überragt und doch völlig einflusslos geblieben zu sein scheint, ferner der Entwurf einer Steuerlehre („Plan d'un Mémoire sur les Impositions“, I. 392) etc. Diese vielen Fragmente sind um so merkwürdiger, als Turgot nicht gewohnt war, die Ausführung jener Pläne aufzuschieben, welche er als einen Theil seiner Lebensaufgabe betrachtete; bekanntlich wurde er von der Vorstellung eines frühen Todes in Folge der in seiner Familie erblichen Gicht so sehr beherrscht, dass er die schwierigsten Reformen mit überstürzter Eile gleichzeitig ins Werk setzte. Ist es wohl wahrscheinlich, dass ein Mann von der eminenten Klarheit und Thatkraft Turgot's, wenn er selbst seine Lebensaufgabe vorzugsweise auf dem Gebiete der ökonomischen Theorie gesucht hätte, bei fünfjähriger Musse seine Nationalökonomie in Form von zersplitterten, den meisten Fachgenossen schwer zugänglichen Skizzen und Fragmenten hinterlassen hätte, ohne auch nur einen Versuch einer Gesammtausgabe oder einer zusammenfassenden Umarbeitung in Angriff zu nehmen?

Ebenso auffallend wie diese Aeusserlichkeiten ist die Verschiedenheit des Tones, in welchem unsere beiden Denker ihre Gedanken vortragen. Bei Smith wird eine wichtigere Behauptung nicht leicht ohne mildernden Zusatz („vielleicht, gewöhnlich, es scheint, soweit ich es feststellen konnte“ u. dgl.) vorgebracht; er spricht im Tone eines Zweiflers, der sich der Gefahr des Irrthums stets bewusst bleibt. Er spricht wie ein erfahrener Psychologe oder politischer Denker. Turgot liebt den Ton dogmatischer Sicherheit, des unzweifelhaften Besserwissens. Typisch für seine herrisch kategorische Manier ist seine wirklich eherne Formulirung des ehernen Lohngesetzes. „In jeder Art von Arbeit geschieht es und muss es geschehen, dass der Lohn des Arbeiters sich auf das zum Lebensunterhalt Nothwendige beschränkt.“ Dieser Sicherheit ent-

spricht das Abfertigen gegnerischer Meinungen mit oberflächlicher *reductio ad absurdum*, mit welcher verglichen, Smith's gegenwärtig angefochtene Darstellung der gegnerischen Lehren in seinem vierten Buche überaus sorgfältig und gründlich erscheint.

§ 32. Symptomatische Bedeutung dieser Eigenthümlichkeiten.

Die Zersplitterung, die Skizzenhaftigkeit, der häufig fragmentarische Zustand und der dogmatische Grundton von Turgot's wissenschaftlichen Arbeiten sind Thatsachen, welche Niemand bestreiten kann, der jemals die Schriften dieses Denkers gelesen hat. Diese Eigenthümlichkeiten aber haben eine symptomatische Bedeutung; sie verrathen in der Regel bestimmte Eigenschaften des Denkens und sind mit bestimmten Eigenschaften des Werkes verbunden, welche die natürliche Tendenz haben mussten, sogar einen Turgot theils im Banne der Scheinwissenschaften zurückzuhalten, theils der Ueberzeugungskraft gegenüber seinen Zeitgenossen zu berauben, selbst dort, wo ihm ein Seherblick in die Wissenschaft der Zukunft gegönnt war.

Die Zersplitterung in viele Schriften ist ein Symptom dafür, dass der Verfasser ein Gelegenheitsschriftsteller ist, welcher schreibt, um aus einem bestimmten Anlasse seine Anschauungen über einen bestimmten Gegenstand sich selbst oder Anderen klar zu machen. Ein solcher Schriftsteller wird allem Anscheine nach keineswegs von dem peinigenden Gefühle der Unklarheit über den ganzen Zusammenhang der Gegenstände gleicher Art gedrängt; es fehlt ihm die Concentration als Wirkung des Bewusstseins von einer zu lösenden, grossen Gesammtaufgabe. In Folge dessen werden seine einzelnen Anstrengungen zusammenhanglos. Es entstehen wesentliche Lücken, da der Zufall als *spiritus rector* der Gelegenheitsschriftstellerei zu unlogisch ist, um ruckweise ein vollständiges System hervorzulocken.

Zu den Lücken eines ohne einheitlichen Gesammtplan entstandenen Gedankenkreises kommen andere Uebelstände. Bei einem beständig umlernenden oder von Natur unklaren Kopfe werden sich Widersprüche in den zu verschiedenen Zeiten entstandenen Schriften finden; bei einem Denker von energischen, einheitlichen Ueberzeugungen werden zahllose Wiederholungen derselben Grundanschauungen — ohne Rücksicht auf frühere ähnliche Aeusserungen,

also ohne Mannigfaltigkeit der Form — den Eindruck der Monotonie hervorrufen. Lücken und Monotonie schwächen die imponirende Autorität des Denkers.

Die Skizzenhaftigkeit der Ausführung führt naturgemäss zur Vernachlässigung der Details, dadurch aber zur Ungenauigkeit, Unverlässlichkeit und Dürftigkeit des Inhalts. Blosse Ungenauigkeit liegt vor, wo immer Urtheile ohne Definition der zusammengesetzten Begriffe und Schlüsse, ohne Blosslegung aller ihrer Prämissen eingeführt werden. Die Unverlässlichkeit tritt ein, wenn allgemeine Behauptungen aufgestellt werden, ohne sie auf die ihnen zukommenden Voraussetzungen einzuschränken oder ohne die Ausnahmen von der Regel mitzutheilen. Die Dürftigkeit des Inhalts macht sich bemerklich, wenn allgemein bekannte Erscheinungen ohne überraschende thatsächliche Belege berichtet werden. Die ungenauen Behauptungen erscheinen oft als Uebertreibungen, die allgemein bekannten als Gemeinplätze, was abermals die Autorität des Denkens schwächen muss.

Der fragmentarische Zustand so wichtiger Arbeiten wie der Abhandlung über den Werth lässt auf ein Denken schliessen, welches nicht die spontane Kraft und den spontanen Drang hatte, jeden wichtigen Gedanken zu allen seinen Consequenzen zu entwickeln. Die natürliche Wirkung dieses wenig spontanen Denkens wird eine im Ganzen und Grossen unselbstständige Haltung mit einzelnen Anläufen zur Selbstständigkeit sein. Die originellen Gedanken werden eben Fragmente bleiben, auch wo sie nicht äusserlich aus dem Zusammenhange losgelöst sind. Diese unentwickelten, aber in der Eigenart des Schriftstellers wurzelnden Gedanken mit dem überkommenen Gedankenkreis der Vorgänger zu vereinigen, wird nicht ohne gewisse Künsteleien möglich sein, welche den Schein eines sophistischen Systems erzeugen können, besonders wenn dasselbe zur Begründung verstimmender praktischer Forderungen benützt wird. Das fragmentarische Denken führt daher zur Unselbständigkeit und zum Scheine sophistischer Künstelei.

Alle diese Schwächen aber mochten um so deutlicher hervortreten, je sicherer und absprechender der Ton und je klarer der Styl war, in welchem unser Schriftsteller seine Lehren darstellte. Dieser sichere Ton ist das äussere Symptom eines intensiven Bewusstseins der Uebereinstimmung mit sich selbst und oft das Anzeichen eines bloss subjectiv klaren Denkens. Es gibt nämlich eine

bloss subjective Klarheit, welche darin wurzelt, dass man an seinen eigenen Gedanken nur das Einleuchtende sieht, dieses aber in seinem wesentlichen Kerne erfasst, dass man daher dieses so einfach ausdrückt und so übersichtlich anordnet, dass ein Kind es fassen könnte. Diese Art der Klarheit, welche die Schwierigkeiten des Objectes gar nicht sieht, sobald nur die eigenen Gedanken übereinzustimmen scheinen, kann man z. B. gegenwärtig an den Socialisten beobachten. Von solcher Art scheint auch die Klarheit Turgot's gewesen zu sein.

§ 33. Turgot als Denker nach dem Urtheile seiner Verehrer.

Um das Maximum des Eindruckes zu bestimmen, welchen ein Denker auf seine Zeitgenossen gemacht hat, ist es interessant zu erfahren, was seine Verehrer an ihm gepriesen haben, in der offenbaren Absicht, seine Verdienste eher zu günstig als zu strenge zu beurtheilen.

Besonders belehrend ist in unserem Falle die Vorrede, welche der Uebersetzer der Reflexionen diesem wichtigsten und einflussreichsten Werke Turgot's vorausgeschickt hat. In derselben werden die Reflexionen als — ein vortreffliches Elementarwerk angepriesen. „Der Verfasser hat das Mittel gefunden," heisst es auf Seite 14, „die ersten Grundsätze der Staatswirthschaft mit einer Deutlichkeit, Richtigkeit und Bestimmtheit auseinanderzusetzen, die man vergebens in allen anderen über diesen Gegenstand herausgekommenen Schriften suchen würde. Der analystische Gang derselben ist so ungekünstelt und so einleuchtend, dass man fast unvermerkt sehr versteckte Wahrheiten deutlich entdeckt, deren strenge Erweise sehr schwer scheinen würden, wenn man sie nicht mit der nöthigen Vorbereitung vortrüge. Mit einem Worte, sie führt alle Kennzeichen eines vortrefflichen Elementarwerkes mit sich, und wenn die verschiedenen darin erwiesenen Sätze bis in ihre äussersten Consequenzen entwickelt würden, so würde das hinreichend sein, die beste und vollständigste Abhandlung über diese wichtige Wissenschaft, die man noch hätte, zu liefern"

Ob wohl Mauvillon eine Ahnung davon hatte, dass gleichzeitig mit seinen Worten bereits diese „beste und vollständigste" Abhandlung gedruckt wurde! Jedenfalls deutet die ganze Art des

Lobes, welches vorzüglich der einleuchtenden Darstellung gespendet wird, und die Unterlassung jedes Hinweises auf die Theorie der Arbeitstheilung oder sonstige inhaltliche Fortschritte darauf hin, dass die Reflexionen einem Mauvillon im Lichte einer gemeinverständlichen Darstellung von Dingen erscheinen, die ihm völlig geläufig, dem Publicum aber bisher nicht zugänglich waren. Die Anläufe zu selbstständigen Theorien scheinen selbst seine Verehrer nicht bemerkt zu haben. Damit stimmt es auch überein, dass sein Verehrer Du Pont einen hervorstehenden Zug seiner geistigen Individualität in seinem Talente fand, „von Neuem zu erfinden, was Andere entdeckt hatten“. Seine Philosophie war nach Du Pont eine Auswahl des Besten, was Turgot bei Anderen gefunden hatte. (Mémoires, 1782, pag. 40.)

§ 34. Lücken in Turgot's Werken.

Wenn dies nun schon die Auffassung begeisterter Verehrer war, so dürften die verständnisslosen Verächter der Physiokratie die eigenen Zuthaten Turgot's erst recht übersehen und in den Reflexionen eine Nummer in der Serie physiokratischer Elucubrationen gesehen haben. Dazu mögen nun die vielen Lücken des Werkchens beigetragen haben, welche übrigens auch in dem gesammten, uns noch erkennbaren Gedankenkreise Turgot's nicht genügend ausgefüllt sind.

Das Büchlein versprach Untersuchungen über die Bildung und über die Vertheilung von Reichthümern. Was zunächst die Entstehung des Reichthums betrifft, so suchte der Leser bei dieser Gelegenheit wohl nach Aufschluss über Speculationen, Banken, Fabriken etc. als die auffälligsten Entstehungsgründe grosser Vermögen. Er fand aber als Quelle des Reichthums den Landbau. Der praktische Leser wusste jedoch, wie auch Smith hervorhebt, dass in keinem Gewerbe relativ so wenige grosse Vermögen erworben werden wie gerade in der Landwirthschaft. Dass freilich die *richesses* gar nicht Vermögen, sondern wirthschaftliche Güter bedeuten, ist in Folge der Zersplitterung von Turgot's Gedankenarbeit erst in den noch heute ziemlich unbeachteten „Observations sur le Mémoire de M. Graslin“ gesagt. Auch schien der Verfasser gar keinen Vorgänger zu kennen und vernachlässigte die ausgedehnte Literatur des Aussenhandels wie diesen selbst. Die Vertheilung der Reichthümer sollte in dem Werkchen ebenfalls

erklärt werden; aber es vergass fast ganz an die Gewalt, den wichtigsten Vertheilungsmodus der Barbarei, obwohl es von den Anfängen alles Eigenthums ausging; es sprach nichts vom Erbrecht, dem vielleicht folgenreichsten Vertheilungsmodus der Civilisation, obwohl es in die modernsten Zustände Licht bringen wollte. Konnte ein Werk, das in so wichtigen Fragen im Stiche liess, zum Range eines wissenschaftlichen Orakels emporsteigen?

§ 35. Mangel an interessanten Thatsachen.

Ein anderer Mangel, welcher dies verhinderte, fällt in den Anfängen der Wissenschaft noch viel stärker ins Gewicht als in ihrer späteren Entwicklung, da in den Anfängen der Wissenschaft der Leserkreis noch zum grossen Theile aus bloss praktischen Fachkennern oder aus Lesern von mehr allgemeiner als fachmännischer Bildung besteht. In diesem Stadium ist es daher für die Autorität eines Werkes sehr förderlich, interessante Thatsachen des Lebens und der Geschichte in neuer Beleuchtung zu bieten. Durch die Thatsachen des Lebens liefert der Autor dem Praktiker den Befähigungsnachweis, dass er kein blosser „Büchermensch“ sei, der von der Wirklichkeit nichts wisse; wegen der neuartig erklärten Thatsachen der Geschichte wird der Leser von allgemeiner Bildung die Theorie glaubwürdiger und interessanter finden. Gegen diese Forderung hat sich nun Turgot in seinen theoretischen Schriften sehr versündigt. Er beging in denselben den Fehler, den Lessing in seinem 3. Literaturbrief dem sonst von ihm so gefeierten Klopstock vorwirft, den Fehler nämlich, „die Leiter nach sich zu ziehen“, d. i. die thatsächlichen Entstehungsgründe und Bestätigungen seiner Meinungen zu verschweigen und nur die fertigen Meinungen auszusprechen. An Thatsachenkenntniss war er vermöge seiner dreizehnjährigen Verwaltungspraxis dem schottischen Gelehrten, der nie im lebendigen Getriebe der Volkswirthschaft mitgewirkt hat, wahrscheinlich mindestens ebenbürtig. Aber dem vielbeschäftigten Beamten fehlte wohl meist die Zeit, und dem mehr philosophischen als wissenschaftlichen Kopf vielleicht auch die Geduld zur wissenschaftlichen Consolidirung seiner Thatsachenkenntniss, namentlich zur zuverlässigen Feststellung der ihm nur ungenau erinnerlichen und zur gründlichen Kritik der bloss scheinbar richtigen oder bloss scheinbar wichtigen Thatsachen. Zur wissenschaftlichen Verwerthung

von Thatsachen gehört die Freude an sorgfältiger Feststellung von Einzelheiten. Diese Geschmacksrichtung aber lag dem auf Ueberblick im Grossen gerichteten Geiste Turgot's, welcher schon als Jüngling diverse „Discours sur les progrès de l'esprit humain", den Plan einer „Géographie Universelle" und andere gross gedachte Skizzen verfasst hatte, vermuthlich ferne. Dem schottischen Philosophen dagegen, der in der Kleinmalerei des Alltagslebens schon Ungewöhnliches geleistet hatte, als er sich noch mit dem Studium der Moralphilosophie beschäftigte, waren die kleinen Einzelheiten des Wirthschaftslebens anziehende Studienobjecte. Ein Leserkreis, der gewohnt war, einen Schriftsteller auch nach den thatsächlichen Informationen zu schätzen, die er zu bieten imstande war, mochte einem Turgot gegenüber kühl bis ans Herz hinan bleiben. Die Reflexionen z. B. als Informationsquelle zu beurtheilen, ist geradezu ein Mittel, sie lächerlich zu machen. Dass die Menschen und die Grundstücke ungleich beschaffen sind, dass man die Grundstücke entweder durch eigene Arbeit oder mittelst Sclaven oder freier Arbeiter bewirthschaften oder an *métayers* oder Pächter überlassen könne; dass man ferner ein Capital entweder als landwirthschaftlicher, industrieller, kaufmännischer Unternehmer selbst nutzbringend zu verwerthen oder in Grundstücken oder zinstragenden Forderungen anzulegen pflege, dass man ohne Capital kein Geschäft betreiben könne; Alles das und vieles Andere, ebenso Selbstverständliche verräth nur zu deutlich den ursprünglichen Zweck der Reflexionen als Belehrungsmittel für — Chinesen. Wer will damit das Werk vergleichen, in welchem Smith das Wirthschaftsleben seiner Zeit und der ihm bekannten Völker in seinen grössten Bewegungen und in seinen feinsten Zügen mit homerischer Ausführlichkeit wiederspiegelte?

§ 36. Ungenauigkeit der Deduction.

Ein noch ernsterer Fehler als die Weglassung des thatsächlichen Materials oder der inductiven Begründung seiner Behauptungen ist die Unterlassung ihrer genauen Deduction.

Es ist wohl nicht möglich, dass irgend ein bedeutender ökonomischer Schriftsteller sich ohne reiche Thatsachenkenntniss entwickeln konnte, wenn er auch in der Wissenschaft noch so thatsachenlos zu demonstriren pflegt. Die Differenz zwischen bedeutenden Schriftstellern mit und ohne Erfahrungsmaterial besteht

bloss in ihren Ansichten über die Nothwendigkeit einer Wiederspiegelung der Thatsachenkenntniss in den theoretischen Werken, nicht aber in ihren Ueberzeugungen über die Nothwendigkeit der Thatsachenkenntniss selbst.

Anders steht es mit der Genauigkeit der Deduction. Wer diese für den Leser vernachlässigen kann, hat sie in der Regel auch für sich selbst vernachlässigt. Indem er die Begriffe undefinirt lässt, verkennt er selbst die Gefahr der Anwendung desselben Wortes in verschiedenen Bedeutungen und der Unterschiebung einer unbewiesenen Prämisse an Stelle einer bewiesenen, vielleicht wörtlich gleichlautenden. Indem er die Prämissen eines Schlusses nicht analysirt, kann er überdies eine unbewiesene Prämisse unbewusst mit voraussetzen; er wird ferner auch das Richtige seicht darstellen, weil er in der Reihe der Prämissen nicht über die nächsten hinaus zu den letzten einfachen Axiomen zurückgeht. Wieder möge das eherne Lohngesetz als Beleg dienen.

„In jeder Art von Arbeit geschieht es in der That und muss es geschehen, dass der Lohn des Arbeiters sich auf das beschränkt, was ihm zur Existenz nothwendig ist, für ihn und seine Familie.“

„Es geschieht in der That.“ Wo? Wann? Von beweiskräftigen Thatsachen wird nichts mitgetheilt; aber wenn sie der Leser nicht erfährt, so schliesst dies noch nicht aus, dass der Verfasser deren viele kennt.

Aber das Wort Arbeiter (*ouvrier*) schliesst bei Turgot einen Doppelsinn in sich, nämlich „Stoffbearbeiter“ (im Gegensatze zur stoffefördernden „*classe productive*“) und Lohnarbeiter; das Wort *subsistance* schliesst ebenfalls einen Doppelsinn in sich; es bedeutet nämlich bald „physischen“, bald „standesgemässen“ Lebensunterhalt. Es „muss“ geschehen, nur in diesem oder in jedem Zeitalter, in der Regel oder ausnahmslos? Hätte Turgot diese Zweideutigkeiten bemerkt, so hätte er den Sinn seiner Ausdrücke definirt. Aus dem Wegbleiben der Definition folgt, dass er selbst die Zweideutigkeiten nicht bemerkte. Die Ungenauigkeit liegt also im Denken selbst, nicht bloss in der Mittheilung. Ebenso ungenau wie die Formulirung ist die Begründung der Behauptung. Warum verdient der Arbeiter nur sein Existenzminimum? „Weil sich die Arbeiter bis zu dieser Grenze unterbieten.“ Warum unterbieten sie sich bis zu dieser Grenze? Warum nicht tiefer hinab, wenn das standesgemässe, warum so tief hinab, wenn das physische Existenzminimum gemeint ist?

Hier ist bekanntlich die Behauptung vorausgesetzt, dass sich die Zahl der Arbeiter bei jedem höheren Lohnstande so lange vermehrt, bis die Concurrenz den Lohn wieder auf das Existenzminimum herabgedrückt hat. Aber diese Voraussetzung ist nirgends formulirt, daher nicht einmal zur Discussion gestellt, geschweige denn wissenschaftlich bewiesen. So schwebt das eherne Lohngesetz ohne inductiven und ohne deductiven Beweis gleichsam in der Luft, und die Sicherheit des dogmatischen Tones contrastirt seltsam mit der völligen Beweislosigkeit der Behauptung. Genau dasselbe gilt von der Theorie der Sterilität der Gewerbe, von der Behauptung der wirthschaftlichen Unfähigkeit des Staates und von anderen Ecksteinen des Turgot'schen Lehrgebäudes. Sie entbehren völlig jener formalen Synthese mit ihren zuverlässigen Beweisen, welche zur Durchbrechung der Scheinwissenschaft nöthig ist. Ohne inductive Begründung durch merkwürdige Thatsachen, ohne deductive Blosslegung ihres Zusammenhanges mit bestimmten physiologischen und historischen Prämissen, gründen sie ihren Anspruch auf ewige Wahrheit lediglich suf die Autorität der subjectiv klaren und sicheren Ueberzeugung ihres Verkünders, der aber eben diese Autorität jeden Augenblick durch allgemeine Behauptungen erschüttert, welche bald wegen Verschweigens der Ausnahmen der sofortigen Widerlegung durch die Erfahrung ausgesetzt sind, bald wegen Mangels genauer Begrenzung als Gemeinplätze erscheinen.

§ 37. Neigung zu Gemeinplätzen und Uebertreibungen.

An evidenten Sätzen hat nichts Werth als die genaue Begrenzung. Diese aber wird in Turgot's Skizzen vernachlässigt. Dadurch wimmeln dieselben theils von werthlosen Gemeinplätzen, theils von oberflächlichen Uebertreibungen. Die Reflexionen beginnen mit der Rechtfertigung der Vermögensungleichheit unter den Menschen. Gewiss, dieselbe ist unvermeidlich. Nichts pflegt an zwei Menschen gleich zu sein; warum sollte gerade ihr Vermögen gleich sein? Zwei gleiche Hüte, von zwei verschiedenen Menschen getragen, oder dieselbe Nachricht, von zwei verschiedenen Menschen erzählt, kurz, was immer durch verschiedene Menschen beeinflusst wird, muss mit der Zeit ungleich werden, und ihr ganzes Vermögen, die ökonomische Wirkung ihrer ganzen Persönlichkeit sollte auf die Dauer gleich bleiben, selbst wenn es gegen alle mensch-

liche Erfahrung gelänge, eine wirklich gleiche Theilung ohne Uebervortheilung der Einfältigen durch die Schlauen zuwege zu bringen! Nichts ist an den Menschen so ungleich wie ihr Verständniss und ihre Opferwilligkeit für ihr wahres dauerndes Interesse und ihre darauf gegründete Widerstandskraft gegen die Gaunerkniffe der lieben Mitmenschen und gegen die Trugbilder des lieben Ich; von jener Opferwilligkeit und dieser Widerstandskraft hängt aber ihr Vermögen ab, selbst bei Voraussetzung gleicher Leistungsfähigkeit. Wie verschieden ist erst ihre Leistungsfähigkeit, das, was sie vermögen, die innere Triebkraft ihres Vermögens! Gerade diejenigen, welche am meisten vermögen, gerade die Kräftigsten an Geist und Willen, streben vor Allem nach Ungleichheit. Wie sollte die grosse Menge der Schwächeren, die sich von einem einzigen Geistes- und Willensstarken, wie Napoleon u. A., erfahrungsgemäss sogar in den Tod schicken lassen, wie sollte diese willensschwache Masse dem Drängen aller Geistes- und Willensstarken zusammen widerstehen, deren oberstes Interesse doch die Erhaltung der Ungleichheit ist! Die Unmöglichkeit völliger Gleichheit gibt jeder erfahrene und aufrichtige Mensch zu; aber ist mit solchen Gemeinplätzen die Frage für die Wissenschaft erledigt? Ist die Unmöglichkeit völliger Gleichheit ein überzeugender Beweis für die Nothwendigkeit schrankenloser Ungleichheit? Der Gemeinplatz, dass die Ungleichheit der Menschen unvermeidlich sei, rivalisirt an Werthlosigkeit mit dem modernen Gemeinplatz von der „Pflicht zum Schutze der wirthschaftlich Schwachen“ ohne Definition der Schwachen und ohne Begrenzung der Pflicht. Bei wem beginnt der Anspruch, geschützt zu werden, bei wem hört die Pflicht zum Schutze Anderer auf?

Wenn der Satz, dass die Ungleichheit der Vermögen unvermeidlich sei, ohne Begrenzung ein werthloser Gemeinplatz ist, so ist der zweite Satz Turgot's, dass die Ungleichheit der Vermögen heilsam sei, weil sonst Niemand für den Anderen arbeiten würde, ohne Begrenzung nur eine einseitige Uebertreibung. Gewiss ist die Ungleichheit der Vermögen als Sporn zur Arbeit heilsam; aber gibt es nicht eine schädliche Ungleichheit, welche dem Stiefkinde des Schicksals mit der Zeit allen Muth benimmt, wenn trotz aller Anstrengungen ihm die Wege verschlossen blieben, die sich denen von selbst öffnen, die in der Wahl ihrer Eltern vorsichtiger waren? Gibt es nicht eine Ungleichheit, welche die Arbeitskraft lähmt und

die Arbeitslust erstickt? Auch zwingt die Vermögensungleichheit nicht bloss zur Arbeit, sie zwingt ganz besonders zum Arbeiten für Andere! Ist dies ein ungemischter Vortheil, da doch daraus die Möglichkeit der Ausbeutung entsteht? Freilich, nach Turgot „gewinnt alle Welt“ bei der Arbeitstheilung.

Bei Turgot hat die Arbeitstheilung nur Vortheile, genau so wie das Capital, genau so wie die wirthschaftliche Freiheit. Ihm fehlt die Begrenzung seiner Behauptungen, ihm fehlt jenes Wenn und Aber, ohne welches das Gold der Wissenschaft in ein Häckerling von Phrasen verwandelt wird. Ihm fehlte auch als Staatsmann die Selbstbeschränkung und das Mass. Dieser Fehler wurzelte tief in seiner Persönlichkeit. Ihm fehlte der Zweifel an sich selbst, die psychische Wurzel des Zweifels an der unbegrenzten Richtigkeit selbst der evident erscheinenden Sätze und der staatsmännischen Rücksicht auf fremde Ueberzeugungen.

§ 38. Auffällige Unselbständigkeit und Künstelei.

Die bloss fragmentarische Entwicklung seiner eigenen Gedanken liess die Originalität Turgot's so stark in den Hintergrund treten, dass sein ganzer Gedankenkreis den Eindruck der Unselbständigkeit machen musste. Seine auffälligsten Lehrmeinungen waren als Schiboleth der physiokratischen Sonderlinge verrufen und mochten speciell bei einem Manne von der Vergangenheit Turgot's den Eindruck der Verblendung oder gar der erkünstelten Begründung gewisser verstimmender Folgerungen und Forderungen machen.

Sein auffälligster theoretischer Satz war die Lehre von dem Vorrange (*prééminence*) des Ackerbaues als einziger Quelle des Volkswohlstandes; seine auffälligsten praktischen Sätze waren das *laisser aller* als ausschliesslicher Grundsatz der Volkswirthschaftspolitik und das *impôt unique* auf die Landwirthschaft als ausschliessliche Quelle der Staatseinnahmen.

Das Theorem von der Präminenz des Ackerbaues sammt seinen Varianten von den Gewerben als nützlichen, aber unproductiven Beschäftigungen und von dem Boden als der einzigen Quelle aller Reichthümer und aller Capitalien konnte sich in einem Quesnay organisch entwickeln, der seine Jugend inmitten der Landwirthschaft und sein halbes Leben als Landarzt verbracht hatte; für ihn war es eine reiche Quelle von Erkenntniss, indem es ihm den Blick für alle einschlägigen Erscheinungen, z. B. für die *avances* und

ihre ökonomische Function schärfte; konnte aber dieselbe Theorie von der ausschliesslichen Productivität des Ackerbaues bei einem Sohne der Weltstadt einen natürlichen und imponirenden Eindruck machen, oder schien sie nicht vielmehr einen Mann zu verrathen, der an dem ganzen reichen Wirthschaftsleben der Pariser Industrie und des Welthandels verständnisslos vorübergegangen war?

Der Satz von dem *laisser aller*, von der heilsamen Unthätigkeit des Staates mochte bei einem Gournay natürlich gefunden werden, der seit seinem neunzehnten Lebensjahre im lebendigen Getriebe des Welthandels mitthätig gewesen war; in dem Grosskaufmann wirkte das Vertrauen in die thatkräftige Initiative des Individuums und das Misstrauen gegen alle Bevormundung durch die Routine der Beamten, in dem viel gereisten Weltbürger herrschte der Hass und die Verachtung gegen die veralteten, hemmenden Reglements seines Vaterlandes mit so urwüchsiger, lebendiger Kraft, dass seine ganze Umgebung unter dem zwingenden Eindrucke seiner überlegenen Erfahrung und Intelligenz stand, wenn er mit unerschöpflicher Originalität die gebundenen Kräfte der heimischen Volkswirthschaft im Gegensatze zu den täglich neuen Errungenschaften des Auslands zum Bewusstsein brachte. Konnte dieser überzeugende Eindruck bei Turgot vorhanden sein, wenn er, der pflichttreueste und thatkräftigste Staatsbeamte, die Lehre verbreitete, dass nur die Privatleute mit Sorgfalt arbeiten, und dass öffentliche Beamte mit den öffentlichen Mitteln nie gut wirthschaften, dass man deshalb in wirthschaftlichen Dingen dem Staate keine Einmengung erlauben sollte? Der Eindruck des Unnatürlichen wurde noch dadurch gesteigert, dass die Sätze über das *impôt unique* und das *laisser aller* mit der Theorie von der ausschliesslichen Productivität des Ackerbaues nur gezwungen in Einklang gebracht werden können. Naturgemäss sollte aus der ausschliesslichen Productivität des Ackerbaues eine möglichst grosse Verschonung mit Steuern und ein möglichst starkes Einschreiten des Staates zu Gunsten der Landwirthschaft folgen. Dabei drängte sich die fragmentarische Originalität Turgot's doch immer stark genug hervor, um die wichtigste Schrulle der Physiokraten wesentlich umzuformen. Statt des Bodens als der einzigen Quelle des Reichthums erscheint mit Vorliebe der Bodenbearbeiter (*laboureur*); gelegentlich tritt neben der Erde die Arbeit als Productivkraft hervor. Die Sterilität der Gewerbe wird so lange umgedeutet, bis sie in das eherne Lohngesetz ver-

wandelt ist, indem die Sterilität der Gewerbe durch das die Lebenshaltung herabdrückende Feilschen bei vertragsmässiger Arbeit im Gegensatz zu den freien Gaben der Natur bei der Bodenbearbeitung begründet wird.

Alle diese Künsteleien mochten umsomehr Misstrauen erregen, als die Folgerungen und Forderungen der Physiokratie geeignet waren, die einflussreichsten Gesellschaftsclassen zu verstimmen. Der Grundbesitzer konnte sich für eine Theorie nicht erwärmen, die ihm unter vielen Lobpreisungen eine ausgiebige Cassenerleichterung in Aussicht stellte, indem nur s e i n e m Einkommen die Ehre zuerkannt wurde, für Staatszwecke verfügbar zu sein. Noch grösser muss das Befremden des Industriellen gewesen sein, dessen grösster Stolz seine Unabhängigkeit und sein Brotherrenthum zu sein pflegt, während Turgot ihn zur *classe stipendiée* rechnete, also gleichsam als Söldling der Landwirthe hinstellte. Was mussten vollends erst die Beamten und Gelehrten von dieser Theorie denken? Man hat Smith so oft einen Vorwurf daraus gemacht, dass er die vornehmsten geistigen Arbeiter gar nicht als productiv anerkannt habe. Aber er s p r i c h t doch wenigstens von ihnen. In den Reflexionen kommen sie überhaupt nicht vor. Turgot rechnet sie nicht zu den productiven Classen, ohne die Ausschliessung überhaupt zu erwähnen und dadurch zur Discussion zu stellen. Es hatte rein den Anschein, als ob unser Denker, von physiokratischen Schulmeinungen befangen, bei der Analyse der Gesellschaft an sich selbst, an seinen eigenen Stand völlig vergessen hätte. Dagegen fanden die drei einflussreichsten Classen der damaligen Zeit, die Grundbesitzer, die Industriellen und die Vertreter der „liberalen Professionen“, den von ihnen immer gering geschätzten und oft gehassten und gefürchteten Stand der müssigen Rentner in den Reflexionen in einer erschreckend schönen Stellung als Hüter der sacrosancten Capitalien mit der Aussicht auf Steuerfreiheit und unbeschränkten Geld- und Kornwucher. So mochten die Reflexionen vielen Zeitgenossen als eine unselbständige Wiederspiegelung physiokratischer Schrullen und Gemeinplätze mit erkünstelten Folgerungen erscheinen, welche einen verstimmenden Eindruck machten. Sie ermangelten daher der überzeugenden Kraft, auch wo sie die Scheinwissenschaft ihrer Zeit stellenweise durchbrachen. Diese im Ganzen zu überwinden, war selbst einem Turgot bei so geringer Concentration und so skizzenhaft fragmentarischer Ausführung seiner Gedanken unmöglich.

III. Capitel.

Turgot's Unfähigkeit zur Beseitigung der Scheinwissenschaft.

§ 39. Scheinwissenschaftlicher Charakter seiner Synthese.

Der scheinwissenschaftliche Charakter einer Synthese äussert sich in der Mangelhaftigkeit, bald der formalen, bald der associativ-materialen Synthese. (Siehe § 30 a.)

Die Mangelhaftigkeit der formalen Synthese besteht bald in der Einseitigkeit der Beweismethode, bald in der Oberflächlichkeit ihrer Handhabung. Wir haben gesehen, dass Turgot das inductive Thatsachenmaterial, auf welches seine Ueberzeugungen gegründet waren, fast völlig verschwieg und die deductive Methode sehr ungenau handhabte. Seine Ueberzeugungen konnten daher nicht überzeugend genug auf die Gegner wirken, von welchen sie theils wegen gelegentlicher Uebertreibungen für unrichtig, theils wegen gelegentlicher Gemeinplätze für unwichtig gehalten wurden. Es fehlte also an der Vielseitigkeit und Strenge der formalen Synthese.

In materialer Beziehung bot er überhaupt keine neue associative Synthese, weil er den scheinwissenschaftlichen Charakter der überlieferten, ihm sympathischen Synthese nicht zu erkennen vermochte.

Der scheinwissenschaftliche Charakter einer associativ-materialen Synthese kann vermuthet werden, wenn ihr oberstes Princip der Universalität oder der Specialität oder der philophischen Tragweite entbehrt, welche bei Wissenschaften von den Bedingungen des Gesammtwohls der Menschen vorzugsweise eine ethische sein dürfte. (Vergl. § 30 a.)

Das physiokratische System, selbst in seiner vollkommensten Gestalt, welche ihm Turgot gegeben hat, entbehrt nun zunächst der Universalität, es ist auf einem bloss local und temporär giltigen Princip aufgebaut. Das *revenu net* der Grundbesitzer fällt wirklich mit der Quelle des allgemeinen Wohlstandes zusammen, so lange in einem Ackerbaustaate die Classe der Grundbesitzer zugleich die Unternehmer, die Capitalisten, die freien Arbeiter und die Beamten des Staates in sich schliesst, während die Besitzlosen unfrei oder „Fremdlinge" sind. In einem solchen Staatswesen bedarf der Staat der Grundbesitzer als einer *classe disponible* und ihr *otium* ist eine Bedingung seiner Wohlfahrt. In einem solchen Staatswesen ist

auch das eherne Lohngesetz buchstäblich wahr, indem die besitzlose Arbeit auf kein anderes Entgelt als auf die nothdürftige Abfütterung, Kleidung und Behausung des Arbeiters und seiner Familie rechnen kann. Das physiokratische System ist nichts Anderes als ein annähernd richtiges Bild der Volkswirthschaft, wie sie in den Schriften des biblischen und heidnischen Alterthums sich abspielt und in den zurückgebliebenen ländlichen Districten Frankreichs noch im vorigen Jahrhundert im Grossen und Ganzen mit der Wirklichkeit übereingestimmt haben mag. Dass nicht der Boden allein die Quelle des Volkswohlstandes sei, bewies schon damals die Geschichte Hollands, welches bereits einem Quesnay als Instanz eingewendet worden war. Im Limousin aber erschien noch immer die Erde annähernd als Quelle aller Güter, der Landmann und seine Ernte als „die erste Triebfeder des Arbeitsverkehres“ (*le premier mobile de la circulation des travaux*); eine schlechte Ernte war gleichbedeutend mit allgemeiner Hungersnoth und zeigte, dass der Landmann zur Noth die Waaren aller Anderen entbehren konnte, selbst aber unentbehrlich war, also nach dem Ausdrucke Turgot's eine *„prééminence de nécessité physique“* für sich hatte. Der Intendant von Limoges, welcher bis zu seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre das weltentrückte Leben des Theologen geführt und seinen Geist mit dem biblischen und classischen Schriftthum sowie der daraus hervorgewachsenen Literatur der Franzosen durchsättigt hatte, fand in dem durchaus antiken Weltbild der Physiokratie einen homogenen Vorstellungskreis, der auch durch die ihn umgebenden, halb mittelalterlichen Zustände nicht wesentlich erschüttert oder gestört wurde. So konnte sich Turgot bei seiner bloss skizzenhaften Schreibweise mit einem Princip zufriedengeben, welches die temporär und local zunächst liegenden Erscheinungen erklärte und nur die Bedeutung einer einzigen Volksclasse würdigte, während die Nationalökonomie eines universellen, keine Volksclasse verkennenden, keine überschätzenden Princips bedarf, wenn sie nicht zur parteiischen und vorurtheilsvollen Scheinwissenschaft herabsinken soll.

Das physiokratische Princip ermangelt ferner auch der Specialität. Die Erde ist die Quelle aller Güter vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus. Diese Anschauungsweise musste abermals der Denkweise Turgot's sympathisch sein, denn dieser vornehme Denker war auch als Theologe stets philosophisch gewesen

und vereinigte die humanistische mit der naturwissenschaftlichen Bildung. Sein erstes wissenschaftliches Lebenszeichen war ein Brief an Buffon über dessen „Théorie de la Terre“. Eine Theorie, nach welcher der Wohlstand gleichsam naturgesetzlich aus der Erde hervorwuchs, reizte ihn nicht zur Kritik, gerade weil sie sich harmonisch in die Naturwissenschaften einfügte, d. h. gerade weil sie des streng ökonomischen Charakters, also der Specialität entbehrte und als Glied eines anderen Gedankensystems erschien. Wäre die Nationalökonomie ein Zweig der Naturwissenschaft, mit anderen Worten, gäbe es überhaupt in der Natur eine Quelle des Volkswohlstandes, so würde sicherlich die Erde diese Quelle sein. Es gibt jedoch keine natürliche Quelle des Volkswohlstandes; es gibt nur natürliche Güterquellen. Der Volkswohlstand jedoch ist das Werk einer überaus künstlichen und von uns noch bei weitem nicht genügend verstandenen Leitung der Arbeit und ihrer Ergebnisse in ihre zweckmässigsten Canäle. Die natürlichen Güterquellen richten sich in keiner Weise nach den Anforderungen der periodisch wiederkehrenden und steigenden Bedürfnisse. Daher kann keine Beobachtung der Erde und ihrer Güterquellen zu einer befriedigenden Erklärung der Veränderungen des Wohlstandes ausreichen.

Ebensowenig wie ein naturwissenschaftliches kann ein politisches Princip die volkswirthschaftlichen Erscheinungen erklären. Für die Urzustände eines Volkes mag es nicht ganz unmöglich sein, aus einem Kreise von Bewusstseinserscheinungen alle anderen zu erklären. Für die Urzustände eines Volkes mag daher z. B. die materialistische Geschichtstheorie eines Karl Marx oft verwendbar sein. Es mag von vielen Völkern wahr sein, dass ihre ursprüngliche religiöse oder ästhetische oder ethische Entwicklung eine Wirkung der unter ihnen vorherrschenden Gütervertheilung und ihrer Gütervermehrungsbestrebungen gewesen sei. Aber auch nicht für die Urzustände jedes Volkes! Wer dies behauptet, übersieht das grosse Grundgesetz der Individualität, welches bei der Entwicklung des menschlichen Willens bei verschiedenen Personen und Völkern bald dieser, bald jener Gruppe von Motiven das Uebergewicht gibt. Ein phantasievolles Volk wird selbst in seinen Uranfängen von Heldensinn und Glaubenseifer stärker bewegt werden als von materiellen Bedürfnissen. Für ein entwickeltes Volk vollends ist die materialistische Geschichtstheorie durch und durch unwahr.

Sie ist eine Fiction, entstanden durch eine voreilige Verallgemeinerung aus den Zuständen unserer Zeit, in welcher allerdings das gierige Streben nach überreicher Befriedigung der materiellen Bedürfnisse alle höheren Bestrebungen zu verdrängen und zu verflachen und die allgemeine Werthschätzung des Menschen nach seinem Besitz und seiner socialen Stellung sogar den Ehrgeiz vieler besseren Naturen auf diesen niedrigen Vorstellungskreis abzulenken droht. Allein schon durch die allgemeine Concurrenz ist dafür gesorgt, dass diesem Fieber materialistischen Streberthums ein Stadium der Resignation und ein Rückgang des Materialismus folgen muss. Auf die Dauer ist bei jedem entwickelten Volke nur die Entwicklung der Wirthschaft vorwiegend eine Wirkung wirthschaftlicher Ursachen; die Entwicklung der Religion wird durch das Bedürfniss nach Ueberirdischem, die Entwicklung der Kunst durch die Sehnsucht nach Verklärung des Irdischen, die Entwicklung der Wissenschaft durch den Drang nach Ergründung des Irdischen bewirkt; die Ueberwindung der diesen ewigen Bedürfnissen des Menschengeistes jeweilig entgegenstehenden Hindernisse hängt von der Kraft der Individuen ab, die jeweilig für diese Aufgaben verfügbar sind. Dabei können wirthschaftliche Verhältnisse die Befriedigung der immateriellen Bedürfnisse des Menschen beschleunigen oder verzögern und dadurch die Aufgabe bestimmen, welche in die Lebenszeit eines bestimmten Individuums fällt. Aber die Aufgabe selbst ist kein Product der ihr heterogenen Motive, und sie bleibt auf der Tagesordnung, bis das ihr adäquate Individuum erscheint. So ist jeder Zweig der Volksentwicklung durch eigenartige Ursachen bestimmt; nur die Schnelligkeit der Entwicklung kann auch von heterogenen Ursachen beeinflusst werden, und wer die Entwicklung der Religion, der Kunst, der Wissenschaft oder des Staates auf eine wirthschaftliche Ursache als Hauptursache zurückführt, begeht einen scheinwissenschaftlichen Verstoss gegen das Princip der Specialität. Darum kann auch die wirthschaftliche Entwicklung nicht verstanden werden, so lange sie entweder auf einen Naturprocess oder auf eine politische Ursache zurückgeführt wird. Eine solche war die Freiheit als Princip des Volkswohlstandes, ein Gedanke, der einer Römerseele von der Hoheit und Reinheit eines Turgot sehr sympathisch sein musste. Der Grad der vorhandenen Freiheit aber kann die Hauptursache für die politische Entwicklung des Staates, nicht für die wirthschaftliche Entwick-

lung der Einzelnen sein. Diese kann durch politische Verhältnisse mitbestimmt werden. Wer aber seine unbefriedigende, wirthschaftliche Lage auf die politischen Zustände seines Vaterlandes als Hauptursache zurückführt, befindet sich regelmässig in einer Illusion. Die wirthschaftlichen Zustände können in erster Linie nur durch die wirthschaftlichen Fähigkeiten bestimmt werden, obwohl sie gewiss von allen wichtigeren Thatsachen des Volkslebens mit beeinflusst werden. Die physiokratische Ueberschätzung der Nichtintervention des Staates in wirthschaftlichen Dingen ist nur ein umgekehrter Mercantilismus, ein Gegenpol zu dem Irrthum der Ueberschätzung der Staatsintervention. Beide sind scheinwissenschaftlichen Charakters, indem sie das Verhalten eines politischen Agens für die Hauptursache wirthschaftlicher Entwicklungen ausgeben wollen, also das Postulat der Specialität verletzen.

Endlich ist auch die Tragweite des physiokratischen Princips keine genügende. Was immer den Gesammtwohlstand verursacht, muss auch als ethisch heilig empfunden werden; es muss ohne Sittlichkeit gar nicht möglich sein, da ohne Sittlichkeit kein Volk wohlhabend bleiben kann; es muss auch vom Volkscharakter abhängen und dem Nationalgefühl Spielraum gewähren, da es ja erfahrungsgemäss feststeht, dass der Gesammtwohlstand mit dem Nationalcharakter in engem Zusammenhang steht und durch grosse Erhebungen des Nationalgefühles mitgehoben zu werden pflegt. Darin scheint das Berechtigte der Forderung nach einer „ethischen Nationalökonomie“, nach einem „nationalen“ System zu liegen, nicht in der Aufnahme dessen, was in die Ethik gehört, in den Stoff der Nationalökonomie oder in dem Postulate engherziger, nationaler Abschliessung.

Die oberste Ursache des Volkswohlstandes selbst soll eine ethische Weihe haben und zum Volkscharakter in engem Zusammenhange stehen. Der grössere oder geringere Bodenertrag hat keine ethische Weihe. Er steht auch zur nationalen Idee in keiner wie immer gearteten Beziehung. Der Wohlstand eines Volkes scheint nach diesem Princip weniger von dem Charakter des Volkes als von jenem des Bodens abzuhängen. Der patriotischeste Staatsmann kann zur Blüthe seines Volkes nur durch thunlichste Unthätigkeit in wirthschaftlichen Dingen beitragen, sobald nur Friede und Ordnung gesichert sind. Dies liegt in dem durchaus unethischen Princip des Waltenlassens der Natur. Ein solches Princip konnte

keine nachhaltige Begeisterung erregen, kein neues Licht in Kopf und Herz der Millionen tragen, welche heute auf Grund des wahren Princips der Volkswirthschaftslehre den Fortschritten der Socialwissenschaft und Socialpolitik mit lebendigster Aufmerksamkeit folgen.

§ 40. Turgot's Bedeutung.

Formelle und materielle Mängel haben auf diese Weise zusammengewirkt, so dass Turgot's Reflexionen und seine nationalökonomischen Arbeiten überhaupt keine tiefgehende Wirkung zu üben vermochten. Formell erschienen seine Ueberzeugungen als unbewiesene Meinungen und Zuthaten zu fremden Grundgedanken, materiell hatten diese Grundgedanken zu wenig von der Universalität eines einheitlichen obersten Princips, zu wenig von der Eigenart einer neuen Wissenschaft, zu wenig vom Pathos nationaler Sittlichkeit, um den Eindruck einer neuen und begeisternden Erleuchtung zu machen.

Also war Turgot's wissenschaftliches Hauptwerk, war seine wissenschaftliche Arbeit oder gar seine Lebensarbeit überhaupt völlig werthlos? Das will ich durchaus nicht behaupten. Die wissenschaftliche Lebensarbeit Turgot's war zwar nicht hinreichend, um den Bannkreis der Scheinwissenschaft zu durchbrechen. Aber objectiv hat sie zunächst das grosse Verdienst gehabt, die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen mit der Autorität eines vielgefeierten Mannes auf die entwicklungsfähigste Richtung innerhalb der Scheinwissenschaft seiner Zeit hinzulenken, das Credo dieser Richtung in einer Weise darzustellen, welche dem orakelhaften Sentenzenstil Quesnay's und der uferlos dahinfluthenden Geschwätzigkeit Mirabeau's bei weitem überlegen war, und innerhalb dieser Darstellung erst noch die zukunftsreiche Idee der Arbeitstheilung mannigfach zu berühren, die Theorie des Capitals zu entwickeln, jene der wirthschaftlichen Freiheit als das damals wichtigste Losungswort der Praxis zu verkünden, den fundamentalen Irrthum aber möglichst rationell zu mildern.

Subjectiv war dieses Erfassen und Veredeln der zukunftsreichsten Theorie innerhalb der damaligen Scheinwissenschaft eine Meisterleistung für einen Mann, dem man schweres Unrecht thut, wenn man seine wissenschaftliche Leistung als das Wesentlichste an seiner Lebensarbeit betrachtet. Was dem Mann der Wissenschaft zum Vorwurf gereichen muss — die übertriebene Werthschätzung

der Landwirthschaft und der wirthschaftlichen Freiheit als Wohlstandsquellen —, eben dasselbe wird zum weltgeschichtlichen Verdienste, wenn man Turgot's Bedeutung als Staatsmann ins Auge fasst. Der Forscher, der für die künftige Entwicklung des menschlichen Erkennens arbeitet, muss allen Seiten einer Frage gleich unparteiisch gerecht werden und seine eigenen Meinungen ebenso kritisch, ja noch kritischer als die seiner Gegner prüfen, die ihm sympathischen Schlagworte seiner Zeit ebenso kritisch und noch kritischer als das ihm absurd Erscheinende; denn nur durch tiefgehenden, allseitigen Zweifel und geduldiges, unparteiisches Abwägen der Beweise und Gegenbeweise kann er den Schein überwinden, welcher auch die tüchtigsten Köpfe seiner Zeit zu Gunsten der ihnen sympathischen Lehren blendet. Nur durch gewissenhaftes Zerlegen der ihm sympathischen und der ihm antipathischen Meinungen in berechtigte und unberechtigte Elemente geräth er in jene Nöthigung zu unaufhörlichem Umlernen, in jenen Zustand unerträglicher Unzufriedenheit mit blossen Scheinwahrheiten und subjectiven Meinungen, in jenen unwiderstehlichen Entwicklungsdrang, der seine Spürkraft für die wirklich bedeutenden Lehren und wichtigen Thatsachen verschärft, auch die ihm von Natur aus minder homogenen Denkmethoden ihm angewöhnt und sein ganzes Denken zur ausdauernden Concentration auf theoretische, weit ausblickende, seiner Zeit minder geläufige und ihn praktisch in keiner Weise fördernde Untersuchungen zwingt.

Der Staatsmann, der seine unschlüssig zagende Zeit zur rettenden That hinreissen will, darf selbst nicht mitten auf seinem Wege immer wieder seine eigenen Meinungen in Frage stellen, immer wieder zagen und schwanken; er darf dem Gegner oft gar nicht gerecht werden; er muss das, was sein Zeitalter für sein Land und Volks erheischt, unbekümmert um alle Gegengründe verwirklichen, und es kann ihm nur nützlich sein, wenn er es für das einzig Richtige und für die wichtigste Angelegenheit der Menschheit hält.

Dies scheint nun der Fall Turgot's gewesen zu sein. Er ist ein Typus für den Mann der That, des raschen Entschlusses, der vielen Einfälle, der sofortigen Versuche. Sein Denken selbst war ein Handeln, ein rasches Bejahen der ihm sympathischen, ein leidenschaftliches Ablehnen der ihm antipathischen Meinungen. Sympathisch war ihm in erster Linie, was seinem Drange nach Hilfe für die Bedrängten (*soulagement de ceux qui souffrent*) und der von ihm

als nothwendig erkannten Wiedergeburt seines Vaterlandes (*régénération de la France*) Erfolg in Aussicht stellte. Für Frankreich aber war wirklich damals der Landbau die entwicklungsfähigste Wohlstandsquelle, der Landmann der Bedrängteste, die Hemmung der wirthschaftlichen Freiheit der ärgste Uebelstand. Darum gewann für unseren Staatsmann, der überdies durch Bildungsgang und Umgebung eine verwandte Weltanschauung erlangt hatte, das System, welches den Ackerbau als die Quelle alles Wohlstandes und die wirthschaftliche Freiheit, d. i. den Federzug eines Ministers als Panacee für alle wirthschaftlichen Bedrängnisse hinstellt, eine überwältigende Evidenz. Die Arbeit seines Denkens galt naturgemäss nicht der misstrauischen Prüfung dieser ihm willkommenen und evidenten Sätze, seine Intelligenz sträubte sich vielmehr aus allen Kräften auch gegen die einleuchtendsten Gegengründe. Sein Denken strebte einfach nach übersichtlicher Handhabung der seinen Bedürfnissen entsprechenden Theorie, nach Einklang derselben mit seinen abweichenden oder ihr ferneliegenden Vorstellungen, kurz, nach einer äusseren Darstellung der in ihm herrschenden Evidenz, wozu das beste Mittel die Ableitung aus einleuchtenden Sätzen war. Ihn beherrschte die Scheinwissenschaft, weil sein Denken nur scheinbar der Wissenschaft diente, in Wirklichkeit aber dieselbe seiner herrschenden Leidenschaft dienstbar machte.

Allerdings war diese Leidenschaft die edelste Leidenschaft des Menschen, jene für das Wohl des Menschengeschlechtes. Schon als Kind soll Turgot mehr durch sein Herz als durch seinen Geist aufgefallen sein. Seine geistige Begabung war so wenig auffallend, dass er seiner Mutter geradezu blöde schien; seine Herzensgüte dagegen war eine so ungewöhnliche, dass er in der Schule sein Taschengeld heimlich zum Ankauf von Büchern für seine Mitschüler verwendete. Als Jüngling hat er einen Entwurf der „Géographie Universelle“ verfasst, an dem nur die gross gedachte Anlage und der Umstand merkwürdig ist, dass er ihn nicht für sich, sondern für einen Jugendfreund ausgearbeitet hat. Die grossen Entwürfe und das Wirken für Andere kennzeichnen sein ganzes Leben. In der Theorie ein Feind der Staatsintervention, hat er in den Hungerjahren des Limousin praktisch aufs energischeste eingegriffen, allerdings nicht bloss aus den Mitteln des Staates, sondern auch aus seiner eigenen Casse und noch dazu aus Summen, die er selbst als Darlehen auf seine Güter aufnehmen musste.

Für einen Forscher war Turgot zu leichtgläubig, auch für einen Staatsmann zu subjectiv, zu dogmatisch, zu starr, zu wenig auf die ihn umgebende Gemeinheit und die entgegengesetzten Interessen Rücksicht nehmend. Seine ewige Bedeutung aber liegt in der vorbildlichen Reinheit seines Charakters. Als Denker war er ein blosses Talent, ein Kind seiner Zeit; als Staatsmann hat er persönlich Schiffbruch gelitten. Aber als Menschenfreund, als treuer Diener seiner Pflicht, als Patriot, als Typus des *homo nobilis*, als Zierde seines Volkes und der Menschheit ist er zwar hie und da erreicht, aber wohl niemals übertroffen worden. Es ist vielleicht nicht möglich, die Bedeutung Turgot's und ihre Grenzen feiner zu kennzeichnen, als dies sein treuester Freund Du Pont gethan hat, indem er auf Turgot die Worte des Tacitus anwendete: *Bonum virum facile crederes, magnum libenter.*

Vierter Abschnitt.

Smith's formale Ueberlegenheit.

I. Capitel.

Die Form in der Wissenschaft.

§ 41. Die Wissenschaftlichkeit als innere Form des Denkens.

Bei oberflächlicher Betrachtung hat es den Anschein, als ob in der Wissenschaft die Form völlig nebensächlich und lediglich der wahrheitsgemässe Inhalt wichtig wäre. Dass sich dies thatsächlich nicht immer so verhält, beweist schon die Mathematik mit ihrer unentbehrlichen algebraischen Form. Man kann aber vielleicht noch mehr behaupten. Die Wissenschaft im Allgemeinen und jede Wissenschaft im Besonderen hat vermuthlich eine mehr oder minder genau bestimmte Form, der sie zustrebt. Dies kann freilich ohne weiteres negirt werden, wenn man den Begriff der Form zu enge fasst, wozu wir einen natürlichen Hang haben. Wir denken bei dem Worte „Form" zunächst an die äussere Form, also bei der „Form" der Wissenschaft an ihre Einkleidung in Worte oder andere Zeichen; darum erscheint uns die Mathematik mit ihrer eigenthümlichen Zeichensprache als Ausnahme von der allgemeinen Regel, dass die Form in der Wissenschaft mehr oder weniger nebensächlich sei. Wir denken ferner beim Lobe der Formvollendung zunächst an die Schönheit der Form. Die vollendete Form aber, welche in der Wissenschaft einem wahrheitsgemässen Inhalt erst den vollen Werth gibt, ist weder vorzugsweise eine äussere noch wesentlich eine schöne Form.

Das menschliche Denken hat nämlich, abgesehen von der äusseren Form, d. i. den Mittheilungszeichen, noch eine innere

Form, eine bestimmte Auffassungsart des gedachten Inhaltes. In der Sprachwissenschaft ist dieser Begriff der inneren Form durch Wilhelm v. Humboldt angeregt und durch Steinthal fest eingebürgert worden. Man versteht unter der inneren Sprachform jenes charakterisirende Merkmal, welches an einer ganzen Vorstellung hervorgehoben werden muss, bevor noch die Wahl eines Lautes zur Bezeichnung dieses Merkmales und dadurch der ganzen Vorstellung erfolgen kann. Dem Griechen ist die Frau die Gebärende (γονη), dem Deutschen die Herrin (frôwe), dem Hebräer die Männin (ischo); das hervorgehobene Kennzeichen (die innere Sprachform) ist hier bei Gleichheit der inhaltlichen Vorstellung ebenso verschieden wie die gewählten Lautzeichen (die äussere Sprachform). Wo immer ein Bewusstseinsinhalt geäussert wird, muss sich dieser Dualismus der inneren und der äusseren Form wiederfinden. Wissenschaft und Kunst sind Aeusserungen von Bewusstseinsinhalt; in beiden wird ein wahrheitsgetreuer Inhalt angestrebt, in der Wissenschaft immer, in der Kunst sehr oft; in beiden kann derselbe Inhalt aber sehr verschiedene Formen annehmen, und zwar nicht nur sehr verschiedene Formen der äusseren Darstellung, sondern auch sehr verschiedene Formen der inneren Vorstellung. Die innere Form, welche von der Wissenschaft angestrebt wird, ist die Wissenschaftlichkeit, deren Bedingungen im Folgenden untersucht werden sollen. Vielleicht kann es zur Klärung der Ansichten über die Bedingungen der Wissenschaftlichkeit beitragen, wenn eine andere innere Form des Denkens vergleichsweise in Erwägung gezogen wird, die Form der Kunstschönheit, deren Bedingungen von der naturalistischen Kunst und von der schöngeistigen Wissenschaft oft mit denen der Wissenschaftlichkeit verwechselt werden. Die Formvollendung liegt in der feinen Anpassung eines gegebenen Stoffes, Inhaltes oder Mittels, an den gegebenen Zweck, einen bestimmten psychischen Eindruck zu erzielen Die Mittheilungsmittel sind in Wissenschaft und Kunst oft identisch, insoferne sie nämlich in Worten bestehen. Aber der grundverschiedene Zweck erheischt eine grundverschiedene Anwendung der Worte, je nachdem Wissenschaftlichkeit oder Kunstschönheit angestrebt wird. Jede Unklarheit hierüber rächt sich in der Wissenschaft durch ungenaue Schönrednerei, in der Kunst durch geschmacklose Nüchternheit des Ausdruckes.

Der Zweck der Kunst ist die Darbietung eines scheinbar Unübertrefflichen, eines unbegreiflich Vollkommenen, bei dessen

Genuss den phantasievollen Betrachter das Gefühl eines höheren Lebensinhaltes in Wonneschauern durchrieselt, während der Verstandesmensch über die sinnreiche, phantasievolle Conception und die unnachahmliche Meisterschaft der Ausführung in Verwunderung und Entzücken gerathen soll. Die Kunst strebt daher immer bewusst oder unbewusst nach Aufregung der Phantasie und Ueberraschung des Verstandes. Darum benützt sie ihre Formen nicht selten zur Verhüllung einzelner Theile des darzustellenden Inhaltes; als redende Kunst liebt sie die tönenden Worte, die blendenden Antithesen, die glänzenden Bilder, die unvorhergesehenen Steigerungen; der Zauber der Sprache gibt dem gewöhnlichsten, dem abgebrauchtesten Gedanken den Reiz des Neuen. Grobe Sprachfehler zerstören den Schein der Vollkommenheit, welcher die Ursache des Kunstgenusses ist; das Unentbehrlichste bei der Kunst ist demgemäss die Tadellosigkeit der äusseren Form, die Virtuosität der Technik. Ihre Vollendung erreicht die Kunst allerdings erst durch die Weihe des Inhaltes und die vornehme Auffassung desselben (innere Form). Aber bei überraschender Vollkommenheit der äusseren Darstellung kann das daraus hervorgehende sinnliche Entzücken alles Andere fast vergessen machen, wenn Inhalt und innere Form nur nicht geradezu störend wirken.

Der Zweck der Wissenschaft ist die Darbietung einer nothwendig unvollendeten Bewusstseinsarbeit als eines Mittels zu weiterer Arbeit. Sie will nicht die Phantasie aufregen, sondern den Verstand aufklären. Sie bietet nothwendig Unvollendetes; denn sie erklärt die Zusammenhänge der wahrnehmbaren Erscheinungen; der Kreis der wahrnehmbaren Erscheinungen, der Quellen für ihre Erkenntniss und der Werkzeuge zu ihrer genauen Messung erweitert sich aber täglich; sie erklärt ferner die Zusammenhänge in allgemeinen Formeln, welche erst durch die richtige Subsumtion der Einzelerscheinungen zur Einsicht in die Zusammenhänge der Wirklichkeit führen. Die Form der Wissenschaft muss diesem ihrem Zwecke angepasst sein.

Als Darbietung eines Unvollendeten darf die Wissenschaft die künstlerische Verschleierung oder Uebertreibung der Wahrheit gar nicht anstreben. Was er Dir weise verschweigt, zeigt Dir den Meister des Styls, aber auch der Sophismen. Als Darbietung eines Unvollendeten ruft die Wissenschaft die künftigen Geschlechter zur Werkfortsetzung; ein Newton ist sich bewusst, nur die Kiesel am

Ocean der Wahrheit gefunden zu haben; sein Werk harrt des Nachfolgers; ein Dichter hält selbst seine Fragmente für etwas, was keine fremde Hand fortsetzen kann, geschweige denn seine vollendeten Werke! Als Darbietung eines Anzuwendenden muss die Wissenschaft die leichte und sichere Subsumtion der wirklichen Einzelerscheinungen unter ihre Gesetze anstreben. Ein Raphael wäre vielleicht gedemüthigt, wenn man an einem bestimmten, irdischen Weibe die volle Schönheit seiner Himmelskönigin wiederfinden könnte; ein Beethoven stellt den Sturm nicht dar, damit man ähnliche Geräusche in Zukunft mit Sicherheit erkennen, voraussehen und vermeiden lerne; wenn aber der Anatom das Weib, der Meteorologe den Sturm darstellt, so ist allerdings die sichere Erkennbarkeit der gleichartigen Erscheinungen der Wirklichkeit eine Vorbedingung für die volle Erreichung seines Zweckes.

Wo Unvollendetes zur Vollendung, Allgemeines zur Anwendung auf noch unbekannte Einzelfälle dargeboten wird, muss Deutlichkeit das oberste Postulat der äusseren Form sein. Unzweideutig soll der anzuwendende, nackt selbst in Bezug auf seine Schwächen der zu verbessernde Inhalt hervortreten. Die Schönheit der Form kann selbst schädlich wirken, wenn sie, wie bei Henry George, über die Schwächen des Inhalts hinwegtäuscht oder durch glänzende Bilder die Aufmerksamkeit ablenkt und das scharfe, genaue Denken vereitelt. Jedenfalls aber wird die Form, soweit sie nicht verdeutlichend wirkt, auf die Dauer unnütz, da der Denker auf die Dauer nicht so sehr durch seine eigenen Werke als vielmehr durch die daraus in die Werke seiner Nachfolger übergehenden Bestandtheile fortwirkt, welche eben bloss im Falle der Deutlichkeit den von ihm beabsichtigten Vorstellungen genau entsprechen. Nur soweit die Deutlichkeit dadurch nicht geschädigt wird, kann auf Oekonomie des Ausdruckes Gewicht gelegt werden, durch welche die Aneignung, Festhaltung und Anwendung der Gedanken sehr erleichtert wird. Erst nach der Deutlichkeit und der Oekonomie des Ausdruckes kann auch die literarische Schönheit desselben in Frage kommen. Doch wird der wissenschaftlich denkende Schriftsteller instinctiv den Eindruck seiner Lieblingsgedanken mehr durch auffallende Anordnung und verdeutlichende Ausführung, als durch Glanz des Styls zu verstärken suchen und mehr durch überraschende Thatsachen oder Erklärungen derselben als durch überraschenden Ausdruck wirken.

Da in der Wissenschaft die Deutlichkeit das oberste Gesetz der äusseren Form ist, so kann man wohl sagen, dass ihre äussere Form keine höhere Aufgabe hat als die genaue Wiedergabe der inneren Form des wissenschaftlichen Denkens. Darum ist die äussere Form der Zeichensprache dort am wichtigsten geworden, wo man seine Gedanken in derselben nicht bloss am deutlichsten mittheilt, sondern auch am leichtesten denkt, d. h. wo die äussere Form der Denkzeichen zugleich als Denkmittel zur inneren Form der Wissenschaft gehört, wie die algebraische Zeichensprache in der Mathematik. Aber nicht bloss die Mathematik, sondern auch jede andere Wissenschaft hat ihre innere Form. Man kann fast jeden wissenschaftlichen Gedankeninhalt auch in unwissenschaftlicher Weise aussprechen. Es gibt sogar eine Wissenschaft, welche sich ausdrücklich vornimmt, keine neuen Erkenntnisse aufzustellen, sondern ihren Inhalt dem ausserwissenschaftlichen Erkennen zu entlehnen. Diese Wissenschaft ist die descriptive Ethik. Sie will gar keine neuen Tugenden entdecken, sondern beruft sich für den Inhalt ihrer Behauptungen einfach auf das ausserwissenschaftliche Erkennen. Bedarf es dann noch der Wissenschaft? Gerade die Ethik des täglichen Gesprächs liefert uns dafür triviale, aber schlagende Beweise.

Oft hört man z. B. im gewöhnlichen Gespräch die Behauptung, die Bescheidenheit sei ein Fehler. Viele meinen, sie sei keiner. Die hergebrachte Meinung besteht darin, sie sei eine Tugend. Alle drei Sätze sind nur für bestimmte Bedeutungen des Wortes „Bescheidenheit" richtig. Der wissenschaftliche Ethiker hat nun die falsche Anwendung derartiger Sätze zu verhüten, indem er ihre innere Denkform verbessert. Der Inhalt der Wissenschaft besteht nämlich aus Urtheilen, gerade so wie der des ausserwissenschaftlichen Erkennens. Aber diese letzteren Urtheile sind Wortformeln, welche meist vermöge der „harmonisirenden Apperception" (Steinthal) angenommen worden sind, d. i. vermöge der oft mehr gefühlten als erkannten Uebereinstimmung mit den subjectiv vorherrschenden Vorstellungsmassen. Für die Wissenschaft sind sie blosse Meinungen ohne Garantie der Fehlerfreiheit, also nicht vorgethane Arbeit, die mit Beruhigung als Mittel zu fernerem Denken benützt werden kann. Aber nur diejenigen Urtheile können als ein Bestandtheil der Wissenschaft gelten, welche mit Zuversicht als Mittel zu fernerem Denken verwendet werden können und auch

wirklich unter den Kennern der Wissenschaft allgemein verwendet werden.

Damit eine gewöhnliche, unwissenschaftliche Meinung die innere Form der Wissenschaftlichkeit annehme, muss sie eine dreifache Subjectivität abstreifen, welche die Quellen endlosen Streites enthält, nämlich 1. die Subjectivität des Sprachgebrauches, vermöge deren Jeder bei denselben Worten etwas Anderes denkt; 2. die Subjectivität des Fürwahrhaltens, vermöge deren Jeder nach anderen beschränkten Erfahrungen oder Autoritäten urtheilt; 3. die Subjectivität des Fürwichtighaltens, vermöge deren der Erkenntnisswerth eines Urtheils für die Wissenschaft willkürlich geschätzt wird. Damit daher ein Urtheil die innere Form der vollendeten Wissenschaftlichkeit erlange, dürfte es in der Regel folgende Phasen durchlaufen:

1. Unklare und unbewiesene Meinung (völlig subjectiv).
2. Inhaltlich klares, aber ungenügend bewiesenes Urtheil (nach Abstreifung der sprachlichen Subjectivität).
3. Inhaltlich klares, genügend bewiesenes Urtheil (nach Abstreifung des subjectiven Fürwahrhaltens).
4. Inhaltlich klares, genügend bewiesenes und als Denkmittel richtig verwendetes Urtheil (nach Abstreifung des subjectiven Fürwichtighaltens).

Die ersten drei Stadien bilden die Entwicklungsphasen der isolirten Urtheile, das vierte kommt erst bei ihrer wissenschaftlichen Synthese in Betracht.

§ 42. Die Wissenschaftlichkeit der isolirten Theoreme.

Die Wissenschaftlichkeit der isolirten Behauptungen hängt nach dem Gesagten ab: 1. von der Klarheit über ihren Inhalt, 2. von der Festigkeit ihres Beweisfundamentes.

Die Klarheit über den Inhalt ist die Wirkung der Bestimmtheit der Begriffe und der Genauigkeit in ihrer Verknüpfung. Die Bestimmtheit der Begriffe aber kann auf zwei wesentlich verschiedenen Wegen erzielt werden, deren gleichzeitige Benützung natürlich die höchste Vollkommenheit darstellt. Immerhin wird von Natur aus jeder Mensch mehr zu der einen oder mehr zu der anderen Art der Begriffsbestimmung hinneigen. Der zu anschaulichem Vorstellen angelegte Empiriker wird den Begriff durch eine mög-

lichst vollständige Vergegenwärtigung seiner erfahrungsmässigen Erscheinungsformen denken, also seinem Umfange nach vorstellen; der abstracte Denker wird ihn mittelst seiner definitionsmässigen Merkmale handhaben, also seinem Inhalte nach vorstellen. Es ist für die Interpretation eines Schriftstellers keineswegs gleichgiltig, ob er die Bestimmtheit der Begriffe auf diesem oder jenem Wege zu erzielen pflegt. Je mehr er die Begriffe ihrem empirischen Umfange nach zu bestimmen pflegt, desto mehr werden seine Sätze nur für die seinem Denken gerade gegenwärtigen Erscheinungsformen der durch die Begriffe gedachten Objecte gelten und desto gründlicher muss vor der Anwendung auf die ihm unbekannten Erscheinungsformen sein ganzes Raisonnement nochmals durchgeprüft werden.

Die Bestimmtheit der Begriffe führt in der Regel erst zu einer wissenschaftlichen Formulirung des Urtheils. Der Werth einer solchen Formulirung liegt darin, dass sie den objectiv ungewissen Theil der unbestimmt formulirten Meinung entweder durch strengere Fassung der Begriffe ausscheidet oder durch genauere Bestimmung des Sicherheitsgrades ihrer Verknüpfung kennzeichnet.

Die Festigkeit des Beweisfundaments wird von der Vielseitigkeit der Erkenntnissquellen und von der Besonnenheit in der Benützung derselben abhängen. Die Vielseitigkeit der Erkenntnissquellen lässt sich in letzter Linie auf die gleichzeitige Benützung der äusseren und inneren Erfahrung zurückführen, deren jede wieder vielseitige Erkenntnissquellen in sich schliesst. Die Vielseitigkeit wirkt einerseits als Correctur, da jede einzelne Erkenntnissquelle sich zugleich als Fehlerquelle geltend macht. Andererseits begründet sie eine überlegene Ueberzeugungskraft durch gleichzeitiges Einwirken auf die verschiedensten, einseitiger angelegten Nachfolger und selbst Zeitalter. Sie bewirkt also sowohl grössere Fehlerfreiheit als auch grössere Wirkungskraft.

Die Besonnenheit in der Benützung der einzelnen Erkenntnissquellen wird sich bezüglich der äusseren Erfahrung in der Bevorzugung der naheliegenden Erfahrungen des Alltagslebens vor den schwach verbürgten Erfahrungen ferner Länder oder Zeitalter zeigen. Freilich gehört eine viel grössere Ueberlegenheit des Denkers zu dem Unternehmen, in seiner Vaterstadt unbekannte Thatsachen aufzudecken oder alltägliche Thatsachen überraschend zu erklären als zu dem Versuche, die minder bekannten und controlirbaren That-

sachen vom anderen Ende der Welt oder aus dem Helldunkel der Urgeschichte der Menschheit heranzuschleppen. Das Häufen dieser letzteren, mehr verblüffenden als verlässlichen und durchsichtigen Erfahrungen kann leicht zu einer Scheinwissenschaft führen. Bezüglich der inneren Erfahrung wird sich die wissenschaftliche Besonnenheit namentlich darin äussern, dass Alltagswirkungen nur von Alltagsmotiven, allgemeine Wirkungen nur von allgemein vorhandenen Eigenschaften erwartet werden. Aus dieser Forderung der Wissenschaftlichkeit erhellt z. B. der scheinwissenschaftliche Charakter aller Systeme, welche die tägliche und allgemeine Ausübung des Gemeinsinnes voraussetzen. Ist es unwissenschaftlich, den Egoismus als ausschliessliche Triebfeder des Menschen hinzustellen, so ist es noch weniger wissenschaftlich, die beständige Unterdrückung des Egoismus durch den durchschnittlich vorhandenen Grad von Gemeinsinn als erfahrungsmässig bewährte Thatsache auszugeben.

Die Einhaltung dieser Vorsichten wird zu möglichst wenig gewagten und leicht controlirbaren Behauptungen. daher auf die Dauer zu möglichst fehlerfreien und wohl bewiesenen Erkenntnissen führen. Aber sie kann in keiner Weise die beständige Präsenz einer Erkenntniss im Geiste der Bearbeiter einer Wissenschaft bewirken. Eine Erkenntniss kann ausgezeichnet bewiesen und doch völlig todt und vergessen sein. Wirkungsvoll ist nur dasjenige, was durch wissenschaftliche Synthese mit dem Ganzen der Wissenschaft in lebendige Verbindung gesetzt worden ist. Sowie in der Mathematik die einzelnen Sätze des Beweises, obwohl schon früher als richtig bekannt, doch erst in ihrer Combination einen völlig neuen Satz erkennen lassen, weil sie nun erst in ihrer Tragweite als Prämissen völlig erkannt sind, so gewinnen die einzelnen Sätze einer Wissenschaft ihre volle, wissenschaftliche Kraft erst dann, wenn sie durch die zweckmässigste Synthese in ihrer Tragweite als Prämissen möglichst wirkungsvoll verwendet werden.

§ 43. Die Wissenschaftlichkeit der Synthese.

Bei jeder wissenschaftlichen Synthese ist zwischen dem Fundament, dem Princip und dem Ziel zu unterscheiden.

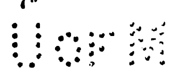
Das Fundament ist diejenige Summe von Erkenntnissen, aus welcher die anderen Erkenntnisse abgeleitet werden sollen und mit

deren Giltigkeit sie stehen oder fallen. In nichts zeigt sich der wissenschaftliche Tact so deutlich, wie in der Wahl eines zweckmässigen, dem Zweifel möglichst entzogenen Fundaments. Nur wenn das Fundament des Gedankengebäudes durch die mannigfachsten Erkenntnissquellen sicher controlirt werden kann und von dem Begründer controlirt worden ist, hat das ganze Lehrgebäude eine sichere Aussicht auf Dauer, da jede Berichtigung, durch welche das Fundament nicht berührt wird, das Gebäude nur verbessert, nicht umstürzt. Daraus folgt eine wichtige und in der Volkswirthschaftslehre oft vernachlässigte Regel. Als Ausgangspunkt sollten nicht allgemeine Sätze von unübersehbarer Tragweite und schwieriger Begrenzung dienen; diese können aus der Nationalökonomie abgeleitet, aber nicht ihr zugrunde gelegt werden. Ihr Ausgangspunkt muss concret und doch einfach sein. Je concreter die grundlegende Behauptung ist, desto sicherer kann das Vorhandensein und die quantitative Veränderung der behaupteten Erscheinungen von Jedermann constatirt werden. Je einfacher ihr Thatbestand ist, desto leichter kann der causale Zusammenhang dieser Veränderungen begreiflich, „durchsichtig“ (Neurath) gemacht werden. Die innere Denkform des Fundaments ist die Evidenz einer concreten, einfachen, thatsächlichen Behauptung mittelst eines völlig voraussetzungslosen, möglichst vielseitigen und vorsichtigen Beweises.

Aus dem Fundament oder der Grunderscheinung kann durch einfache Abstraction das Princip oder die Grundkraft der betreffenden Erscheinungsgruppe festgestellt werden. Die innere Denkform des Princips ist die gewohnheitsmässige Association mit jedem Phänomen der ganzen Gruppe. Erst dann ist es ein Princip, wenn man gewohnt ist, damit jede derartige Erscheinung zu appercipiren. Erst wer diese Gewohnheit in die Wissenschaft eingeführt hat, ist der wissenschaftliche Schöpfer des Princips als solchen; ihm verdankt dasselbe auch die unausgesetzte Läuterung und Fortentwicklung durch die Nachwelt bei Gelegenheit der Anwendung auf neue Erscheinungen.

Das Ziel der Synthese ist die Erklärung aller erklärbaren, gleichartigen Erscheinungen mittelst eines einheitlichen, aus einer unzweifelhaften Grunderscheinung abgeleiteten Princips. Dazu ist eine sorgfältige Abgrenzung der erklärbaren, gleichartigen Erscheinungen nothwendig. Erst wenn eine Erfahrungswissenschaft auf das Erforschbare begrenzt, auf einen unzweifelhaften, möglichst

7*



durchsichtigen Erfahrungsvorgang gegründet und von dem daraus abstrahirten Princip in allen ihren Einzelheiten gleichsam durchleuchtet wird, hat sie die innere Form der Wissenschaft im Gegensatze zu formlosem Wissen angenommen. Formloses Wissen bleibt sie auch dann noch, wenn ihr künftiges Princip bereits als Wahrheit bekannt und anerkannt, aber nicht als Princip erkannt ist. Das Princip als gelegentliches Urtheil bewirkt die Wissenschaftlichkeit ebenso wenig, wie ein vereinzelter noch so vollkommener Spitzbogen genügt, um einen grossen Bau als gothisch erscheinen zu lassen. Erst wenn ein eigenthümliches Princip jedes andere verdrängt hat und die wissenschaftlich geklärten und bewiesenen Einzelurtheile als Erscheinungsformen des Princips verstanden werden, ist die innere Form der Wissenschaft vollkommen, welche wiederzuspiegeln die Aufgabe der Darstellung ist.

§ 44. Die Wirksamkeit der Darstellung.

Die Darstellung ist eine Mittheilung von Bewusstseinsinhalt behufs Uebertragung von Bewusstseinszuständen. Sie wird naturgemäss zwei Zwecke verfolgen: 1. die genaue Aeusserung des eigenen inneren Zustandes oder den exacten Ausdruck des Bewusstseinsinhaltes; 2. die siegreiche Beeinflussung des fremden Bewusstseins oder den intensiven Eindruck auf Hörer und Leser.

Der Ausdruck ist exact, wenn er die Vorstellungen und ihre Verknüpfung mit genau demselben Bestimmtheitsgrade wiedergibt, mit welchem sie gedacht werden, und zwar völlig unzweideutig. Wenn der Ausdruck exact ist, so wird er wenigstens annäherungsweise die sinnlichen Vorstellungen mit demselben Grade von Anschaulichkeit, die abstracten mit demselben Grade von Begriffsschärfe und die Vorstellungsverknüpfungen mit demselben Grade abgestufter Sicherheit wiedergeben, mit welchem sie gedacht sind, und daher für die Eigenart des Schriftstellers wichtige Anzeichen bieten. Dass der wissenschaftlich exacte und der künstlerisch vollendete Ausdruck verschiedenen Anforderungen gehorchen, sieht man beispielsweise an dem Gegensatze der möglichst constanten Terminologie der Wissenschaft und der möglichst abwechslungsreichen Ausdrucksweise des glänzenden Stylisten. Auffällige Verstösse gegen die Grammatik oder selbst gegen die Sprachreinheit können den literarischen Werth eines wissenschaftlichen Werkes

völlig vernichten, ohne darum nothwendig seinen wissenschaftlichen Werth zu beeinträchtigen. Wie tief steht Kant, dieser Schöpfer einer neuen, wissenschaftlichen Sprache, an grammatisch-literarischer Sprachrichtigkeit und Sprachreinheit unter vielen seiner mittelmässigen Ausleger! Diesen Unterschied zwischen literarisch correcter und wissenschaftlich exacter Ausdrucksweise muss sich der Kritiker eines wissenschaftlichen Werkes stets vor Augen halten.

Der Schöpfer eines wissenschaftlichen Werkes muss wohl mehr auf einen anderen Unterschied achten. Zum exacten Ausdruck wird er, wenn er nur exact denken kann, bei sorgfältiger Arbeit wohl ohne abgesondertes Nachdenken über seine Ausdrucksweise gelangen. Den intensiven Eindruck auf den Leser aber kann er ohne besondere Ueberlegung und geflissentliche Uebung bestimmter Regeln leicht verfehlen.

Der intensive Eindruck hängt davon ab, dass der wichtigste Theil am kräftigsten hervorgehoben und die den Eindruck schwächenden Elemente in den Hintergrund gedrängt werden.

Auch die wissenschaftliche Darstellung hat gewissermassen ihre Perspective. Durch diese muss das Wichtigste hervortreten; das nächstliegende Mittel dazu ist die Concentrirung aller harmonirenden Betrachtungen über das Fundament der Wissenschaft in ein Capitel und die Voranstellung dieses Capitels. Der Anfang wird nicht leicht übersehen, besonders wenn im ganzen Buche immer wieder darauf Bezug genommen wird. Damit dies aber wirkungsvoll geschehen könne, muss die Grunderscheinung in einen bequemen, bezeichnenden und consequent festgehaltenen Kunstausdruck zusammengefasst werden. Ebenso hervorhebend wie die auffällige Anordnung und beständige Bezugnahme wirkt die ausführliche Behandlung. Der Meister der wissenschaftlichen Darstellung bewährt sich schon in der Vertheilung des Raumes nach der Wichtigkeit.

Die entgegengesetzte Behandlung — also Zurückstellung und Verkürzung des Raumes — muss allen Nebendingen zutheil werden, besonders denjenigen, welche den Haupteindruck bekämpfen könnten, wie Bedenken, Ausnahmen oder Entartungen der Haupterscheinung. Derartige Abschwächungen zu verschweigen, würde sophistisch sein und müsste mit der Zeit durch erfahrungsmässiges Offenbarwerden einer solchen Einseitigkeit die Autorität des ganzen Systems schwächen. Aber sie von vornherein, gleichzeitig mit den Haupt-

lehren vorzubringen, ist ebenso unklug, weil dadurch der Durchschnittsleser ins Schwanken gebracht wird, bevor noch die Hauptlehre in seiner Ueberzeugung festgewurzelt ist.

Die ganze Kunst der wissenschaftlichen Darstellung besteht demnach darin, jeden Satz mit der vollen Kraft seiner Beweise wirken zu lassen und in dem Masse seiner Wichtigkeit hervorzuheben und variirend zu wiederholen. Die schönste Darstellung ist in der Wissenschaft diejenige, in welcher alles durchdacht ist und die Form nur den Inhalt zur Denknothwendigkeit für alle machen soll, während in der Kunst alles empfunden und der Inhalt selbst mit Rücksicht auf die Anforderungen der Form gewählt werden soll. In diesem Sinne kann man in der That behaupten, dass in der Wissenschaft die Form Nebensache ist, eine Dienerin des Inhaltes, allerdings eine unentbehrliche.

II. Capitel.

Die Theorie der Arbeitstheilung als formales Muster.

§ 45. Nothwendigkeit eines formalen Musters.

Den allgemeinen Eindruck einer tief wurzelnden, formalen Verschiedenheit empfängt der Leser, welcher in Turgot's zahlreichen eleganten, aber flüchtigen und unzusammenhängenden Skizzen geblättert hat, schon bei dem ersten Blick auf die compacte Masse des „Wealth of Nations“ mit seiner nach allen Seiten hin breit und zusammenhängend ausgeführten Darstellung. Während der französische Staatsmann die skizzenhafte Natur seiner Arbeiten gerne mit ihrem eiligen Zustandekommen entschuldigt, ist das Werk des schottischen Gelehrten notorisch mit einer seine Freunde geradezu beängstigenden Langsamkeit ausgearbeitet worden. Bekanntlich hebt Smith an einem Wendepunkte seiner Untersuchungen (Bd. I, Ch. IV, Ende) ausdrücklich hervor, dass er „sich die äusserste Mühe genommen habe, den Gegenstand klar zu machen, dass derselbe aber dennoch . . . einigermassen dunkel geblieben sei“.

Man wird bei Turgot nicht leicht das Geständniss finden, dass ihm trotz beharrlichen Nachdenkens irgend etwas unklar geblieben sei. An Concentration und Selbstkritik erscheint Smith seinem Vorgänger schon nach dem allgemeinen Eindruck der beiderseitigen Werke weitaus überlegen.

Auf derartigen allgemeinen Eindrücken beruht ein grosser Theil jener ohne exacte Motivirung ausgesprochenen allgemeinen Kennzeichnungen, in welchen die Literarhistoriker von ihrem hohen Richterstuhle herab in vornehm absprechendem Tone ihr Urtheil über Denker abzugeben pflegen, deren unendlich überlegene Geisteskraft dem Kritiker, der gewöhnlich noch keine Wissenschaft revolutionirt hat, eine gewisse Reserve auferlegen sollte. Ein solches Urtheilen nach allgemeinen Eindrücken kann nur zu subjectiven Meinungen führen, wie man aus Dühring's Urtheilen über Malthus, Ricardo und Carey und aus den meisten Urtheilen über Karl Marx mit Leichtigkeit erkennen kann.

Ein wissenschaftliches Urtheil über einen Autor muss seine formale und seine materiale Bedeutung sauber auseinander halten. Seine formale Bedeutung kann am exactesten durch Vergleichung der Formen bestimmt werden, welche eine inhaltlich annähernd identische Lehre bei ihm und bei seinem contingenten Vorgänger angenommen hat. Als eine solche Lehre wird am besten diejenige verwendet, welche von dem formal zu analysirenden Autor unzweifelhaft am meisten gefördert worden ist. Dazu gehört, dass diese Lehre erst durch ihn zur allgemeinen Geltung gelangt ist und im Ganzen und Grossen noch heute in der von ihm gelehrten Weise als richtig anerkannt wird. Als annähernd identische Lehren Smith's und Turgot's haben wir die Lehren von der Arbeitstheilung, dem Capital und der wirthschaftlichen Freiheit erkannt. Von diesen behauptet sich noch heute die Lehre von der Arbeitstheilung in allgemeinem Ansehen, welches durch seitherige Bereicherungen (Babbage) und Anwendungen (Physiologie) nur noch gestiegen ist. Eine solche Lehre, in welcher der Autor am unzweifelhaftesten dauernd fortwirkt und an welcher man die formalen Bedingungen seiner wissenschaftlichen Wirkungskraft am unzweifelhaftesten constatiren kann, könnte man als ein formales Muster bezeichnen. Ich werde nun mittelst der Lehre von der Arbeitstheilung die formale Ueberlegenheit Smith's über Turgot genau zu analysiren versuchen.

§ 46. Wirksamkeit der Darstellung.

Wenn auch schon Turgot der Meinung war, dass „die Arbeitstheilung die Fortschritte der Gesellschaft auf wunderbare Weise beschleunigt hat“ (Réfl. § 50), so hat diese Meinung bei ihm eine unvergleichlich weniger eindrucksvolle äussere Darstellungsform als

bei Smith. Die Bemerkungen der Reflexionen über Arbeitstheilung, welche zusammen kaum eine Druckseite von Daire's Ausgabe übersteigen dürften, sind in zahlreichen Paragraphen zerstreut, meist als selbstverständlich richtig hingeworfen, selbst an der Hauptstelle (§ 4) unter einem ablenkenden Titel versteckt und nicht als Gegenargument gegen die Physiokratie, sondern als Argument zur Begründung derselben angeführt; in diesen wenigen, unzusammenhängend auftauchenden Bemerkungen schwankt überdies die Terminologie zwischen nicht weniger als vier Ausdrücken *(séparation des professions, partage des travaux, partage des professions, séparation des travaux)*, so dass dem Leser das Uebersehen ihrer innerlichen Zusammengehörigkeit noch erleichtert wird. Diese Darstellungsform ist bei einem Schriftsteller von Turgot's ungewöhnlichem Darstellungstalent ein Symptom einer primitiven inneren Denkform. Die innere Denkform des Theorems von der Arbeitstheilung als Wohlstandsursache erscheint als diejenige einer subjectiven Meinung, welche noch durch keine der drei Phasen objectiver Wissenschaftlichkeit hindurchgegangen ist. Die Lehre von der Arbeitstheilung tritt daher in Form eines häufig wiederkehrenden Einfalls auf, welcher mit voller subjectiver Klarheit über das, was der Schriftsteller sagen will, kurz und elegant formulirt wird, aber weder seinem Inhalte nach definirt noch seinem Geltungsgebiete nach determinirt ist, und weder durch formale Synthese mit seinen einleuchtendsten Beweisen verbunden noch durch materiale Synthese als Grundlage eines ganzen Lehrgebäudes nachgewiesen worden ist. Kurz, das Theorem von der Arbeitstheilung ist bei Turgot formal im Zustande und material im Dienste der Scheinwissenschaft, daher leicht zu übersehen, wenigstens seiner Wichtigkeit nach.

Bei Smith ist es vor Allem unmöglich, die Arbeitstheilung zu übersehen. Sie tritt an die Spitze des ganzen Werkes. Sie wird zunächst in einem Capitel isolirt ins Auge gefasst, dann in zwei stützenden Capiteln in ihrem doppelten Zusammenhange mit dem Mikrokosmos des individuellen Wirthschaftsstrebens und mit dem Makrokosmos des Marktes beleuchtet. Im ferneren Verlaufe des Werkes kommt der Schriftsteller so oft als möglich mit nahezu constanter Terminologie auf seinen Ausgangspunkt zurück. In vier Büchern arbeitet Smith immer wieder daran, die Ueberzeugung des Lesers von der Tragweite und segensreichen Natur der Arbeitstheilung zu befestigen; erst im fünften Buche wird auch ihrer schädlichen Nebenwirkungen

Erwähnung gethan. Alle Gesetze des intensiven Eindruckes sind strengstens eingehalten.

Dasselbe gilt für die Gesetze des exacten Ausdruckes. Der Ausdruck gibt sowohl die Vorstellungen als ihre Verknüpfung so getreu wieder, dass man nicht leicht die innere Denkform eines Schriftstellers in seiner Ausdrucksweise nackter hervortreten sieht als bei Adam Smith. Die auffallendste Eigenthümlichkeit seines Ausdruckes ist die Anschaulichkeit, welche dem geschulten Metaphysiker, z. B. Dühring, geradezu den Eindruck der Plattheit macht. Smith's Schilderung der Verrichtungen in der Stecknadelfabrik oder des relativen Wohlstandes eines ärmlichen Arbeiters (am Schlusse des ersten Capitels) kann an Anschaulichkeit wohl nicht leicht übertroffen werden, vorausgesetzt, dass man nicht etwa die Häufung irrelevanter Details im „Geiste" des Naturalismus mit echter Anschaulichkeit verwechselt. Diese besteht im Darstellen des Ganzen durch seine kleinsten, noch wesentlichen Theile. Die kurz abgehackten Sätze, in welchen Smith die einzelnen Operationen der Nadelfabrication, des Schmiedens etc. wiedergibt, zeigen allein schon den geborenen Beobachter mit seiner naiven Freude am Sehen auch des Unscheinbaren, aber am genauen, analysirenden Sehen auch des Kleinen durch seine feinsten und kleinsten Theile. Diesem Zuge entspricht die Neigung seines begrifflichen Denkens zur Description des Umfanges (der Theile des Verschiedenen) an Stelle der Definition der Merkmale (des Ganzen, des Gemeinsamen). Schon die Anschaulichkeit seiner einzelnen Ausdrücke verräth den empirischen, concret vorstellenden Kopf.

Was die Anschaulichkeit für den sinnlichen Vorstellungsinhalt, ist die Genauigkeit für die Vorstellungsverknüpfung; die Hellenen, bei denen sogar die Philosophen sich anschaulich ausdrückten, sind zugleich dasjenige Volk, welches keinen Aufwand an Partikeln scheute, um die Vorstellungsverknüpfung in den feinsten Abstufungen ihrer inneren Sicherheit äusserlich abzuspiegeln. Der Grad der Sorgfalt eines Schriftstellers in der genauen Abstufung des Sicherheitsgrades seiner Behauptungen ist ein ziemlich verlässlicher Massstab seines wissenschaftlichen Ernstes. Man erhält einen geradezu imponirenden Eindruck von der Gewissenhaftigkeit Smith's, wenn man in dieser seiner Lieblingstheorie die genaue Modulirung des Ausdruckes nach dem Gedanken und die gewissenhafte, den Folgerungen möglichst ungünstige Formulirung der Prämissen beobachtet.

Schon der erste Satz stellt seine ganze Lieblingstheorie, an deren erfahrungsmässige Prüfung der grosse Forscher einen beträchtlichen Theil seiner Lebensarbeit gesetzt hatte, als eine blosse Wahrscheinlichkeit hin; an jedem folgenden Satze werden wir eine ebenso grosse Vorsicht beobachten. Der Gedankengang ist mit annähernd wörtlicher Wiedergabe folgender:

Die grössten Verbesserungen der Productivität der Arbeit scheinen die Wirkungen der Arbeitstheilung zu sein. (Schluss von der Wirkung auf eine der möglichen Ursachen mit blosser Wahrscheinlichkeit)... Ein ungelernter Arbeiter könnte vielleicht kaum eine Stecknadel per Tag zustande bringen; nehmen wir an, er brächte zwanzig zustande... Die Stecknadelerzeugung könnte in achtzehn Verrichtungen zerlegt werden; aber legen wir einen Fall zugrunde, in welchem sie auch nur in zehn Verrichtungen zerlegt wird; dann erzeugt jeder Arbeiter 4800 Stück; also kann die Arbeitstheilung in dieser Industrie wenigstens eine 240fache Steigerung der Productivität bewirken. (Zugrundelegung von Umständen, welche der eigenen Hypothese nicht besonders günstig sind.) Die Arbeitstheilung verursacht eine Vermehrung der Productivität; aus dieser Ursache scheint auch die Trennung der Berufe hervorgegangen zu sein. (Erst sicherer Schluss von der Ursache auf die selbst gesehene Wirkung; dann unsicherer Schluss aus der Wirkung auf die mögliche Ursache.) Diese Trennung ist in der Regel *(generally)* in den wohlhabendsten Ländern am weitesten getrieben worden... In jedem fortgeschrittenen Lande ist in der Regel der Landwirth nur Landwirth. (Behauptung einer empirischen Wahrheit als normal, nicht als ausnahmslos.) „Der Spinner ist fast immer eine andere Person als der Weber... Die Functionen des Pflügers, Säemanns und Schnitters sind oft in einer und derselben Person vereinigt... Es ist unmöglich, dass ein Mann das ganze Jahr in derselben landwirthschaftlichen Verrichtung beschäftigt werde... Die reichsten Nationen überragen in der Regel alle ihre Nachbarn im Ackerbau sowohl als auch in der Industrie; aber sie sind gewöhnlich mehr durch die letztere ausgezeichnet. Das Korn Frankreichs ist ebenso billig wie dasjenige Polens. Es ist ebenso gut und in den meisten Jahren ungefähr ebenso theuer wie das Korn Englands, obwohl Frankreich an Wohlstand und Cultur vielleicht hinter England zurücksteht... Die Metallwaaren und groben Wollzeuge Englands sind denen Frankreichs unvergleichlich überlegen, und zugleich

bei derselben Güte viel billiger. In Polen soll es gar keine Manufacturen dieser Art geben, ausgenommen etc.... Die grosse Zunahme der Arbeitsmenge in Folge der Theilung der Arbeit ist drei verschiedenen Umständen zuzuschreiben... Die grosse Vermehrung der Production ist es, welche in einer gut regierten Gesellschaft jenen allgemeinen Wohlstand verursacht... Es mag vielleicht wahr sein, dass die Ausstattung eines europäischen Fürsten nicht immer jene eines fleissigen und mässigen Bauern um so viel übertrifft, wie die des Letzteren jene manches afrikanischen Königs...“

In jedem einzelnen Satze sieht man deutlich den Grad des Vertrauens oder richtiger Misstrauens, welches der ernste, wissenschaftliche Empiriker jeder einzelnen Behauptung entgegenbringt. Wer mit seiner Empirie bloss vorgefasste Meinungen beweisen und dem Leser imponiren will, wird gewiss jede Behauptung mit desto grösserer Sicherheit vorbringen, um je entferntere Länder oder imposantere Erfahrungskreise es sich handelt. Wie viel unsicherer aber spricht ein Smith über Polen als über England und wie vorsichtig spricht er sich, und zwar nicht nur an dieser Stelle (vgl. Bd. I, Ch. 9, p. 85), nach mehrjähriger Beobachtung aus eigener Anschauung über die Frage aus, ob Frankreich oder England an materiellem Wohlstand überlegen sei, während Leute, denen nicht eine Ahnung von der Beobachtungsgabe eines Smith vergönnt ist, bekanntlich schon nach der kürzesten Studienreise mit verwunderungswürdiger Sicherheit nicht etwa bloss über die materielle, sondern über die gesammte Cultur und Zukunft gewaltiger Nationen und blühender Länder abzusprechen pflegen. Nicht das Häufen des empirischen Materials, sondern die misstrauische Prüfung und tiefgehende Analyse der angeblichen Erfahrungen zeigt den wissenschaftlichen Empiriker. Das Heranziehen von „Thatsachen“ ohne die scrupulöseste Vorsicht im Fürwahrhalten derselben führt in Wissenschaften, deren Thatsachenmaterial der Fälschung durch die Verlogenheit der Interessenten und Parteifanatiker ausgesetzt ist, direct zur Scheinwissenschaft und ist für den Fortschritt der Wissenschaft vielleicht noch verderblicher als die völlige Vernachlässigung der Erfahrung.

Am wenigsten misstrauisch ist unser Denker gegen die Thatsachen seiner Umgebung und persönlichen Erfahrung. Er lässt keine Gelegenheit vorübergehen, Thatsachen des Lebens — selbst etwas gezwungen — heranzuziehen und originell zu beleuchten.

Er spricht z. B. von der Arbeitstheilung als Anlass zur Erfindung von Maschinen, diese erfolgt durch die Arbeiter, dann auch durch einen besonderen Stand von Maschinenerzeugern, endlich durch die „sogenannten Philosophen oder Männer der Speculation.“ Bei dieser Gelegenheit trägt er uns seine Auffassung dieses Geschäftes *(trade)* vor. „Das Geschäft der Philosophen (d. i. des Denkers) besteht nicht darin, irgend etwas selbst zu machen, sondern Alles, was die Anderen thun, zu beobachten. Eben deshalb sind sie oft fähig, die entferntesten Objecte zu combiniren. Durch Arbeitstheilung gewinnen auch sie an Geschicklichkeit und Zeitersparniss; die Menge des Wissens wird so vergrössert“ ... Und diesen Denker, welchem das ganze Geschäft des Philosophen im Beobachten, im Combiniren von Objecten mit Geschicklichkeit und Zeitersparniss besteht — diesen durch und durch und empirisch angelegten Denker, der selbst seine Unzulänglichkeit zugesteht, sobald er an einen Gegenstand herantritt, der seiner eigensten Natur nach überaus abstract (*in its own nature extremely abstracted*) (Bd. I, Schluss d. 4. Ch.) ist — diesen Denker hat man häufig der einseitigen Vorliebe für abstracte Deduction beschuldigt, und das in demselben Augenblicke, in welchem die betreffenden Kritiker sich selbst der entgegengesetzten Einseitigkeit schuldig zu machen pflegten! Offenbar beruhte dieser Vorwurf nicht bloss auf oberflächlicher Analyse der Eigenart Adam Smith's, welcher bei ungewöhnlicher Vielseitigkeit der Methode gerade für die strenge Abstraction verhältnissmässig am wenigsten Neigung und Begabung an den Tag gelegt hat, sondern auch auf einem Vorurtheil gegen die deductive Methode. Es ist aber eine verfehlte Grundanschauung, in einer Wissenschaft von der Schwierigkeit der Nationalökonomie irgend eine Methode zu perhorresciren oder die Alleinherrschaft irgend einer Methode zu postuliren. Nicht aus der gewählten, sondern aus der eigensinnig abgelehnten Methode entspringen die ärgsten Denkfehler, und eine glücklich gewählte Methode erhält erst ihren Werth, wenn sie findig und besonnen angewendet wird, also namentlich mit Bereicherung und Controle durch die Ergebnisse anderer Methoden.

§ 47. Wissenschaftlichkeit des Theorems.

Die Analyse der Vorstellungsverknüpfung hat uns zu der Anschauung geführt, dass Smith's Denken besonders durch ungewöhnliche Vorsicht und Strenge gegen sich selbst gekennzeichnet sei.

Zu demselben Schlusse gelangen wir, wenn wir die formale Synthese betrachten, durch welche er das Theorem von der Arbeitstheilung mit seinen einleuchtendsten Beweisen für immer verbunden und ihm dadurch die Wissenschaftlichkeit des Einzelnurtheils gesichert hat.

Schon der erste Schritt zum Beweise zeigt die ausserordentliche Besonnenheit Smith's. Er will zunächst erfahrungsmässig feststellen, ob wirklich die Arbeitstheilung die Gütermenge in so erheblichem Masse steigert, dass man die Arbeitstheilung als eine hervorragende Ursache des Volkswohlstandes hinstellen kann. Aber er nimmt nicht das erste beste Beispiel. Er berichtet, dass gewöhnlich angenommen werde (*it is commonly supposed*), die Arbeitstheilung sei in einigen unbedeutenden Industrien am weitesten getrieben worden. In Wirklichkeit sei sie freilich in denselben nur durch Vereinigung aller Thätigkeiten unter einem Dache am auffälligsten. Aber eben deshalb wolle er eine solche Industrie als Beispiel benützen, und zwar einen Industriezweig, in welchem sie sehr oft beachtet worden ist (*has been very often taken notice of*). Aus dieser Stelle erhellt vor Allem die gründliche Ueberlegung, welche Smith selbst auf eine Kleinigkeit wie die Wahl eines Beispiels verwendete und seine selbständige, aber nicht eigensinnige Haltung gegenüber den herrschenden Meinungen, die er lieber vertieft oder besser begründet als verwirft. Aus dieser Stelle erhellt aber überdies, dass Adam Smith sich gar nicht einbildete, die Arbeitstheilung „entdeckt" zu haben, sondern sein System wissentlich auf eine allgemein bemerkte Erscheinung begründete. Nicht in überraschenden Entdeckungen, sondern in dem völlig zweifellosen Nachweise und gründlicheren Verständniss vielbemerkter Zeiterscheinungen fand der bedeutendste Nationalökonom das Mittel zur Auflösung der Scheinwissenschaft.

Nachdem er sich für ein bestimmtes Beispiel entschieden hat, schreitet er zur quantitativen Feststellung des behaupteten Vorganges in einem allgemein zugänglichen Falle. Durch Autopsie wird festgestellt, dass zehn Männer bei arbeitstheiliger Production von Stecknadeln täglich 48.000 Stück erzeugen, während jeder allein nicht einmal zehn Stück verfertigen könnte, dass also die Arbeitstheilung in einem bestimmten, leicht controlirbaren Falle eine mindestens 240fache Steigerung der Productivität zur Folge hat. Kein physikalisches oder chemisches Experiment kann quantitativ exacter gemessen oder leichter verificirt werden. Angesichts solcher Thatsachen muss jede Meinungsverschiedenheit schweigen, was wohl

das allererste Kriterium echt wissenschaftlicher Erkenntniss ist. Aber die sichere Thatsache hat keinen wissenschaftlichen Werth, wenn nicht ihr allgemeines Vorkommen nachgewiesen wird. Darum reiht sich an die zweifellose, quantitativ controlirbare Feststellung der Einzelerscheinung der Nachweis ihres typischen Charakters. Zunächst erfolgt nämlich der Hinweis auf ähnliche, leicht festzustellende Erfahrungen, ganz so wie in den Lehrbüchern der experimentellen Wissenschaften nach einem entscheidenden Experiment ähnliche Versuche angedeutet zu werden pflegen. Dann bauen sich auf dieser exact experimentellen Basis der beobachteten Elementarerscheinungen die Beobachtungen der Gesammtwirkung auf. Nach Ländern (England, Frankreich, Polen) und nach Gewerben (Industrie und Ackerbau) wird der Satz bekräftigt: Wo vollkommenere Arbeitstheilung, da productivere Arbeit! Dass die Arbeitstheilung die Productivität der Arbeit immens steigert, ist nun im Kleinen quantitativ exact festgestellt, im Grossen als allgemeine Erscheinung verificirt worden. Erst nachdem unser Forscher jede Möglichkeit eines Zweifels über die Wahrheit und allgemeine Bedeutung des behaupteten Vorganges ausgeschlossen hat, muthet er sich und dem Leser die gründliche psychologische Analyse desselben zu. Erst durch diese kann er andererseits seine Grunderscheinung nicht nur für die äussere Erfahrung über allen Zweifel hinwegheben, sondern auch der inneren Erfahrung völlig evident machen, also durch Vielseitigkeit der Erkenntnissquellen die Wahrscheinlichkeit des Irrthums auf jenes Minimum reduciren, welches durch die Natur des Menschen dem individuellen Erkennen auferlegt ist.

Nachdem er nämlich mit der äussersten Sorgfalt den quantitativ genauen inductiven Beweis für den empirischen Zusammenhang zwischen Arbeitstheilung und allgemeinem Wohlstand erbracht hat, zerlegt er diese Wirkung der Arbeitstheilung in die Theilwirkungen, aus denen sie sich zusammensetzt. Die Erklärung des Geschehens ist ihrem Wesen nach nichts als Zerlegung eines zusammengesetzten Vorganges in seine einfacheren Theilvorgänge. Je einfacher diese sind, desto vollendeter ist die causale Analyse. Wenn wir nun die bekannten drei Ursachen, in welche Smith den Vorgang der Mehrerzeugung durch Arbeitstheilung zerlegte, genauer besehen, so erkennen wir in ihnen Erzeugnisse einer vollendeten Analyse, nämlich Grundbegriffe.

Bekanntlich zerlegt Smith den Vorgang der Gütervermehrung durch Arbeitstheilung in drei Theilvorgänge, nämlich in die Steigerung

der persönlichen Leistungsfähigkeit des Arbeiters (Kraft) bei Vereinfachung der Aufgabe (Last), die Steigerung der sachlichen Leistungsfähigkeit (Kraft) der Werkzeuge und die Zeitersparniss, also — physikalisch gesprochen — in Kraftsteigerung, Lastverminderung und Vermehrung der (productiv verwendeten) Zeit. Die Gütervermehrung durch Arbeitstheilung wird daher auf ein Grundgesetz der Mechanik, nämlich auf die Vermehrung der Leistung bei Vermehrung der Kraft oder Zeit und Verminderung der Last zurückgeführt. Der erfahrungsmässig controlirbare und messbare Grundvorgang erlangt nun auch die volle ‚Verständlichkeit und Evidenz der mathematischen Wahrheiten auf Grund innerer und äusserer Erfahrung. Wie weit ist der Abstand der wissenschaftlichen Form zwischen einer so sorgfältig festgestellten Behauptung und Turgot's Gemeinplatz, dass „alle Welt bei dieser Einrichtung gewinne!“

§ 48. Wissenschaftlichkeit der Synthese.

Diese Sorgfalt des Nachweises und der Erklärung entspricht der hohen Bedeutung, welche der Arbeitstheilung in der Synthese Adam Smith's zukommt. Sie ist jenes Fundament, auf dessen absolute Zweifellosigkeit die ganze Synthese Adam Smith's aufgebaut ist, sein völlig concreter und einfacher, durch äussere und innere Erfahrung genau controlirter Ausgangspunkt.

Um einen solchen Ausgangspunkt überhaupt benützen zu können, musste die Vorstellung des Volkswohlstandes bereits sozusagen concretisirt worden sein. Aus dem fortschreitenden Wohlstande war in Smith's auschaulichem Denken die Gütervermehrung, und zwar die Gütervermehrung in einem Jahre bei einem Volke geworden. Die Ursache derselben kann nur die Natur, das menschliche Individuum oder die Gesammtheit der Individuen sein. Die Natur war als Hauptursache ausgeschlossen, da sie als constante Kraft den fortschreitenden Wohlstand nicht erklären konnte, den Smith für den Normalzustand hielt. So blieb nur die schwierige Wahl zwischen den Einzelnen als thätigen Ursachen des Gesammtzustandes und dem Gesammtzustand als Ursache des Einzelzustandes. Für das vorwiegend empirische, das Ganze mittelst seiner Theile erkennende Denken Smith's war die Wahl im Vorhinein entschieden. Er betrachtet die individuelle Arbeitstheilung als Ursache, den Gesammtzustand als Wirkung, aber sein klares Denken bleibt dabei

nicht stehen. Er stellt die Rückwirkung des gesellschaftlichen Zustandes auf das Individuum dar, und zwar wieder in concreter Denkform, indem er im dritten Capitel die Wirkungen der Arbeitstheilung durch die Zugänglichkeit und den Zustand des Marktes begrenzt. Auch dieses Phänomen wird im Einzelnen quantitativ genau festgestellt (Vergleichung der Kosten von 50 Wagen, 100 Menschen und 400 Pferden mit den Kosten des Seetransportes), durch unzählige Erklärungen unbeachteter Alltäglichkeiten und interessante Nebenbemerkungen belebt etc. Der wichtigste Beitrag, den das dritte Capitel zur Kenntniss der inneren Denkform Smith's liefert, bleibt jedoch seine Stellung zur Frage der Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesellschaft. Smith's vorbildliche Leistung scheint die analytische Beobachtung des Ganzen mittelst seiner Elemente zu empfehlen, jedoch mit synthetischer Begrenzung der elementaren Wirkungen durch den Gesammtzustand des Ganzen.

§ 49. Scheinwissenschaftliche Elemente.

In dem zweiten Capitel des ersten Buches haben wir die seltene Gelegenheit, Smith selbst auf den Wegen der Scheinwissenschaft zu ertappen. Es hätte der Wirkung des „Wealth of Nations“ gerade nicht geschadet, wenn dieses Capitel überhaupt weggeblieben wäre. In ihm sind die unbeweisbaren, daher unwissenschaftlichen Behauptungen von der ursprünglichen Entstehung der Arbeitstheilung durch den Tauschtrieb, von der Ueberlegenheit der Selbstliebe über das Wohlwollen, von der ursprünglich ähnlichen Begabung aller Menschen etc. enthalten, vage Gemeinplätze ohne die für Smith's bessere Capitel charakteristische Vorsicht in der Formulirung und im Beweise, dogmatische Spielereien, welche man oft angegriffen hat, in der Meinung, den Smithianismus zu widerlegen, während thatsächlich selbst Smith's Bemerkungen über den Eigennutz weder mit dem Fundamente, noch mit dem Principe seiner Synthese unlöslich zusammenhängen. Das Wichtigste, was man aus diesen Sätzen Smith's lernen kann, ist die Vermeidung des Weges, auf welchem der grosse Denker zu diesen mit der Modephilosophie seiner Zeit zusammenhängenden scheinwissenschaftlichen Decorationen seines Werkes gelangt zu sein scheint.

Smith scheint in diesem Capitel einer Versuchung unterlegen zu sein, welche an den philosophisch geschulten Kopf fast unwider-

stehlich herantritt, aber der Wissenschaftlichkeit sehr schadet. Die Philosophie, welche ihre sicheren Erkenntnisse beständig zur Begründung neuer Wissenschaften abgibt, behält für sich naturgemäss das weite Gebiet des noch Ungewissen. Dieses wird durch die Harmonie mit einem anderen Ungewissen wahrscheinlicher. Der Philosoph darf daher das Ungewisse als Argument verwenden, wenn er dadurch eine „Vertiefung“ seines Systems, eine Zurückführung naheliegender Erscheinungen auf fernliegende Ursachen erzielt. Der Mann der Wissenschaft aber darf nie das Gewisse durch das Ungewisse begründen, weil er dadurch das Gewisse allen Zweifeln aussetzt, welche an dem Ungewissen haften. Es scheint, dass Smith die Wissenschaft „vertiefen“ wollte, indem er nicht bloss eine Ursache des Wohlstandes, die Arbeitstheilung, blosslegte, sondern wieder diese Ursache auf eine tiefer liegende Ursache, den Tauschtrieb, diesen wieder auf den Egoismus zurückführte etc. Dies war um so verführerischer, als die Zurückführung der Arbeitstheilung auf den Tauschtrieb mit der exact festgestellten Begrenzung der Arbeitstheilung durch die Tauschmöglichkeit in überraschender Weise harmonirte und daher sehr tiefsinnig und geistreich erschien. Allein eine geistreich hergestellte Harmonie der Erkenntnisse ist das Ziel der Philosophie, nicht der Wissenschaft. Diese wird nur durch das Sichere, Denknothwendige gefördert, nicht durch das Geistreiche und Tiefe, aber bloss Denkmögliche. In diese Region geräth aber der Forscher desto sicherer hinein, je mehr er seine Erklärung der Erscheinungen „vertieft“, d. h. in der Reihe der Ursachen zurückgeht. Dies gilt besonders von Erscheinungen mit so mannigfachen Ursachen und so starker Wechselwirkung wie die volkswirthschaftlichen, bei denen das Verkennen der Hauptursache und die Verwechslung von Ursache und Wirkung selbst einem Denker vom Range Turgot's in den wichtigsten Fragen widerfuhr, bei denen also die Wahrscheinlichkeit, die wahre Ursache einer gegebenen Wirkung zu finden, lange nicht $^1/_2$ beträgt. Noch ein Schritt selbst mit der vollen Wahrscheinlichkeit $^1/_2$, und wir erkennen die Ursache der Ursache mit der Wahrscheinlichkeit $^1/_4$, d. h. mit der Wahrscheinlichkeit des Irrthums.

Der Regress in der Reihe der Ursachen ist daher dem einzelnen, wissenschaftlichen Forscher auf so schwierigen Gebieten kaum mit Sicherheit möglich; seine Aufgabe ist die unzweifelhafte Feststellung der nächsten Ursache eines von „seiner Zeit“ wider-

spruchsvoll erklärten Erscheinungscomplexes. Der Regress in der Reihe der Ursachen scheint in den Wissenschaften von verwickelten Causalzusammenhängen die Aufgabe der Generationen, nicht der Individuen zu sein, da die Generationen allerdings in der Lage sind, frühere Urtheile über die nächste Ursache fast mit der Wahrscheinlichkeit 1 (Gewissheit) anzunehmen oder zu verwerfen. In der Philosophie freilich hängt die ganze Wirkung des einzelnen Denkers auf seine Zeit theilweise von dem möglichst energischen Regress zur letzten Ursache ab.

Ein ebenso tiefgehender Unterschied trennt das philosophische und das wissenschaftliche Verhalten zu den Meinungen der Zeit. Ein philosophisches System soll das Bedürfniss der Zeit nach einer widerspruchslosen Weltanschauung befriedigen und wird dies um so eher thun, je getreuer es in allen objectiv ungewissen Fragen die herrschenden Zeitstimmungen abspiegelt und in eine leidliche Uebereinstimmung untereinander und mit dem philosophischen Princip bringt. Jeder Leser freut sich dann über das harmonische Gesammtbild der ihm minder genau bekannten Gebiete und über die eigenartige Beleuchtung seiner Fachwissenschaft. Der Philosoph kann daher die Lieblingsgedanken seiner Zeit ausgiebig ausnützen, auch wenn sie ungenügend bewiesen sind; so ungenügend bewiesen wie irgend ein philosophisches System werden sie noch immer nicht sein. Nicht der Beweis, sondern die lücken- und widerspruchslose Ausgestaltung einer Weltanschauung ist die Aufgabe des Philosophen. Wenn aber der Mann der Wissenschaft die Meinungen seiner Zeit über objectiv ungewisse Fragen als Begründungen recipirt, so wird er seinem Werke zwar einen actuelleren Anstrich geben, aber auf die Dauer schaden. Es wird ihn dasselbe Schicksal ereilen, welches selbst einem Adam Smith nicht ganz erspart geblieben ist, dass bei einem Wechsel der Modephilosophie die Vertreter der nunmehr modernen Strömung gerade in jener Schwachheit, durch welche der grosse Mann mit seinem Jahrhunderte zusammenhing, das Wesentliche seines Werkes erblicken werden.

§ 50. Schlussfolgerungen.

Das Beispiel Adam Smith's scheint zu beweisen, dass in einer Wissenschaft von zweifelhaft gebliebenen Causalzusammenhängen, d. h. in einer Scheinwissenschaft, der Ausgangspunkt so unzweifel-

haft als möglich sein muss. Wer daher die Volkswirthschaft seiner Zeit erklären will, muss sich über denjenigen volkswirthschaftlichen Causalzusammenhang klar zu werden suchen, an welchem er am wenigsten zweifelt und in Bezug auf welchen er sich von der übereinstimmenden Meinung seines bedeutendsten Vorgängers getragen weiss.

Dieser Zusammenhang muss in unzweifelhaften und allgemein zugänglichen Einzelfällen womöglich quantitativ genau festgestellt werden, weil es sich in der Nationalökonomie immer um das Aufsuchen von Hauptursachen bestehender Zustände handelt, also um Ursachen, welche messbare und unendlich oft sich wiederholende Wirkungen haben.

Darum muss die quantitativ festgestellte Wirkung der behaupteten Ursache auf die Individuen als eine typische nachgewiesen werden, und zwar sowohl durch häufig vorkommende Varianten der Grunderscheinung als auch durch Zu- oder Abnahme ihrer behaupteten Collectivwirkung bei Zu- oder Abnahme der Collectivursache. Nach einem solchen empirischen Nachweise des behaupteten Causalzusammenhanges und seines typischen Charakters sollte die Analyse desselben behufs Zurückführung auf einfachere Causalzusammenhänge erfolgen, womöglich bis zur Reduction des ganzen Causalzusammenhanges auf Grundbegriffe der inneren Erfahrung, also der äussersten Evidenz. Ist dann endlich noch die Synthese des einzelnen Causalzusammenhanges mit dem ihn begrenzenden Gesammtzustand erfolgt, so ist das Fundament so genau festgestellt, begreiflich gemacht und begrenzt, dass daraus mit Beruhigung ein Princip abstrahirt werden kann.

Dagegen ist es nicht zulässig, eine Erfahrungswissenschaft auf das Helldunkel ungewisser Thatsachen oder auf willkürlich postulirte, allgemeine Principien zu gründen, welche weder ihrem Inhalte nach definirt noch durch ihre Ausnahmen determinirt sind.

Merkwürdig wie die Vorzüge, welche Smith's formale Ueberlegenheit bewirkt haben, sind die Mängel, welche seiner Ueberzeugungskraft nicht geschadet haben. Die beiden einflussreichsten Tendenzen der deutschen Nationalökonomie sind gegenwärtig das Streben nach begrifflicher Analyse und jenes nach historischer Würdigung jeder Erscheinung. Adam Smith hat seinen weltgeschichtlichen Erfolg erreicht, obwohl sein Werk in beiden Beziehungen höchst unvollkommen war. Dies erklärt sich leicht. Seine

historische Aufgabe war die Ueberwindung der Subjectivität entgegengesetzter Scheinwissenschaften. Eine solche Ueberwindung ist nicht durch Definitionen möglich, welche dem Gegner nur Angriffspunkte bieten, weil für verschiedene Vorstellungsarten derselben Objecte nicht die gleiche Definition zutreffen kann, wohl aber die gleiche Description der Objecte. Ebensowenig sind die historischen Voraussetzungen jedes Einzelfalles und sein Gegensatz zur Gegenwart den Zeitgenossen allgemein verständlich und unzweifelhaft. Dagegen kann über die constanten, der Gegenwart homogenen Erscheinungen leichter eine zweifellose Uebereinstimmung erzielt werden. So unentbehrlich daher auch die begriffliche Analyse und der historische Sinn für die Vervollkommnung der Wissenschaft sein mag, für ihre Erhebung aus dem Meere des Zweifels genügt die Entstehung einer einzigen sicheren Insel, die unzweifelhafte Deutung einer einzigen unzweifelhaften Erfahrung im Sinne eines bisher verkannten materiellen Princips.

Fünfter Abschnitt.

Smith's materiale Ueberlegenheit.

I. Capitel.

Aeussere Anzeichen.

§ 51. Analyse des Titels.

Die genaue Analyse des Titels ist ein wichtiges Hilfsmittel der Interpretation. Denn fast niemals entspricht der thatsächliche Inhalt eines Buches vollkommen der Aufgabe, welche sich sein Urheber gestellt hat. In diese gewährt nun die genaue Analyse des Titels einen lehrreichen Einblick, wenn nur der Schriftsteller über den Verdacht eines blossen Locktitels (d. i. eines irreführenden Titels zur Anlockung von Lesern) erhaben und zugleich des exacten Ausdruckes seiner Absichten fähig ist. Da beide Voraussetzungen bei Smith und Turgot zutreffen, so zeigt schon eine genaue Analyse der Titel, welche bei oberflächlicher Betrachtung so ähnlich scheinen, die wesentliche Wandlung des Untersuchungsgegenstandes, also eine wesentliche materiale Veränderung, beim Uebergange von Turgot zu Smith.

Der Franzose verspricht seinen Lesern auf dem Titelblatte der bekannten französischen Ausgaben „Erwägungen über die Entstehung (*formation*) und Vertheilung der Reichthümer (*richesses*)". Von Menschen, Völkern oder ihrem Wohlbefinden ist wenigstens in diesem Titel nicht die Rede. Die „Reichthümer", d. i. die wirthschaftlichen Güter, werden ihrem Ursprunge (aus dem Boden) und ihrer Vertheilung nach untersucht als ein Gegenstand naturwissenschaftlicher Erforschung, etwa wie Ursprung und Vertheilung der Gewässer. Die Vertheilung ist in der Hauptsache die Vertheilung der „Mittel zu leben, ohne zu arbeiten", also innerhalb

der besitzenden Classen. Wenn die Aufgabe so gestellt wird, so zeugt es schon von einem hohen Standpunkt, dass diese arbeitslosen Einkommen als für den Staat verfügbare Ueberschüsse aufgefasst und für ihr Wachsthum die Freiheit als das zuträglichste Mittel erkannt wird; auch darin äussert sich bereits eine bedeutende Reife des Denkens, dass dasselbe consequent auf die Güter selbst gerichtet ist und nicht an ihrer Geldform haftet; in Folge dessen wird es nämlich, falls es in den natürlichen Fehler der Ueberschätzung einer bestimmten wirthschaftlichen Thätigkeit verfällt, wenigstens nicht zu dem chimärischen Ziele der Geldstoffvermehrung hinsteuern, sondern höchstens die jedenfalls wichtige Pflege des heimischen Bodens übertreibend empfehlen. Die Uebertreibung einer Wahrheit ist ein Fortschritt gegenüber der Verkündung einer Unwahrheit. Während also Turgot's Titel nur eine relative Erhebung über seine Zeitgenossen andeutet, enthält Smith's Titel bei aller äusseren Aehnlichkeit auch Elemente tiefwurzelnder Verschiedenheit. Dass er nicht leichthin gewählt wurde, zeigt seine wörtliche Uebereinstimmung mit dem, was der schottische Forscher (Bd. IV, Ch. 9, p. 538) „als die eigentliche politische Oekonomie" bezeichnet; *„of what is properly called political economy or of the nature and causes of the wealth of nations"*.

Vergleichen wir den Titel von Smith's Hauptwerk genau mit dem Titel der „Reflexionen", so fallen uns folgende Unterschiede auf: 1. Es handelt sich um eine Untersuchung, nicht um Reflexionen. 2. Der Untersuchungsgegenstand sind nicht die todten Güterhaufen (*richesses*) oder das durch sie ermöglichte Einkommen, sondern ein bestimmter Zustand der Völker, welcher als *„wealth"* bezeichnet wird. 3. Die Natur, das Wesen, die Merkmale dieses Zustandes sind klarzustellen und überdies seine Ursachen zu erforschen. Worin liegt die Tragweite dieser Unterschiede?

1. Indem Smith kein Lehrbuch, keinen Essay, keine Sammlung von sententiösen Deductionen (Reflexionen), sondern eine Untersuchung schrieb, hat er die Aufgabe des Nationalökonomen sehr bedeutsam gekennzeichnet. In diesem Zweige der menschlichen Forschung ist noch heute kein wirkliches Lehrbuch möglich, weil vorläufig wenig Unzweifelhaftes zu lehren ist. Selbst die *trita quæstio*, ob die Nationalökonomie eine Wissenschaft oder eine Kunst sei, lässt sich im letzteren Sinne erst beantworten, wenn man das *laisser aller* untersucht und abgelehnt hat, was in der gegenwärtigen unabsehbaren

Umwälzung der Weltwirthschaft und des Charakters der wirthschaftenden Menschen nur provisorisch geschehen kann. Einstweilen bleibt die Nationalökonomie nichts als eine Untersuchung, eine unparteiische Prüfung entgegengesetzter Standpunkte; wichtiger daher als die Begründung einer bestimmten Behauptung — bis auf Weiteres, nämlich bis zu der ebenso tüchtigen Begründung ihres Gegentheiles — ist für den Nationalökonomen die Frage nach Gegenstand und Methode, diesen beiden Lebensnerven jeder Untersuchung. Daher die Neigung der Forscher zu Abhandlungen *on the scope and method of political economy*, richtiger mit Karl Menger über „die Methoden" der Socialwissenschaften, da das Ziel nicht auf das Monopol einer Methode, sondern auf die Sorgfalt innerhalb jeder und auf die gegenseitige Ergänzung der verschiedenen Methoden gerichtet sein sollte.

2. Der Untersuchungsgegenstand Smith's war der „*wealth of nations*". Gegenüber der Physiokratie fällt dabei auf, dass die Nationen als Zwischenglieder zwischen Mensch und Menschheit von Smith keineswegs — wie man der classischen Nationalökonomie gerne vorwirft — übersehen worden sind, wenn auch sein „nationales System" nicht in der Freude an der gegenseitigen Entfremdung der Nationen bestand. Zweideutig ist der Begriff des *wealth*, welches Wort sowohl „dauerndes Wohlbefinden oder Wohlstand" als auch Reichthum bedeuten kann; der Reichthum eines Volkes könnte ebensogut in dem Vorhandensein einzelner Riesenvermögen als in der allgemeinen Verbreitung mässigen Wohlstandes bestehen. Was aber Smith damit gemeint hat, leuchtet schon aus dem ersten Capitel völlig unzweifelhaft hervor. Schon dort wird der Zustand der reichen Nationen (*opulent nations*) als allgemeiner Ueberfluss (*general plenty*, p. 25 *et passim*) und als „allgemeiner Wohlstand, der sich bis auf die untersten Schichten der Gesellschaft erstreckt" (*universal opulence which extends itself to the lowest ranks of society*, p. 24) umschrieben. In B. II, Ch. 3 (p. 278) wird der allgemeine Wohlstand (*opulence of a nation*) von dem Wohlstand des Einzelnen genau unterschieden, welchen Unterschied die „classische Nationalökonomie" ebenfalls angeblich übersehen haben soll, und der Wohlstand der Nation als „allgemeine Güterversorgung des ganzen Volkes" beschrieben, bei welcher auch die „unteren Volksclassen" (*the inferior ranks of people*) im Besitze von guten Häusern, Kleidern etc. anzutreffen sind (p. 279).

Es handelt sich also für Smith bei dem „*Wealth of Nations*“ nicht um das Phänomen des Reichthums, d. h. auffallenden Ueberflusses Einzelner, sondern um den schon im ersten Capitel geschilderten Zustand des „allgemeinen Wohlstandes“, der sich auf die „untersten Volksclassen erstreckt“. Man beachte dabei die individuellen Subjecte des Volkswohlstandes, welche sofort nach dem soeben citirten Satze hervorgehoben werden. „Jeder Arbeitende (*every workman*, wobei unter *workman* nach dem Zusammenhange entschieden nicht bloss der „Arbeiter“ (Lohnarbeiter) zu verstehen ist) hat einen grossen Vorrath von seinen eigenen Erzeugnissen anzubieten; jeder andere Arbeitende (*every other workman*) ist genau in derselben Lage . . .; er versieht daher die Anderen reichlich mit dem, was sie nöthig haben; sie versehen ihn ebenso reichlich mit dem, was er nöthig hat, und eine allgemeine Fülle (*general plenty*) verbreitet sich durch alle Gesellschaftsclassen“ (p. 25). Die allgemeine Fülle ist für Smith mit der reichlichen Versorgung „jedes Arbeitenden“ identisch.

3. An seinem Gegenstande will er die „Natur“ und die „Ursachen“ untersuchen. *Prudens interrogatio dimidium responsi!* Das blosse Aufwerfen dieser beiden Fragen seitens eines *magister mundi* musste viel dazu beitragen, um früher oder später durch die Analyse der Natur des Volkswohlstandes die genaue Bestimmung aller ökonomischen Grundbegriffe und durch die Discussion der Ursachen des Volkswohlstandes das Hervortreten der verschiedensten ökonomischen Weltanschauungen zu veranlassen, welche in letzter Linie in verschiedenen Vorstellungen von der Natur und den Ursachen des Volkswohlstandes wurzeln.

Worin besteht nach Smith die „Natur“ des „*wealth*“ und besonders des „*wealth of nations*“? Man kann in der Beantwortung dieser Frage leicht irre gehen, da Smith gerne von den Gemeinplätzen des Alltagslebens ausgeht, um in unmerklichen Uebergängen zu seiner eigenartigen Auffassung der Wirklichkeit zu gelangen. Das 5. Capitel des ersten Buches z. B. beginnt mit den Worten: „Jedermann ist reich oder arm, je nach dem Grade, in welchem er sich den Genuss der nothwendigen Güter, der Bequemlichkeiten und Unterhaltungen des menschlichen Lebens vergönnen kann.“ Man wird doch nicht meinen, dass in solchen trivialen Sätzen schon die versprochene „Untersuchung über die Natur des Reichthums“ liegen soll? Sie sind nichts mehr als eine vorläufige

Orientirung über die Vorstellungsweise des natürlichen Denkens. Aus solchen Stellen kann man mit Leichtigkeit beweisen, dass Smith seinen Reichthumsbegriff den Physiokraten entlehnt habe und überhaupt, dass er ein platter Wiederkäuer von Allerweltsgedanken gewesen sei. Smith's eigenartiger Gedankengang beginnt aber offenbar erst nach jenem einleitenden Gemeinplatz: „Aber nach gründlicher Durchführung der Arbeitstheilung muss er den grösseren Theil der Lebensbedürfnisse durch die Arbeit anderer Leute befriedigen und wird reich oder arm sein, je nach der Menge jener Arbeit, über welche er verfügen oder deren Bezahlung er erschwingen kann“ (p. 38). Erst dieser Begriff des individuellen Reichthums als Verfügung über Arbeit zeigt sein Wesen auf als ein Mittel, „sich Anstrengung und Unruhe zu ersparen und sie anderen Leuten aufzuerlegen“. Der individuelle Reichthum hat also einerseits eine sinnlich wahrnehmbare Bethätigung, bei welcher gar keine Gesellschaft von Arbeitenden vorausgesetzt wird, nämlich den Genuss reichlicher Bedürfnissbefriedigung, und andererseits eine tiefer liegende „Natur“, bei welcher eine arbeitstheilige Gesellschaft vorausgesetzt wird, nämlich die Macht des Individuums als Volkselementes zur Verfügung über die Arbeit anderer Volkselemente. Ebenso ist der Volksreichthum nach den ersten Sätzen des „Wealth of Nations“ nichts anderes als reichliche Verfügung über geschickte Arbeit. Diese Auffassung der „Natur“ des Reichthums tritt deutlich in der „Conclusion“ zum letzten Capitel des ersten Buches hervor. Dort wird nämlich der „wirkliche Reichthum“ (*real wealth*) des Privatmannes (Grundbesitzers) und jener der Gesellschaft erörtert. Als der wahre Inhalt des privaten Reichthums erscheint seine „Macht“, die Arbeit oder den Arbeitsertrag anderer Leute anzukaufen; als der wirkliche Reichthum der Gesellschaft wird „die Menge der in ihr beschäftigten nützlichen Arbeit“ (*the quantity of useful labour employed in it*) bezeichnet.

Jedenfalls ist für Smith der Volkswohlstand etwas empirisch Gegebenes, dessen Ursachen zu suchen er schon auf dem Titel seines Werkes verspricht. Seine Absicht also war auf inductives Suchen nach Ursachen der Wirklichkeit gerichtet, nicht auf deductive Ableitung der Folgerungen aus allgemeinen Principien. Doch scheint der grosse Forscher der Induction zu grossen Spielraum gewährt zu haben, weil eben die Annahme, als wäre der Volkswohlstand etwas erfahrungsmässig Gegebenes, leider nicht richtig ist. Der

Volkswohlstand ist ein erfahrungsmässig nie realisirtes und vielleicht nicht realisirbares Ideal. Seine Bedingungen können daher vorläufig wenigstens nicht ganz aus der Erfahrung erkannt werden, und schon deshalb kann die Deduction derselben nicht entbehrt werden.

§ 52. Synthese des Gedankenganges.

Der materiale Fortschritt der Wissenschaft besteht nicht bloss in der immer zweckmässigeren Erweiterung und Begrenzung ihres Gegenstandes. Weitaus wichtiger ist die zweite Hauptart des materialen Fortschrittes, nämlich der Fortschritt in der Beurtheilungsweise des Gegenstandes, ein Fortschritt, welcher allerdings oft die Wirkung der Hereinziehung eines bisher unbeachteten und doch wesentlichen Theiles des Gegenstandes in den Kreis wissenschaftlicher Forschung sein wird.

Ein Fortschritt in der gesammten Beurtheilungsweise, nicht in den einzelnen Urtheilen! Die Richtigkeit dieser letzteren erhält erst ihren vollen Werth, wenn eine richtige Einsicht in den Rang der verschiedenen Erscheinungsursachen und den relativen Werth der verschiedenen Theile der Wissenschaft dazu kommt. Darum ist es zur Würdigung der Bedeutung eines Schriftstellers erforderlich, seine Hauptgedanken, mit denen sein System steht und fällt, von seinen minder wichtigen Digressionen zu unterscheiden. Nie darf ein Schriftsteller nach den Aeusserungen gerichtet werden, die ihm nur bei Gelegenheit anderer Erörterungen entschlüpft sind und unmöglich ebenso reiflich geprüft sein können, wie die Gedanken, welche ihm als Selbstzweck wichtig waren. Indem Smith seinem Werke einen Plan vorausschickte, hat er selbst das, was er als wesentliches Beweisthema — als Smithianismus — betrachtete, hervorgehoben. Was nicht in seinem Plane enthalten ist, hat den Charakter einer Digression; was allen einzelnen Theilen seines Planes gemeinsam zugrunde liegt, ist sein Princip, die sein Werk beseelende Grundauffassung, die materiale Wurzel seiner Eigenkraft.

Versucht man aus den entscheidenden Sätzen des Planes das Gemeinsame hervorzuheben, was ich als Synthese des Gedankenganges bezeichnen möchte, so tritt mit unverkennbarer Deutlichkeit der wahre Kern des Smithianismus hervor.

Das erste Buch mit einem Drittel des Gesammtumfanges behandelt das Einkommen als Arbeitsertrag, das zweite das Capital

als Arbeitsmittel, das dritte die Staatskunst als Arbeitsleitung, das vierte die Nationalökonomie als Beurtheilung der verschiedenen Arbeitszweige, das fünfte die Staatswirthschaft mit möglichst geringer Belastung der Arbeit. Immer ist es die Grundidee von der Arbeit als Ursache des Volkswohlstandes, welche den Gedankengang des „Wealth of Nations" — und seither auch den Gedankengang der Nationalökonomie — souverän beherrscht. Man wird noch bei Hume vergebens einen *Essay on labour* suchen, und James Steuart bricht genau dort, wo er auf die Productivität der Arbeit und ihre Ursachen zu sprechen käme,*) mit der bezeichnenden Bemerkung ab, dass dies eine Abschweifung von den Gegenständen der Nationalökonomie wäre. Wem würde dies einfallen, seitdem durch Smith die Theorie der Arbeit zum Centrum der Nationalökonomie gemacht worden ist?

Zu denselben Ergebnissen wie die Synthese dessen, was in dem „Plane" Smith's enthalten ist, führt die Hervorhebung dessen, was darin fehlt. Wo findet sich in Smith's „Wealth of Nations" ein Buch oder auch nur ein Capitel über die wirthschaftliche Freiheit, über den Egoismus, über das Privateigenthum, kurz über das Um und Auf der Manchestertheorie?

Alle diese Fragen bilden offenbar keineswegs die Angeln, um die sich Smith's Forschung dreht. Für ihn steht im Vordergrunde die Frage der Productivität der Arbeit. Sie ist ihm die Quelle des Wohlstandes für alle Zeiten und Völker. Als Mittel dazu schien ihm für seine Zeit die Entfesselung des Individuums innerhalb der Schranken des gemeinsamen Interesses am besten. Dass er nur seiner Zeit praktische Rathschläge geben wollte und nicht unbekannten Jahrhunderten, schien ihm so selbstverständlich, dass er darüber gar nicht spricht. Wer aber diesem bedächtigsten und vorsichtigsten aller Nationalökonomen die Albernheit zumuthet, späteren Jahrhunderten praktische Rathschläge ertheilen zu wollen, möge seinen „Wealth of Nations" nochmals zur Hand nehmen und die vielen Stellen lesen, an welchen Smith jede Aeusserung über viel weniger fragwürdige Gegenstände mit einem vorsichtigen: „*I do not pretend to know*" oder dergleichen ablehnt.

---

*) Vgl. meine Abhandlung über „Smith und Steuart", Zeitschrift für das gesammte Staatswesen, 1889, pag. 233, Note 1.

II. Capitel.

Smith und die Physiokraten.

§ 53. Smith als angeblicher Physiokrat.

Die Anschauung, dass Adam Smith durch Darstellung der Arbeit als Ursache des Volkswohlstandes die Physiokratie überwunden und eine neue Aera der Wissenschaft begründet habe, war ganze Menschenalter hindurch so unbestritten, dass es lächerlich gewesen wäre, sie ernstlich beweisen zu wollen. Erst die nähere Kenntniss der physiokratischen Schriftsteller und ihrer gelegentlichen Aeusserungen über die Arbeit als Ursache des Wohlstandes, ferner die zunehmende Abneigung gegen den ökonomischen Individualismus („Smithianismus") und der daraus entstehende Hang zur Geringschätzung seines angeblichen Urhebers, endlich vielleicht auch jener Widerspruchsgeist und Originalitätsdrang, welcher das Urtheil der Literaturhistoriker so oft verjüngt und so oft irregeleitet hat, erst alle diese zusammenwirkenden Umstände konnten dahin führen, dass jenes welthistorische Verdienst Adam Smith's in Zweifel gezogen wurde. Gegenwärtig ist dasselbe bereits so sehr verdunkelt, dass in jenem Handbuch, welches mit Recht in den weitesten Kreisen als treuer Spiegel der deutschen Wissenschaft gilt, nun schon in drei Auflagen unter Anderem Folgendes behauptet werden durfte:

„Dass Adam Smith die Arbeit, deren Begriff übrigens nirgends von ihm definirt wird, zufällig an die Spitze seiner Deductionen stellt (auch Turgot ging, wie wir sahen, schon von der Arbeitstheilung aus) und ihr bei der Erörterung des Begriffes des Werthes eine hervorragende Bedeutung keineswegs in richtiger Weise zutheilt, ist ein äusserlicher Umstand in der Behandlungsweise. Im Uebrigen vertritt er durchaus die natürliche Ordnung im Wirthschaftsleben aus derselben Grundanschauung heraus wie die Physiokraten."

Ueberhaupt hat sich, so wird an derselben Stelle behauptet, „die Physiokratie als ein in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts herrschendes System gegenüber dem durch Adam Smith zur Herrschaft gelangten Industrialismus oder Arbeitssystem keineswegs durch andere Grundprincipien unterschieden" (Schönberg, Handbuch der politischen Oekonomie, I., 88).

Da es sich hier nicht um ein vereinzeltes, in irgend einer harmlos verschimmelnden Monographie eines Dutzendschriftstellers verborgenes Urtheil handelt, sondern um eine weit verbreitete Auffassung, vertreten durch einen der bedeutendsten Specialschriftsteller in dem einflussreichsten Lehrbuche Deutschlands, so habe ich es für eine wissenschaftliche Pflicht gehalten, mit Abweichung von meiner sonstigen, individuelle Polemik möglichst vermeidenden Haltung, an jedem einzelnen Satze dieser knappsten und klarsten Darstellung der gegnerischen Anschauungen rückhaltlose Kritik zu üben.

Dass Adam Smith die Arbeit bloss „zufällig" an die Spitze seiner Deductionen gestellt habe, könnte man behaupten, wenn er die Arbeit mit seinem Hauptgegenstande, dem Volkswohlstande, nicht in Zusammenhang gebracht oder im späteren Verlaufe des Werkes nicht mehr erörtert hätte. Da aber im Gegentheil die Natur des Reichthums nach Smith in der Verfügung über Arbeit besteht, und da sein ganzes Werk schon seinem Plane nach von nichts Anderem handeln sollte als von den verschiedenen Förderungsmitteln und Störungen der Wohlstand erzeugenden Arbeit, so ist die sofortige Erwähnung der Productivität der Arbeit an der Spitze der „Untersuchung" sicherlich kein Zufall gewesen, sondern die naturgemäss zu Beginn des Werkes erfolgende Ankündigung von Smith's vornehmster, sein ganzes Werk durchdringender Absicht.

Der Umstand, dass Smith „den Begriff der Arbeit nirgends definirt" hat, beweist wohl viel gegen die Vollkommenheit und besonders gegen die deductive Strenge seiner Methode, aber gar nichts gegen sein klares Bewusstsein von der Bedeutung der Arbeit und ihrer Productivität als des Princips der politischen Oekonomie. Wenn alle Begriffe, die Smith nicht definirt hat, nur zufällig in sein Werk gelangt wären, so würde die ganze Nationalökonomie nur zufällig hineingerathen sein. Schon Malthus („Principles", 1836, p. 33) hat beklagt, dass sich bei Smith nirgends eine regelrechte (*a very regular and formal*) Definition des Reichthumsbegriffes finde. Dasselbe gilt bei diesem ehemaligen Professor der Logik für alle Grundbegriffe, mit Ausnahme der spärlichen, selbstgeschaffenen Terminologie. Selbst die Nationalökonomie definirt dieser übertriebene Feind alles bibliographisch-scholastischen Pedantenthums nirgends in einer „sehr ordentlichen und regelrechten" Weise. Denn weder die oben (S. 118) angeführte Worterläuterung der *political economy*, noch die Aeusserung, dass die National-

ökonomie als Zweig der Staatswissenschaften sich vornehme, das Volk zu bereichern, kann wohl als wissenschaftliche Definition angenommen werden. Und doch, wenn irgend ein Forscher je die Wichtigkeit der Nationalökonomie voll gewürdigt hat, so war es gewiss Adam Smith! Nur die Wichtigkeit des Definirens hat der grosse Nationalökonom schwerlich voll gewürdigt. Die Abwesenheit einer Definition kann daher bei Smith nie die Unterschätzung der Tragweite des entsprechenden Begriffes beweisen. Man kann also den Mangel einer Definition der Arbeit nicht als Beweis gegen Smith's principielle Würdigung der Arbeit anführen, so sehr man diesen Mangel übrigens missbilligen mag.

Dass auch Turgot von der Arbeitstheilung ausging, ist vollkommen richtig; aber mit wie verschiedener Ueberzeugungskraft die beiden Schriftsteller dabei verfuhren, haben wir gesehen. Und wie konnte eine flüchtige Erwähnung der Arbeitstheilung als eines Vorbegriffes für die *prééminence du laboureur* mit einer Untersuchung verglichen werden, deren wichtigste Angelegenheit oft in der genauen Erforschung und mit unendlicher Sorgfalt ausgeführten Darstellung der Arbeitstheilung zu liegen scheint, und in welcher der Ackerbau selbst nur dann als vortheilhaft hingestellt wird, wenn er auf dem Wege der natürlichen Arbeitstheilung entstanden ist?

Dass Smith „der Arbeit bei der Erörterung des Begriffes des Werthes eine hervorragende Bedeutung keineswegs in der richtigen Weise" zutheilt, ist richtig oder erscheint uns wenigstens als richtig; aber wieso dies ein äusserlicher Umstand in der Behandlungsweise sein soll, ist weniger einleuchtend; wir werden vielmehr die übertriebene Bedeutung, welche Smith der Arbeit als Werthursache beilegt, gerade als Beweis für die unwiderstehliche Apperceptionskraft, welche der Begriff der Arbeit auf sein Denken ausgeübt haben muss, im Folgenden noch näher in Betracht ziehen.

Dass ferner Smith die natürliche Ordnung im Wirthschaftsleben aus derselben Grundanschauung heraus vertrete wie die Physiokraten, ist so wenig richtig, dass Smith dieselbe vielmehr nur unter gelindem Spotte für die Grundanschauung der Physiokraten von der alleinseligmachenden Natur dieser Ordnung auseinandersetzt. Dass Smith diese natürliche, d. h. von willkürlichen Einmengungen der Gesetzgebung frei gedachte Ordnung überhaupt auseinandersetzen musste, ist selbstverständlich. Jede gesunde Theorie wird damit anfangen müssen, die volkswirthschaftlichen Erschei-

nungen ohne Voraussetzung willkürlicher Perturbationen zu erörtern, ebenso wie jede gesunde Theorie sich mit dem Normalfall beschäftigen wird, bevor sie die individuellen Abweichungen erklären kann, ein Vorgehen, das man der sogenannten classischen Nationalökonomie gleichwohl nicht wenig verübelt hat. Wo die Untersuchung des unbeeinflussten Verlaufes zu unbefriedigenden Ergebnissen führte, hat Smith das Eingreifen des Staates gebilligt. Weil Smith einige naturrechtliche Phrasen als zeitgemässe Decoration verwendete, kann man doch nicht annehmen, dass ein auf der Beobachtung der Nähnadelfabrication, der Transportkosten, der thatsächlichen Arbeitslöhne u. dgl. m. beruhendes System aus dem Nachdenken über die Grundsätze des Naturrechtes entstanden sei, welches übrigens nach Smith's wohlbekanntem Plane den Gegenstand eines anderen Werkes bilden sollte.

Auch dass die Physiokratie „das im XVIII. Jahrhundert herrschende System gewesen sei", möchte ich lebhaft bezweifeln. Nur uns erscheint sie in diesem Lichte, weil uns durch Smith's Bemühungen ihr Wahrheitskern näher gerückt worden ist als ihre Extravaganzen, welche wohl den Zeitgenossen mehr in die Augen fielen. Die Physiokratie hat im vorigen Jahrhundert in keinem Lande annähernd die Verbreitung gehabt, deren sich heute der Socialismus in Deutschland rühmen kann. Dennoch wird wohl schwerlich Jemand behaupten, der Socialismus sei dort im XIX. Jahrhundert das herrschende System gewesen, selbst wenn es einem socialistisch angehauchten Minister zwei Jahre hindurch möglich wäre, im socialistischen Sinne Experimente zu machen, wie Turgot zwei Jahre hindurch physiokratisch angehauchte Gesetze erlassen durfte.

Dass sich endlich Smith's Untersuchung von der Physiokratie nicht durch andere Grundprincipien unterschieden habe, ist eine so unrichtige Behauptung, dass man mit viel geringerer Abweichung von der Wahrheit behaupten könnte, Smith habe sich nur durch die Verschiedenheit des Grundprincips von den Physiokraten unterschieden. Die Physiokratie beruht auf zwei Principien, einem agrarischen von der Rohstoffproduction als ausschliesslicher Reichthums- und Steuerquelle, und einem atomistischen von der schrankenlosen wirthschaftlichen Freiheit des Individuums als Panacee aller wirthschaftlichen Uebel. Wie verhielt sich Smith zu der agrarischen, wie zu der atomistischen Seite der Physiokratie?

§ 54. Smith und die agrarische Seite der Physiokratie.

Vielleicht die beste Formulirung des Vorurtheils, in welchem die agrarische Seite der Physiokratie ihre Wurzel hat, findet sich bei Cantillon. „Alle Menschen in einem Staate leben und bereichern sich auf Kosten der Grundeigenthümer“ (*subsistent et s'enrichissent aux dépens des propriétaires des terres*), sagt dieser Vorläufer der Physiokraten in seinem bekannten Werke „Sur la nature du commerce“ (1755). Den denkbar schärfsten Gegensatz zu dieser Anschauung, wonach alle anderen Volksclassen Parasiten der Grundbesitzer wären, bildet Smith's Vorstellung von der Rolle der Grundbesitzer, die „ernten, wo sie nicht gesäet haben“ und für die Erlaubniss zur Bodenbearbeitung einen Monopolpreis fordern. Ihr *revenu net* bildet also nicht die Quelle des Volkswohlstandes, sondern eine kraft Monopols erpresste Abgabe von demselben; das Volk wird nicht von den Grundbesitzern, sondern diese vom Volke ernährt. Diese Abwendung von dem Princip des *revenu net* steht in nothwendigem Zusammenhange mit der verschiedenen Fragestellung. Die „Reichthümer“ können sich recht gut aus dem *revenu net* des Grundbesitzes ansammeln; für die Reichen kann auf bestimmten Entwicklungsstufen der Volkswirthschaft das agrarische *revenu net* die hauptsächlichste Wohlstandsquelle sein. Fragt man aber nach den Wohlstandsquellen des ganzen Volkes, so ist es klar, dass sich auch nicht einmal im Gedanken eine Gesellschaft construiren lässt, in welcher alle Mitglieder von arbeitslosem Einkommen leben würden. Dagegen ist eine Gesellschaft sehr wohl denkbar, in welcher alle Mitglieder von ihrer Arbeit leben, und es ist keine civilisirte Gesellschaft denkbar, in welcher nicht jedes Mitglied von der Arbeit irgend welcher Menschen leben würde. Dies gegenüber der physiokratischen Vorstellung, dass alle Güter aus der Erde kommen, energisch betont zu haben, ist eines der grössten Verdienste des Smithianismus. Wenn diese Anschauung einmal ins Volksbewusstsein übergegangen ist, so ist einigermassen dafür gesorgt, dass die arbeitslosen Einkommen nicht ins Endlose anwachsen können.

Allerdings gibt es eine Stelle in Smith, auf welche diejenigen immer wieder zurückkommen, die ihn um jeden Preis zum Physiokraten stempeln wollen. Es ist die Stelle (B. II, Ch. 5, S. 290), an welcher Smith ebenfalls eine Art von *prééminence* der Landwirthschaft zu behaupten scheint. Allein, sowie man genauer zusieht,

verflüchtigt sich dieser Schein. Smith behauptet nämlich zwar, die Landwirthschaft sei für das Volk wichtiger als alle anderen Gewerbe; aber er motivirt dies zunächst dadurch, dass sie mehr Menschen Arbeitsgelegenheit verschaffe. Damit würde sein Satz ganz im Geiste seines Princips von der Identität des Volkswohlstandes und der Menge ertragreicher Arbeitsgelegenheit bewiesen sein. Smith begnügt sich aber damit nicht, sondern fügt noch als *opus supererogatum* hinzu, es biete überdies in der Landwirthschaft dieselbe Arbeitsmenge einen grösseren Ertrag, weil in der Landwirthschaft „die Natur mit dem Menschen zugleich arbeite". Mit Recht hat man gegen diese ganze Ausführung eingewendet, das Gleiche sei auch in der Industrie der Fall. Offenbar liegt in dieser Stelle ein unverdauter Rest von Physiokratie, wie sie übrigens schon den Alten ziemlich geläufig war, wenn sie die Landwirthschaft als einen besonders naturgemässen Erwerb schilderten. Aber welche untergeordnete Rolle diese ganze Auslassung in Smith's Gedankensystem spielt, zeigt am besten der Umstand, dass gleichzeitig an auffallendster Stelle, zu Beginn des ganzen Werkes, die Landwirthschaft als ein verhältnissmässig zurückgebliebener Zweig der nationalen Arbeit dargestellt wird, und zwar kraft des beherrschenden Gedankens von der Arbeitstheilung als Ursache der Productivität. Wäre es Smith bei seiner gelegentlichen Auslassung über die Natur als Mitarbeiterin der Landwirthschaft um mehr als um eine geistreiche Verzierung seines Gedankenganges zu thun gewesen, so würde er vermöge seiner formalen Eigenart es schwerlich unterlassen haben, die productivere Natur der Landwirthschaft ziffermässig festzustellen, nach ihren verschiedenen Fällen zu beschreiben und nach ihren Schranken und Ausnahmen zu determiniren. Jedenfalls ist Smith an dieser Stelle entweder den Anregungen der Physiokraten oder seinen eigenen, natürlichen Anwandlungen von physiokratischer Anschauungsweise verhältnissmässig am meisten unterlegen, und doch ist es ihm selbst an dieser Stelle nicht eingefallen, zu behaupten, die Landwirthschaft sei die oberste Triebfeder (*le premier*) *mobile* der gesammten Volkswirthschaft, in welcher Behauptung erst das Kennzeichen der Physiokratie besteht, soweit sie agrarischer Natur ist.

§ 55. Smith und die atomistische Seite der Physiokratie.

Dass Smith keineswegs in dem *revenu net* der Grundbesitzer die Quelle des Volkswohlstandes, also das Princip seiner theoretischen

Volkswirthschaftslehre erblickte, ist allgemein anerkannt. Weniger allgemein ist es anerkannt, dass er auch keineswegs die Schrankenlosigkeit des Individuums oder das liberal-atomistische *laisser aller* als ausschliesslich richtiges Princip der praktischen Volkswirthschaftslehre oder Volkswirthschaftspolitik aufgestellt hat. Irgend eine Panacee zu empfehlen, irgend eine allein seligmachende Regel der Volkswirthschaftspolitik aufzustellen und mit doctrinärem Eigensinn für alle Umstände, für alle Völker und Zeiten als einzig richtige Norm zu verkünden, lag wohl in Turgot's dogmatischer, von Selbstkritik wenig angefochtener Denkweise, aber keineswegs in Smith's vorsichtigem, durch und durch empirischem, auf jedes Detail achtsamem Geiste.

Fast in denselben Ausdrücken verwirft der nüchterne Schotte an zwei von einander völlig unabhängigen Stellen sowohl die Ueberschätzung der Staatsthätigkeit als auch die Ueberschätzung der Staatsunthätigkeit. Anlässlich der Erörterung der Capitalbildung durch individuelle Sparsamkeit (B. II, Ch. III, p. 275) wird vor Ueberschätzung der Regierungsthätigkeit gewarnt: „Die allgemeine, ausdauernde und unausgesetzte Anstrengung jedes Menschen zur Verbesserung seiner Lage, das Princip, von welchem der gesammte, öffentliche und nationale, wie auch der private Wohlstand ursprünglich herrührt, ist häufig mächtig genug, den natürlichen Fortschritt der Dinge zu einem besseren Zustande in Gang zu erhalten, trotz der Verschwendung der Regierung und der grössten Irrthümer ihrer Verwaltung. Wie das unbekannte Princip des animalischen Lebens gibt es dem Organismus (*to the constitution*) oft Gesundheit und Kraft zurück, indem es nicht nur die Krankheit, sondern auch noch die unsinnigen Massregeln des Arztes überwindet.“

Anlässlich der Besprechung der Physiokratie (B. IV, Ch. 9, p. 534) wird vor Ueberschätzung der Regierungsunthätigkeit gewarnt. Wieder mit Anspielung auf die Analogie zwischen Staat und Organismus und mit einer den positivistischen Kopf kennzeichnenden Ironie gegenüber den „philosophirenden“ Aerzten heisst es dort: „Einige philosophirende („speculative“) Aerzte scheinen sich eingebildet zu haben, dass die Gesundheit des menschlichen Körpers nur durch genaue Einhaltung bestimmter Grundsätze in Betreff der Nahrung und Bewegung erhalten werden könne. Mr. Quesnay, welcher selbst ein Arzt und noch dazu ein

sehr philosophischer Arzt war, scheint eine Vorstellung derselben Art in Betreff des politischen Körpers gehegt und sich eingebildet zu haben, dass dieser nur unter einer bestimmten Lebenseinrichtung gedeihen und sich wohlbefinden könne, nämlich unter der vollkommenen Einrichtung vollendeter Freiheit und vollendeter Gerechtigkeit. Er scheint nicht berücksichtigt zu haben, dass für den politischen Körper die natürliche Anstrengung, welche jeder Einzelne beständig zur Verbesserung seiner Lage macht, ein Princip der Selbsterhaltung ist, welches in vielen Beziehungen fähig ist, die schlechten Wirkungen einer Volkswirthschaftspolitik (*political economy*) zu verbessern, welche in einem gewissen Grade parteiisch und tyrannisch ist. Eine solche Volkswirthschaftspolitik verzögert zwar ohne Zweifel den natürlichen Fortschritt einer Nation zu Glück und Reichthum, ist aber nicht fähig, diesen Fortschritt gänzlich zu hemmen, und noch weniger, einen Rückschritt zu bewirken. Wenn eine Nation nicht auch ohne den Genuss vollkommener Freiheit und Gerechtigkeit gedeihen könnte, so gäbe es in der ganzen Welt auch nicht eine Nation, welche je gedeihen könnte.“ Allerdings setzen nach einer dritten Stelle, an welcher wieder der Vergleich mit einem Organismus auftritt, starke Abweichungen ein besonders gesundes Volk voraus. Es heisst nämlich bei Besprechung der holländischen Verzehrungssteuer: „Sowie nur die kräftigsten Körper unter einem ungesunden Regime leben und gesund bleiben können, so können nur die mit natürlichen und erworbenen Vortheilen am besten ausgestatteten Völker (man bemerke die fast evolutionistische Ausdrucksweise!) unter solchen Steuern bestehen und gedeihen“. (B. IV, Ch. 2, p. 363.)

Man sieht klar, dass bei einer solchen Denkweise die Freiheit ebensowenig wie irgend ein anderes Postulat der Volkswirthschaftspolitik die Bedeutung eines obersten Princips haben kann, welches selbst keiner Begründung bedürftig und allen Gegengründen überlegen wäre. Irgend eine praktische Regel kann höchstens die Rolle einer auf andere Principien gestützten und in Abwesenheit von Gegengründen geltenden Präsumtion spielen. Smith's „Wealth of Nations“ kann keine Tendenzschrift im Dienste des atomistischen Freiheitsgedankens der Physiokraten sein, weil in ihr ausdrücklich auch die beste Volkswirthschaftspolitik als ein Beförderungsmittel, aber nicht als die unentbehrliche Voraussetzung des Volkswohlstandes dargestellt wird; dieser kann vielmehr nach Smith auch bei ver-

kehrter Politik bestehen und selbst fortschreiten, weshalb z. B. der wirthschaftliche Fortschritt eines Landes trotz Hochschutzzöllen gar nichts gegen Smith beweist, die Urheber derartiger Argumente beweisen nichts als ihren Mangel an Verständniss für Smith und an genauem Studium seiner Werke.

Der echte Smithianismus erwartet die Hauptsache für die Entwicklung des Volkswohlstandes weder von der Regierungsthätigkeit noch von der Regierungsunthätigkeit, sondern von der fortschreitenden Productivität der Arbeit, welche bei einem gesunden Volke durch keine Verkehrtheit der Politik verhindert werden kann. Die Freiheit ist ihm als Mittel willkommen, um die Productivität der Arbeit von Hemmnissen zu befreien; oberster Zweck und ausschliessliche Regel ist die Freiheit bei Smith nie gewesen.

Dieser secundären Bedeutung entspricht die formale Behandlung der wirthschaftlichen Freiheit bei Gelegenheit anderer Fragen. In Titel und Plan des Werkes ist von ihr nicht die Rede. Erst nachdem ein Drittel des ersten Buches absolvirt ist, kommt sie überhaupt zur Sprache, und dann wird sie nicht in einem selbstständigen Capitel, sondern anlässlich der Erklärung von Ungleichheiten der Löhne und Gewinne behandelt, in einer Unterabtheilung, deren Umfang kaum ein Dreissigstel des ganzen Werkes bildet. Die Abweichungen von der Freiheit im zweiten und im vierten Buche werden ohne besondere Sorgfalt motivirt, sie erfolgen ziemlich leichthin. Im dritten Buche, wo *ex officio* vom Einflusse der Volkswirthschaftspolitik auf den Volkswohlstand gehandelt wird, kommt das *laisser aller* als Formel ebensowenig wie im Reste des Werkes vor, so dass selbst das gemässigte Eintreten Smith's für die wirthschaftliche Freiheit mehr den Eindruck autodidaktischen Zusammentreffens als schulmässiger Uebereinstimmung macht. Dabei wird der gerechten Agrargesetzgebung Englands mehr Einfluss zugeschrieben als der atomistischen Freiheit des Individuums. Ueberhaupt hat die „Freiheit“ Smith's einen sehr genau begrenzten Inhalt. Er spottet darüber, dass das englische Volk sich für die Freiheit begeistere, ohne recht zu wissen, was damit gemeint sei. In seinen Augen erscheint die Freiheit subjectiv als die Meinung des Individuums von seiner Rechtssicherheit (*the liberty of every individual, the sense which he has of his own security*) (B. V, Ch. I, III), objectiv als die thatsächliche Rechtssicherheit (*order and good government, and along with them the liberty and security of*

individuals), besonders die Freiheit von polizeilichen Uebergriffen. Er opfert in der Steuerlehre ein gutes Stück Gleichheit, wenn der Steuerträger nur vor Willkür und Nachforschungen geschützt ist, welche „in einem freien Lande“ (*in a free country*) unerträglich wären. Freiheit ist ihm also fast so viel wie Rechtssicherheit; sie ist somit keineswegs gleichbedeutend mit schrankenloser Willkür, sondern eher mit dem Gegentheile davon. Ebensowenig atomistisch wie der Inhalt seiner Freiheit, auf den wir noch zurückkommen werden, ist ihre Motivirung. Man lese nur das vierte Buch, dieses Arsenal von Argumenten für die internationale Handelsfreiheit! Welche geringe Rolle spielt darin das angeborene Recht eines Jeden, nach Willkür zu kaufen und zu verkaufen; wie breit ist dagegen der Nachweis, dass die Freiheit des Individuums zu einer dem Gesammtinteresse förderlichen Handlungsweise führt! Nicht das angeborene Recht des Individuums soll den Arm der Gesammtheit binden, sondern das Interesse der Gesammtheit soll den Inhalt der individuellen Freiheit begrenzen und begründen. So ist die Freiheit bei Smith weder ein ausschliesslich giltiges, noch ein atomistisches Princip, weder auf Willkür des isolirten Individuums hinauslaufend, noch auf seine angeborenen Rechte begründet. Diese werden wohl hie und da als Decoration im Geschmacke des damaligen Zeitalters verwendet, aber nie genau bestimmt, begrenzt und begründet. Das Naturrecht und die Freiheitsschwärmerei seiner Zeit haben Smith's Gedankenkreis gelegentlich beeinflusst, aber nicht erzeugt. Wer Smith's Theorie als einen Ausläufer des Naturrechtes oder des Freiheitscultes betrachtet, verwechselt Smith und Turgot, respective die Physiokratie. Turgot geht gerne von grossen Ideen und Perspectiven aus, von Gott, Universum, Menschheit, angeborenen Rechten. Bei Smith tauchen alle diese erhabenen Vorstellungen nur gelegentlich zur Erhöhung der Feierlichkeit auf; sie bilden nie einen unentbehrlichen Bestandtheil des Gedankenganges, nie ein Beweisstück, immer nur eine ansprechende Deutung oder Zuthat. Der grosse Schotte scheint als ein echt positivistischer Kopf an das Unübersehbare nur gelegentlich zu denken; dagegen geht er gerne von unscheinbaren, aber sicheren Thatsachen aus. Seine Nationalökonomie beruft sich auf die Beobachtungen in einer Nadelfabrik und in einer Schmiedewerkstätte; seine Moraltheorie geht von den Bewegungen der Zuschauer beim Anblick eines Gauklers aus; seine Aesthetik beginnt mit der Betrachtung des

alten Teppichs, der zu seinen Füssen liegt. Smith's Gedanken über einen Erscheinungskreis sind auf die genaue Kenntniss des Nächstliegenden aufgebaut. Das Referat über Bücher kommt immer erst hinterher und gibt viel mehr ihren Gesammteindruck als ihren Inhalt wieder, einem fernen Echo vergleichbar. Wenn Smith schreibt, stehen die Thatsachen und nicht die Bücher vor seinen Augen; von einer Philosophie des Egoismus oder Altruismus, des Optimismus oder Pessimismus merkt man oft in ganzen Capiteln gar nichts, und diese sind durchaus nicht die schlechtesten. Smith's Geist hat nicht die Neigung, das Kleine auf das Grosse aufzubauen, er neigt eher zu dem umgekehrten Verfahren. Darum ist ihm nicht die Freiheit, sondern die Arbeit das Princip des Volkswohlstandes.

§ 56. Wesensverschiedenheit des Smithianismus und der Physiokratie.

Smith's System ist somit keineswegs bloss eine englische Form der Physiokratie; es ist vielmehr etwas von der Physiokratie wesentlich Verschiedenes und ihr Ueberlegenes. Die Ueberlegenheit liegt schon in der Beseitigung des Widerspruchs zwischen der agrarischen und der atomistischen Seite der Physiokratie; die Wesensverschiedenheit wurzelt in der psychologischen Unverträglichkeit der Vorstellungsweise, welche diesen beiden Bestandtheilen der Physiokratie zugrunde liegt, mit der psychischen Voraussetzung des echten Smithianismus. Folgerichtig zu Ende gedacht, führt nämlich die agrarische Seite der Physiokratie zu einer agrarischen, die anderen Classen den Interessen des Grundbesitzes opfernden Volkswirthschaftspolitik. Erst wenn jede Arbeit oder mindestens jede Arbeit an Sachgütern als Quelle des Volkswohlstandes anerkannt und nach ihrer Productivität, nicht nach ihrem Objecte geschätzt wird, kann man logisch zur vorzugslosen Freiheit jeder Art von productiver Arbeit gelangen. Insoferne erscheint die Physiokratie als eine an unbewusstem Widerspruch ihrer letzten Voraussetzungen leidende, daher unreife und unwirksame Denkweise.

Allein wo in der Geschichte des Denkens logische Widersprüche energisch festgehalten werden, da gehen die widerspruchsvollen Behauptungen gewöhnlich aus einer gemeinsamen psychologischen Wurzel hervor. Diese gemeinsame psychologische Wurzel ist in unserem Falle, also bezüglich der Vorliebe für den Ackerbau und der Vorliebe für die Freiheit, die Vorliebe für das Natürliche als das gemeinsame Merkmal des Ackerbaues und der Freiheit. Man hat

oft und nachdrücklich Smith's Vorliebe für die „natürliche Ordnung", das „natürliche Recht", den „natürlichen Preis" etc. hervorgehoben.

Allein wenn man ihn mit Quesnay, der eine ganze Abhandlung über das natürliche Recht geschrieben hat, oder mit Rivière, der die natürliche Ordnung der Gesellschaft selbst um den Preis eines *despotisme légal* herstellen will, oder mit irgend einem Physiokraten vergleichen will, so wird man finden, dass Smith, verglichen mit seinen Zeitgenossen, einen Rückschritt im Naturcultus darstellt, und dass das „Natürliche" bei ihm viel mehr der natürliche Gegenstand der Erforschung als ein Ziel der praktischen Reformen ist. Eine unbedingte Verehrung für den natürlichen Zustand führt in allen Dingen dazu, Alles „gehen zu lassen", wie es die Zufälligkeiten des Schicksals mit sich bringen, und ist das genaue Gegentheil jener Vorliebe für „die wirkliche Verbesserung der Welt, in welcher wir uns befinden", jener Freude an geschicktem, sorgfältigem, charakterfestem Wirthschaften, welche durch den ganzen „Wealth of Nation" hindurchgeht und sich in Smith's Grundanschauung von der Arbeit und ihrer steigenden Productivität als der nächsten Ursache des Volkswohlstandes spiegelt. Das Princip des *laisser aller* geht auf ein passives, jenes der Productivität der Arbeit auf ein actives Temperament zurück; der Boden als Quelle der Güter führt nothwendig zu einer aristokratischen, die Grundbesitzer überschätzenden Auffassung; die Arbeit als Quelle der Güter drängt zu einer demokratischen, den breiten Massen des Volkes entgegenkommenden Politik. Der echte Smithianismus ist psychologisch mit der Physiokratie unverträglich; er musste sie bekämpfen und durch seine überlegene Reife verdrängen.

III. Capitel.

Das Wesen des theoretischen Smithianismus.

§ 57. Umschmiedung des physiokratischen Grundbegriffes.

Die Wesensverschiedenheit des Smithianismus und der Physiokratie hat zu einem merkwürdigen Vorgange geführt. Der Grundbegriff der Physiokratie musste gleichsam umgeschmiedet werden. Smith fühlte, dass der allgemeine Wohlstand in der That auf der Erzeugung eines *revenu net* beruhe. Nur war es nicht das *revenu net* des Bodens, sondern jenes der Arbeit, welches er als die nächste

Ursache des Volkswohlstandes erkannte. Das *revenu net* des Bodens erkannte er als eine Wirkung des Volkswohlstandes, während es der Physiokratie als Ursache erschienen war.

Dadurch hat er einerseits in der wissenschaftlichen Erkenntniss der Volkswirthschaft, andererseits in der ethischen Werthschätzung der verschiedenen Volksclassen mit einem Ruck einen ungeheuren Fortschritt bewirkt. Für die Wissenschaft hat er die fruchtbarste Ideenassociation erobert: Jedes Volk hat den Wohlstand, den es verdient; nicht durch seinen Boden oder seine geographische Lage oder seine Staatsform, sondern durch seine Arbeitskraft, d. i. durch seinen Geist und Charakter wird ein Volk reich. Wie es arbeitet, so kann es leben; sinkt seine Tüchtigkeit, so muss es in Elend versinken und bei fortgesetztem Verfall der Arbeitskraft endlich untergehen. Das ist der wahre Sinn des Smithianismus. Damit aber ist die wissenschaftliche Vorarbeit zur Werthschätzung der Mühseligen und Beladenen gegeben, und zwar zu ihrer Werthschätzung nicht aus Mitleid und Grossmuth, sondern aus Einsicht und Gerechtigkeit, aus Verachtung für die Schlemmerei des arbeitslosen Einkommens und die herrische Sclavenhaltergesinnung der rücksichtslos egoistischen Elemente in der Unternehmerclasse, kurzum der Keim zu einer Ethik der Arbeit als Zeitgeist der Zukunft.

§ 58. Die Productivität der Arbeit als theoretisches Princip des Smithianismus.

Schon die Betrachtung des Titels und Planes des „Wealth of Nations“ hat uns gezeigt, dass es die Absicht Smith's war, im Gegensatze zu seinen Vorgängern das Wesen des Volkswohlstandes in der reichlichen Verfügung über geschickte Arbeit und seine Ursachen in allen Steigerungs- oder Schonungsmitteln der Productivität der Arbeit zu suchen. Entspricht dieser Absicht auch die Ausführung? Um uns davon zu überzeugen, genügt es, den Gedankeninhalt des „Wealth of Nations“ nach der wohlbekannten und darum bequemen Gruppirung der französischen Nationalökonomie zu überblicken.

Bekanntlich hat J. B. Say aus der Zweitheilung Turgot's (Entstehung und Vertheilung der Güter) eine Dreitheilung gemacht (Entstehung, Umlauf und Vertheilung). Innerhalb dieser Dreitheilung können die Lehren von der Consumtion und von der Bevölkerung nur Verlegenheitsplätzchen erlangen, weil dieser ganze systematische Rahmen ursprünglich für die physiokratische Güterlehre entstanden

und geeignet ist, nicht aber für Smith's Lehre vom Volkswohlstande. Versuchen wir indessen, diese letztere in jene uns geläufige Uebersicht zu fassen, mit der einzigen Freiheit, die Consumtions- und Populationslehre als propädeutische vorauszustellen. Diese beiden Lehren sind nämlich propädeutischer Natur, weil die Consumtionslehre aus dem Begriffe des Wohlstandes und die Populationslehre aus jenem des Volkes abgeleitet werden kann, auch wenn man z. B. ein Schlaraffenland mit völlig arbeitsloser Production voraussetzt. Die Nationalökonomie aber als sociologische Erscheinungswissenschaft beginnt erst an dem Punkte, an welchem die Arbeit für Andere als Ursache des gemeinsamen Fortschrittes im Wohlstande in Untersuchung gezogen werden muss. Dies geschieht nun bei Smith in allen oben angedeuteten Abtheilungen der Nationalökonomie.

Worin liegt das Unterscheidende seiner Consumtionslehre? Doch nicht in dem Gemeinplatz, dass das Sparen zum Wohlstande, die Verschwendung zur Armuth führt! Wohl aber liegt seine objective Originalität hier in dem Nachweise, wieso das Sparen zum Volkswohlstande führt, nämlich in der überraschenden Enthüllung, dass auch das Ersparte beständig zur Ernährung des Volkes ausgegeben wird, freilich zur Erhaltung productiver Arbeiter. Es liegt ferner in der damit verbundenen Unterscheidung zwischen unfruchtbarem Thesauriren und productivem Capitalisiren sowie in der verblüffenden Behauptung, dass nicht der Freigebige, sondern der Sparsame ein Wohlthäter des arbeitenden Volkes sei.

In der Populationslehre liegt die objective Originalität Smith's in der Unterscheidung zwischen den „nüchternen und arbeitsamen Armen“ (*sober and industrious povr*), als den eigentlichen Trägern gesunder Volksvermehrung, und den anderen Schichten der Bevölkerung, ferner in der Beobachtung der Volksvermehrung im Zusammenhange mit der Lohnhöhe, also einerseits in der Darstellung der productiven Arbeiter als der wichtigsten Volksclasse vom Standpunkte der Volksvermehrung, andererseits in der Hervorhebung der Volksvermehrung als Ursache des Angebotes an productiven Arbeitern und ihrer ökonomischen Lage.

In der Lehre von der Production ist die Aufstellung von drei ebenbürtigen Productionsfactoren eine Neuerung Jean Baptiste Say's. Smith kennt diesen Ausdruck gar nicht. Nach Smith's Anschauung hat der Fortschritt des Volkswohlstandes nur eine unmittelbare Ursache, mit der er steigt und fällt, nämlich den Fort-

schritt in „den productiven Kräften der Arbeit“. Oft wird der Jahresertrag der Production als Ertrag der Arbeit schlechtweg, nie aber als Ertrag des Bodens schlechtweg oder des Capitals schlechtweg bezeichnet. Daneben treten häufig die Verbindungen „Arbeit und Boden“ oder „Arbeit, Boden und Capital“ auf, was aber bei Smith's laxer Diction nicht nothwendig auf eine Ebenbürtigkeit der drei Elemente schliessen lässt. Boden und Capital sind entferntere Voraussetzungen der Productivität der Arbeit, wie schon im Plane deutlich ausgesprochen ist. Ein Buch von den productiven Kräften der Natur gibt es bei Smith überhaupt nicht; das Capitel von der Capitalbildung führt den Nebentitel: „oder von der productiven und unproductiven Arbeit“ (II. Ch. 3), da für Smith das Capital nichts ist als ein Erhaltungsmittel der productiven Arbeit. Die productive Arbeit oder Arbeit an Sachgütern ist ihm eine höhere ökonomische Stufe der Arbeit überhaupt, weil sie sich so verkörpern kann, dass sie in Zukunft wieder Arbeit in Bewegung setzen kann. Dadurch erzeugt sie nicht bloss die augenblickliche Bedürfnissbefriedigung oder Wohlfahrt, sondern die Mittel zu künftiger Arbeit, also dauernden Wohlstand. Die Frage des Privateigenthums am Boden und Capital tritt bei Smith immer in Abhängigkeit von der Frage ihrer productivsten Verwendung. Die Productivität der Arbeit ist ihm daher die oberste Ursache des Volkswohlstandes und der ausschlaggebende Grund für die Behandlung der anderen Factoren der Production oder richtiger der entfernteren Voraussetzungen der Productivität.

In der Lehre vom „Umlaufe der Güter“ ist vor Allem hervorzuheben, dass Smith statt eines „Umlaufes“ (*circulation*) der Güter ihren „Austausch“ (*exchange*) erörtert, da seine nüchterne Denkweise die Verwendung von Bildern zu Kunstausdrücken meist vermeidet. In der That enthält die landläufige Redeweise von einem Umlaufe der Güter ein falsches und irreführendes Bild. Die Güter haben nun einmal keinen sich von selbst regulirenden Umlauf wie die Gewässer der Erde oder das Blut der Thiere. Die Güter unterliegen nur einem Austausch, dessen Umfang von der individuellen Initiative der tauschenden Menschen abhängt. Die vage Redeweise von einem „Umlaufe der Güter“ gehört mit zu jenen die Güter oder das Capital personificirenden und die Personen gleichsam versachlichenden Bildern, welche dem Socialismus schon in seiner gegenwärtigen, unreifen Entwicklungsstufe zum Schaden

seiner eigenen rationellen Entwicklung eine gewisse Anschaulichkeit und dadurch einen Schein von Wahrheit geben. Als ob die Trugbilder der Fata morgana nicht auch anschaulich wären! Auch hier sollte unser nächster Fortschritt in einem Rückschritt zu Smith bestehen.

In der Lehre vom Austausche oder Umsatze der Güter kommt Smith's Arbeitsprincip in zweifacher Weise zur Geltung. Einerseits ist ihm die Thätigkeit des Kaufmannes selbst eine den Volkswohlstand steigernde Arbeit, und zwar in dem Masse, in welchem sie den stoffvermehrenden und stoffverändernden Arbeitern gestattet, sich auf die productivsten Verwendungsarten ihrer Kräfte zu beschränken. In der Arbeit, von welcher der Werth eines Gutes abhängig sein soll (*the labour employed in raising, preparing and bringing that produce to market*), ist auch die kaufmännische Thätigkeit eingeschlossen. Dies ist nicht so selbstverständlich, wie es aussieht. Viele Antriebe wirken zusammen, um in der öffentlichen Meinung Vorurtheile gegen den Handel hervorzurufen. Bald äussert sich der weltflüchtige Widerwille des Idealisten gegen das „chrematistische“ Streben nach „Plusmacherei“, bald das „physiokratische“ Vorurtheil des Landwirthes gegen den stofflich „sterilen“ Handel, bald die Abneigung des Aristokraten gegenüber der ruhelosen Beweglichkeit des Handelsgeistes, bald die Missgunst des geplagten Handarbeiters gegenüber dem körperlich müheloseren Erwerbe des Zwischenhändlers, bald die Eifersucht des Mannes mit beschränktem Einkommen gegenüber den unbeschränkten Reichthümern des „Speculanten“. Indem Smith aber der natürlichen Sympathie mit allen diesen instinctiven Repulsionen widerstand und das Denken und Sorgen des Kaufmannes um Absatzquellen für die nationale Arbeit und Bezugsquellen für die nationale Consumtion fast so hochschätzte wie die sachverändernde Arbeit, hat er sich dem Mercantilismus genähert, dort, wo diese Richtung die vorurtheilslosere war, obwohl er sich sonst eher der Physiokratie zuneigte. Der wahre Nationalökonom muss im Streite der Volksclassen immer den umfassendsten, nie den einseitigen Classenstandpunkt bevorzugen.

Andererseits kommt Smith's Arbeitsprincip in der Lehre vom Austausche dadurch zur Geltung, dass die in einer Waare steckende Arbeitsmenge als Ursache des Werthes die Quantitätsverhältnisse des Austausches reguliren soll. Vielleicht ist diese Anwendung des

Arbeitsprincips der stärkste Beweis für die appercipirende Kraft, welche der Begriff der Arbeit für das Denken Smith's gehabt hat. Es bedarf gerade nicht der unvergleichlichen Menschenkenntniss, mit welcher Smith sonst die Alltagsmenschen durchschaut, um vor der Meinung, dass für jeden Menschen die gleiche Arbeitsleistung ein gleiches Opfer bedeute, bewahrt zu bleiben. Es bedarf auch nicht seiner vielgerühmten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, um nicht auf einer und derselben Seite (B. I, Ch. 5, p. 38) in so flagrante Widersprüche zu verfallen, wie dies Smith bei Auseinandersetzung seiner Werththeorie widerfahren ist.

Es bedarf endlich keineswegs der feinen psychologischen Analyse, in welcher der Verfasser der „Theory of Moral Sentiments" Mustergiltiges zu leisten pflegte, um einzusehen, dass der Werth des Arbeitsproductes das Motiv oder die psychische Ursache des Arbeitsaufwandes ist und nicht seine Wirkung. Dieser letztere Fehler zeigt deutlich den unpsychologischen Ursprung von Smith's Werththeorie. Es scheint ihm mit dieser ähnlich ergangen zu sein wie mit seiner „Theory of Moral Sentiments". Fasst man diese als eine vollständige Moraltheorie auf, so begreift man gar nicht, wie ein Smith so beschränkt sein konnte, die egoistischen Motive der moralischen Entwicklung völlig zu ignoriren. Fasst man sie aber einfach als eine moralpsychologische Monographie, als eine Art von Naturlehre der Sympathie auf, so muss man gestehen, dass sie an Feinheit, Scharfsinn und Vollständigkeit für ihre Zeit mustergiltig gewesen und vielleicht selbst in der Gegenwart unerreicht geblieben ist. Smith hatte offenbar so lange die Phänomene der Sympathie und ihre verborgenen Zusammenhänge mit allen Theilen der Moral beobachtet und zergliedert, bis er zu der Illusion gelangte, die sämmtlichen Wurzeln der Tugend erschöpfend erforscht zu haben, während er nur eine Wurzel sämmtlicher Tugenden blossgelegt hatte. Ebenso scheint es ihm in der Werththeorie ergangen zu sein. Er scheint jahrelang bei Beobachtung der Arbeit den Werth studiert und endlich geglaubt zu haben, dass er die Theorie des Werthes nahezu erschöpft habe, während er vorzugsweise dessen in der Arbeit liegende Wurzel mit ungewöhnlichem Scharfsinn blossgelegt hatte.

Smith scheint den Werth sociologisch studiert zu haben als Wirkung der durch den Arbeitsverkehr und die Productivität der Arbeit entstandenen Quantitätsverhältnisse der Güter. Der Werth

will jedoch psychologisch studiert sein. Psychologisch beobachtet, ist die Vorstellung des zu erzielenden Werthes freilich nicht die Wirkung der Arbeit, sondern deren Motiv oder Ursache. Bei Smith dagegen tritt der Werth sofort als Markterscheinung auf, daher auch im Capitel vom realen und nominalen Preise. (B. I, Ch. 5.) Sociologisch erscheint allerdings die Arbeit als eine Ursache des im Preise ausgedrückten Werthes, wie überhaupt in der äusseren Erfahrung das Mittel eine Ursache ist, welche den Zweck verwirklicht, während in der inneren Erfahrung die Vorstellung des Zweckes die Ursache für die Vorstellung des Mittels ist. Smith's Werththeorie ist daher auch ein vorzugsweiser Beleg dafür, dass Smith auf dem Wege der äusseren Erfahrung zu seinen Erkenntnissen gelangte, also mehr zu inductivem Denken neigte, wobei er freilich als ein wahrhaft grosser Denker seine inductiv festgestellten Theoreme auch deductiv zu begreifen bestrebt war.

Wie gross die appercipirende Kraft des Arbeitsbegriffes bei Smith war, sieht man vielleicht am deutlichsten, wenn man einen durch häufige Wiederkehr als Lieblingssatz gekennzeichneten Lehrsatz über den Werth betrachtet und sich die Frage vorlegt, ob es psychologisch wahrscheinlich ist, dass ein nicht von der Vorstellung der Arbeit beherrschter Kopf von dem Subjecte (Werth) zum Prädicate (gleich der Arbeitsmenge) gelangen dürfte. Ein solcher Satz ist der folgende, dessen nur durch wenige Zeilen getrennte Varianten gleich daneben gesetzt werden:

Werth einer Waare für den Veräusserer.	Variante I.	Variante II.
Der Werth irgend einer Waare für ihren Besitzer, der sie nicht selbst gebraucht oder verbraucht, sondern für andere Waaren austauschen will — ist gleich — der Arbeitsmenge, welche er vermittelst seiner Waare erstehen oder beherrschen kann.	Was jedes Ding dem Manne, der es erworben hat und für irgend etwas Anderes austauschen will, werth ist, das ist die Anstrengung und Unruhe, welche er . . . auf Andere abwälzen kann.	Sein Werth für seine Besitzer, welche ihn für irgend welche neue Erzeugnisse tauschweise abzugeben wünschen, ist genau der Menge von Arbeit gleich, welche zu erkaufen oder zu beherrschen sie durch ihn befähigt werden.

Wäre in Smith's Denken nicht die Vorstellung der Arbeit eine appercipirende Macht gewesen, welche sich zu jeder ökonomischen Subjectsvorstellung als Prädicat herandrängte, so hätte in der ersten Variante der Werth der abzugebenden Waaren offenbar dem Werthe der damit zu erstehenden Waaren, aber nicht gerade der damit zu erstehenden Arbeit gleichgesetzt werden müssen. Bei dieser Substitution ist ja schon die Behauptung vorausgesetzt, welche sofort daraus gefolgert wird, dass „die Arbeit das wirkliche Mass des Tauschwerthes aller Dinge ist“. In der That wird dieser letztere Gedanke bei der ersten und zweiten Variante als Voraussetzung vorausgeschickt.

Dagegen kommt man völlig natürlich von der Prädicatsseite des obigen Satzes zur Subjectsseite hinüber. Die Arbeitsmenge, welche Jemand erstehen kann, hängt allerdings vom Werthe der Waaren ab, welche er dafür geben kann. So macht selbst die genaue Betrachtung der einzelnen Sätze den Eindruck, dass Smith nicht vom Werthe aus zur Arbeit als Ursache desselben gelangt sei, sondern sich von der Beobachtung der Arbeit zur Erkenntniss des Werthes als ihrer Wirkung durchgerungen habe.

Erst als Ergebniss einer derartigen Gedankenentwicklung ist es verständlich, wenn Smith im sechsten Capitel des ersten Buches die Behauptung aufstellt, dass „das Verhältniss zwischen den zum Erwerbe verschiedener Dinge erforderlichen Arbeitsmengen die einzige Ursache zu sein scheint, welche irgend eine Regel für den gegenseitigen Austausch gewähren kann“, und dabei vom Gebrauchswerthe, den er selbst kurz vorher erwähnt hat, ganz absieht! Wäre für Smith der Werth ein selbständiger Gegenstand des Nachdenkens gewesen, so hätte er sich ihm genau so wie Turgot in seinem „Mémoire sur les valeurs et monnaies“ vor Allem in der Gestalt des Gebrauchswerthes für den isolirten Menschen zeigen müssen. Er war ihm aber nur ein psychisches Zwischenglied des sociologischen Phänomens der Arbeitstheilung, daher er auch von dieser aus zu seiner Erörterung gelangt und sofort die bei arbeitstheiliger Production „gesellschaftlich nothwendige“ Arbeitsmenge *(the quantity of labour commonly employed in producing or acquiring any commodity)*, ferner den Unterschied zwischen den Werthursachen in der primitiven und in der civilisirten Gesellschaft in Betracht zieht. Diese Erwägungen, welche bei einer auf den Werth gerichteten Untersuchung wohl erst sehr spät auftreten

können, drängen sich dagegen sehr natürlich hervor, wenn es sich um eine Naturlehre der menschlichen Arbeit handelt, einschliesslich ihres Einflusses auf den Werth. Die Werththeorie Smith's würde allein genügen, um den präponderirenden Einfluss des Arbeitsprincips auf Smith's Denken zu beweisen, wenn der Rest des „Wealth of Nations" einen Zweifel darüber liesse.

In der Lehre von der Vertheilung dar Güter sind zwei grosse Ursachengruppen zu unterscheiden, nämlich die Rechtsordnung oder die Statik der Vertheilung und die Entwicklung der Machtverhältnisse innerhalb der Rechtsordnung oder die Dynamik der Vertheilung. Da die Entwicklung der Machtverhältnisse mit der socialen Politik in innigem Zusammenhange steht, so dürfte sie wohl besser für das nächste Capitel reservirt werden.

Dagegen bietet uns Smith's Standpunkt gegenüber der Rechtsordnung schon jetzt Gelegenheit, die theoretische Präponderanz der Arbeit in seinem volkswirthschaftlichen System von Neuem zu beobachten. Sein Eigenthumsprincip ist das Recht des Arbeiters auf den vollen Arbeitsertrag. „Der Ertrag der Arbeit bildet die natürliche Belohnung der Arbeit, den natürlichen Arbeitslohn. In jenem ursprünglichen Zustande der Dinge, welcher sowohl der Capitalsansammlung als auch der Aneignung des Bodens vorausgeht, gehört der ganze Ertrag der Arbeit dem Arbeiter. Er hat weder mit einem Herrn noch mit einem Grundbesitzer zu theilen." (Bd. I, Ch. 8, S. 86.) Ebenso heisst es an einer anderen Stelle: „In diesem (ursprünglichen) Zustande der Dinge gehört der ganze Arbeitsertrag dem Arbeiter." (Bd. I, Ch. 6, S. 66.)

Aber auch im Zustande der Civilisation ist die Arbeit der wichtigste Rechtsgrund alles Eigenthums. „Das Eigenthum, welches Jedermann an seiner eigenen Arbeit hat, ist das heiligste und unverletzlichste, sowie es der ursprünglichste Rechtsgrund alles Eigenthums ist."

„Das Erbtheil eines armen Mannes liegt in der Kraft und Geschicklichkeit seiner Hände. Ihn daran zu hindern, diese Kraft und Geschicklichkeit nach seinem eigenen Gutdünken ohne Schaden Anderer zu verwenden, ist eine offenkundige Verletzung dieses heiligsten Eigenthumrechtes." Dagegen wird das Grundeigenthum, wie bereits erwähnt, im 6. Capitel (Bestandtheile des Preises) darauf zurückgeführt, „dass die Grundeigenthümer, gleich allen anderen Menschen, zu ernten lieben, wo sie nicht gesäet haben, und sogar

für den natürlichen Ertrag des Bodens eine Rente verlangen". „Das Holz des Waldes, das Gras des Feldes und alle natürlichen Früchte des Bodens, welche, als der Boden noch gemeinsam war, dem Arbeiter bloss die Mühe des Einsammelns kosteten, kosten nun ihn selbst überdies noch einen Extrapreis. Er muss für die Erlaubniss, sie einzusammeln, einen Preis entrichten und dem Grundeigenthümer einen Theil dessen abtreten, was seine Arbeit einsammelt oder hervorbringt. Dieser Theil oder, was auf dasselbe hinauskommt, der Preis dieses Theiles bildet die Grundrente." (S. 66.) In dem Rentencapitel (Bd. I, Ch. 11) wird die Grundrente als ein „natürlicher Monopolpreis" dargestellt, welche nur „theilweise bei einigen Gelegenheiten" durch die Bodenverbesserungen des Eigenthums gerechtfertigt sein mag, aber auch dort gezahlt wird, wo von einer Verbesserung der Natur durch Menschenhand nicht die Rede sein kann, oder wo die Verbesserung nicht dem Eigenthümer, sondern dem Pächter zu verdanken ist. Hier corrigirt Smith im Vorhinein die Uebertreibungen und die Einseitigkeit Carey's, der die ganze Grundrente auf eine knappe Entschädigung für Ameliorationen zurückführen möchte, ohne besonders genau zu untersuchen, ob dieselben gerade immer auf Kosten des Eigenthümers erfolgt seien. Wer die Gewohnheit annimmt, extravaganten Theorien gegenüber den Standpunkt Smith's aufzusuchen oder analog zu bestimmen, wird oft davon überrascht sein, mit wie feinem Takte der Altmeister der Nationalökonomie im Vorhinein die Ausschreitungen der Epigonen corrigirt hat, gleichsam als *viva vox* des gesunden Menschenverstandes.

Man kann wohl nach dem Vorausgegangenen annehmen, dass Smith für das private Grundeigenthum nicht gerade begeistert ist. Dennoch ist er dagegen, dass durch Einräumung des freien Schurfrechtes an Jedermann „die heiligen Rechte des Privateigenthums den angeblichen Interessen der öffentlichen Einnahmen aufgeopfert werden". Der Gründer der wissenschaftlichen Nationalökonomie betrachtete, scheint es, das Grundeigenthum als ein nothwendiges Uebel. Aber ist es einmal Bestandtheil der Rechtsordnung, so muss es auch respectirt werden. Er dachte nicht an jenes leichtfertige Spiel mit den Instincten des Volksneides, welches alles Elend als eine Wirkung der Rechtsordnung darstellen möchte, ohne die geistige und sittliche Unfähigkeit vieler Menschen als Ursache des Elends genügend zu würdigen. Er dachte nicht daran, die Arbeit

der Jahrtausende, die Rechtsordnung, verächtlich zu machen und selbst ihre möglichen Verbesserungen als geringfügig zu behandeln, um statt derselben die Abschaffung alles dessen zu verlangen, was ihm missfallen mochte, aber keineswegs durch die Erfahrung als entbehrlich nachgewiesen war. Smith war vor dem verhängnissvollen Spiele unserer Zeit mit dem Heiligsten auf Erden bewahrt, weil er immer auf dem Boden der Erfahrung stand und die Erlösung des Individuums und der Gesammtheit von der gesteigerten Sorgfalt und Geschicklichkeit in der productiven Arbeitsverwendung erwartete. Ihm war die Hauptangelegenheit des Nationalökonomen die Beobachtung der Vorgänge, welche die Productivität der Arbeit steigern. Dass der gestiegene Arbeitsertrag auch in steigendem Masse dem Arbeiter zugute kommen müsse, wird durch eine gesunde sociale Politik gewährleistet, deren Grundlinien im folgenden Capitel erörtert werden sollen.

IV. Capitel.

Die sociale Politik Adam Smith's.

§ 59. Sociale Politik und Socialpolitik.

Eine Socialpolitik im modernen Sinne, d. h. eine auf Gewinnung gewisser Volksclassen für die Staatsidee gerichtete Politik, hat Adam Smith nicht gekannt, wohl aber eine sociale Politik, d. h. die Unterordnung der ganzen inneren und äusseren Politik unter das grosse Ziel der Hebung des allgemeinen Wohlstandes. Sogar die äussere Politik sollte als Friedenspolitik diesem Ziele dienen, die ganze Gewerbe- und Steuerpolitik desgleichen. „Die Schwierigkeit, welche ein armer Mann findet, sein Gewerbe in einem anderen Kirchspiel auszuüben als in demjenigen, in welchem er zuständig ist", nennt Smith gelegentlich (B. I, Ch. X, P. II, S. 122) vielleicht die grösste Unordnung im englischen Gemeinwesen (*the greatest disorder, perhaps, in the police of England*). Dies entspricht seiner Grundstimmung, wonach ein Staatswesen nicht nach seinen glorreichen Kriegen, sondern nach dem Wohlbefinden seiner productiven Classen zu beurtheilen ist. Auch darin ist gleichsam seine Gesinnung antiphysiokratisch, indem die Grösse des Staatswesens nicht in der Ausdehnung des Staatsbodens, sondern in der Arbeitskraft und dem Wohlstande seiner Bewohner gesucht wird.

§ 60. Das Princip der socialen Politik.

Die sociale Politik Smith's geht in erster Linie nicht auf die Begünstigung der wirthschaftlich Schwachen, welche so leicht in Begünstigung ihrer Schwäche ausarten kann. Seine sociale Politik geht vielmehr auf Ermuthigung der Nachstrebenden. Er will jenes Verhältniss zwischen verständigem Fleisse und gerechtem Lohne, welches für alle Arten der Industrie die wirksamste Ermuthigung ist (V, Ch. 1, Art. I, S. 600), möglichst günstig gestalten. Gegen die wirthschaftliche Schwäche kennt der grosse Nationalökonom kein Erbarmen. Wenn selbst durch die Vertheuerung der Luxusgegenstände der Armen die Noth der unwirthschaftlichen Familien (*disorderly families*) steigen sollte, sagt er (V, Ch. 2, S. 695), so würde dies wahrscheinlich die nützliche Bevölkerung nicht sehr vermindern.

Unter den Strebsamen allerdings begünstigt er die wirthschaftlich schwächer ausgerüsteten Individuen, z. B. die Arbeiter gegenüber den Arbeitgebern. „Wenn das Gesetz zu Gunsten der Arbeiter lautet, so ist es immer gerecht und billig; aber es ist nicht immer so, wenn es zu Gunsten der Arbeitgeber spricht."

Demgemäss bekämpfte er energisch das zu seiner Zeit weitverbreitete Vorurtheil zu Gunsten niedriger Löhne. Es ist bezeichnend für den gewaltigen Fortschritt der socialen Anschauungen, welchen wir zum Theil gerade der Gedankenarbeit Adam Smith's verdanken, dass der Vorkämpfer der Weltanschauung von der Arbeit als Quelle des Wohlstandes erst noch die Frage aufwerfen musste: „Ist die Verbesserung der Lage des niederen Volkes als ein Vortheil oder als ein Nachtheil für die Gesellschaft zu betrachten?" Seine Antwort erfolgt aus seiner Grundanschauung von der Arbeit heraus: „Sicherlich kann keine Gesellschaft glücklich genannt werden, in welcher bei weitem die meisten Mitglieder armselig und elend sind. Auch ist es nur billig, dass diejenigen, welche die gesammte Volksmasse (*the whole body of the people*) nähren, kleiden und mit Wohnungen versehen, selbst einen solchen Antheil am Ertrage ihrer eigenen Arbeit haben mögen, dass sie genügend ernährt, gekleidet und mit Wohnungen versehen seien." (I, 8, S. 108.) „Unsere Kaufleute und Industriellen," heisst es im nächsten Capitel (I, 9, p. 91), „klagen viel über die schlechten Wirkungen der hohen Löhne, welche die Waaren vertheuern und dadurch den Absatz auf dem einheimischen wie auf dem Weltmarkte vermindern. Sie

sagen aber nichts von den schädlichen Wirkungen ihrer hohen Gewinne . . . sie jammern nur, wenn Andere viel verdienen.“ „In Wirklichkeit haben hohe Unternehmergewinne eine viel stärkere Tendenz, die Preise zu steigern, als hohe Löhne.“ Und nun folgt der Beweis für den Satz: Die Erhöhung der Gewinne steigert die Preise in geometrischer, jene der Löhne nur in arithmetischer Progression . . . Wer sich über hohe Löhne beklagt, jammert im Grunde darüber, dass sich die nothwendige Ursache und Wirkung der grössten öffentlichen Wohlfahrt (*prosperity*) eingestellt hat.

Während er auf diese Weise die Steigerung der Löhne als ein Glück für die Gesammtheit hinstellt, denuncirt er unermüdlich das stille Einverständniss der Arbeitgeber zur Niederhaltung der Löhne und ihre Vorspiegelungen, dass es ihnen bei ihrer Interessengesetzgebung um das Wohl ihrer Arbeiter zu thun sei. „Sie (unsere Fabrikanten) sind ebenso beflissen, die Löhne ihrer eigenen Weber niederzuhalten wie das Einkommen der armen Spinner; und es geschieht durchaus nicht im Interesse des armen Arbeiters, dass sie bemüht sind, den Preis ihres Fabricates zu steigern oder denjenigen des Rohstoffes zu drücken. Durch unser Mercantilsystem wird vorzugsweise jene Industrie, welche zum Nutzen der Reichen und Mächtigen arbeitet, begünstigt. Diejenige, welche zum Nutzen der Armen und Dürftigen betrieben wird, ist nur zu oft vernachlässigt und bedrückt.“ (IV, Ch. 8, p. 510.)

§ 61. Die sociale Freiheit.

Nur aus der Grundanschauung heraus, dass die damaligen Gewerbegesetze Englands „durch die Habgier der Fabrikanten (*avidity of the manufacturers*) erpresst (*extorted*) worden seien“ st Smith's Haltung in allen Fragen der socialen Politik zu verstehen. Er hat es ja mit dürren Worten herausgesagt, dass das Gesetz, wenn es zu Gunsten der Arbeiter laute, immer gerecht und billig sei. (B. I, Ch. 10, p. 126.)

Wenn er gegen die Staatsintervention in wirthschaftlichen Dingen ankämpft, so darf man nicht vergessen, was zu seiner Zeit die Staatsintervention bedeutete. Suchte doch zu seiner Zeit die Staatsgewalt nicht einmal den Schein der Arbeiterfreundlichkeit! Smith erblickte in den bestehenden Gesetzen einfach einen gegen die Interessen der „armen Arbeiter“ (*poor labourers*) gerichteten

Mechanismus. Gegen eine solche Staatsintervention wehrte er sich aus allen Kräften. „Wir haben keine Parlamentsacte gegen die Coalitionen zur Erniedrigung der Löhne, aber viele gegen die Coalition zu ihrer Steigerung," sagt er im achten Capitel des ersten Buches (p. 66).

Mit unzweideutigem Tadel führt er das achte Statut Georgs III. an, demzufolge die Schneidergesellen von London nicht mehr als 2 Shilling $7^1/_2$ Pence täglich bekommen sollten. Aber an derselben Stelle (I, 10, p. 126) billigt er das einzige Arbeiterschutzgesetz, von dem er überhaupt spricht, das Truckverbot: „Das Gesetz, welches die Arbeitgeber in mehreren Gewerben zwingt, ihre Arbeiter in Geld und nicht in Waaren zu zahlen, ist völlig gerecht und billig." Wenn also Smith im Namen der Freiheit die Staatsintervention missbilligt, so geschieht dies nur deshalb, weil er eine Intervention gegen die Arbeiterclasse fürchtet, nicht aber deshalb, weil er eine Intervention zu ihren Gunsten perhorresciren würde.

Anlässlich der von ihm vorgeschlagenen Einschränkungen der Emissionsfreiheit spricht er überhaupt das Princip aus, dass „jene Bethätigungen der natürlichen Freiheit einiger weniger Individuen, welche die Sicherheit der ganzen Gesellschaft gefährden könnten, durch die Gesetze aller Staaten, der freiesten ebensogut wie der völlig despotischen, eingeschränkt werden und auch eingeschränkt werden sollen" (*are and ought to be restrained by the laws of all governments*; *of the most free as well as of the most despotical*).

Es ist nie die natürliche Freiheit einiger weniger Ausbeuter, die man im Namen Smith's fordern könnte; es handelt sich ihm immer um die Freiheit des ganzen Volkes.

Smith's Freiheitsbegriff ist hiemit negativ abgegrenzt. Die Freiheit, die er meint, ist nicht mit der Nichtintervention des Staates zu Gunsten der Arbeiter und auch nicht mit der individuellen Ausbeutungsfreiheit identisch. Welcher ist aber ihr positiver Inhalt?

Smith setzt denselben schon in der zweiten Hälfte seines Capitels von den Verschiedenheiten der Löhne und Gewinne auseinander, dort erscheint als Inhalt der wirthschaftlichen Freiheit die Niederlassungs-, Gewerbe- und Coalitionsfreiheit. Aber eine formelle Zusammenfassung, gleichsam eine *magna charta* der wirthschaftlichen Freiheit enthält erst das II. Capitel des IV. Buches, in welchem Smith seine Forderungen folgendermassen resumirt:

„Lasst dieselbe natürliche Freiheit zur Ausübung jeder beliebigen Gewerbsthätigkeit allen Unterthanen Seiner Majestät zurückgestellt werden, vernichtet alle ausschliesslichen Privilegien der Corporationen und hebt das Lehrlingsgesetz auf, welche beide in Wirklichkeit Eingriffe in die natürliche Freiheit sind, fügt zu diesen beiden noch den Widerruf der Heimatsgesetzgebung hinzu, so dass ein armer Arbeiter, wenn er aus seiner Arbeit in einem Gewerbe oder an einem Platze verdrängt wird, in anderen Gewerben oder an einem anderen Platze Arbeit suchen kann ohne Furcht vor Verfolgung oder zwangsweiser Entfernung, und weder das Publicum noch die Einzelnen werden viel mehr von der gelegentlichen Entlassung einiger Gruppen von Industriearbeiten (*manufacturers*) als von derjenigen der Soldaten zu leiden haben." (B. IV, Ch. 2, p. 264.)

An dieser Stelle denkt Smith nur an die Gewerbe- und Niederlassungsfreiheit. Seltsamerweise ist hier die Coalitionsfreiheit übersehen, im Gegensatze zu dem oben erwähnten Lohncapitel. Sollte dieses etwa einer reiferen Entwicklungsstufe Smith's angehören, also nach dem IV. Buch (Auseinandersetzung mit Mercantilisten und Physiokraten) entstanden sein? Oder hat nur das Thema (Verschiedenheit der Lohnhöhe) die Behandlung der Arbeitercoalitionen besonders nahegelegt?

Die Freiheit der Niederlassung war nach Smith's Ansicht zu seiner Zeit nur für den Reichen vorhanden. „Für einen reichen Kaufmann ist es überall viel leichter, selbst in einer zunftmässig organisirten Stadt, ein Handelsprivilegium zu erlangen, als für einen armen Handwerker, die blosse Erlaubniss zur Arbeit zu erhalten." Die Gewerbefreiheit ist bei Smith nicht so sehr ein Bedürfniss des Capitals als vielmehr ein solches der Arbeit. „Es geschieht oft, dass, während den Arbeitern in der einen Industrie hohe Löhne gezahlt werden, die Arbeiter einer anderen Industrie genöthigt sind, sich mit dem blossen Unterhalte zu begnügen. Die eine ist in einem Aufschwunge begriffen und hat daher eine beständige Nachfrage nach neuen Händen; die andere ist in Verfall, und der Ueberfluss an Händen schwillt beständig an. Diese beiden Industrien mögen in derselben Stadt sein und sogar in unmittelbarer Nachbarschaft, ohne dass sie sich gegenseitig den geringsten Beistand leisten könnten. Das Lehrlingsgesetz und die Zunfteinrichtungen stehen im Wege. Und doch sind in vielen verschiedenen Industrien die

Verrichtungen so ähnlich, dass die Arbeiter leicht von der einen Industrie zur anderen übergehen könnten, wenn nicht so unsinnige Gesetze sie daran verhinderten.“ Dabei gab sich Smith keineswegs nach Art begeisterter Neuerer optimistischen Illusionen über die Endwirkungen der Gewerbefreiheit hin. „Am Ende würde vielleicht der Lehrling selbst dabei verlieren. In einem so leicht erlernten Gewerbe würde er mehr Concurrenten haben, und seine Löhne, wenn er endlich ein ausgelernter Arbeiter wäre, würden viel geringer sein als gegenwärtig . . . Die Gewerbe und Zünfte . . . würden sämmtlich dabei verlieren. Aber das Publicum würde dabei gewinnen, da die Arbeit aller Handwerker auf diese Weise viel billiger zu Markte käme.“ (B. I, Ch. 10, S. 169.) Eine ähnliche Anschauung findet sich wenige Seiten später bezüglich der öffentlichen Lehrer. „Diese Ungleichheit mag einigermassen den Beruf eines öffentlichen Lehrers erniedrigen; aber die Billigkeit der literarischen Bildung ist ein Vortheil, welcher diesen geringfügigen (*trifling*) Uebelstand aufwiegt.“

Smith ist somit klar darüber, dass die Freiheit des Berufes und der Niederlassung in letzter Linie nicht den Producenten, wohl aber den Consumenten zugute kommen muss.

Ausschliesslich den verschiedenen Classen der Producenten kommt dagegen die Coalitionsfreiheit zugute. Hier kann man daher am besten sehen, auf welcher Seite in dem grossen Conflicte der arbeitenden und der unternehmenden Producenten Smith zu finden ist. Um sich den ganzen Abstand Smith's von der Physiokratie zu vergegenwärtigen, braucht man nur seine wohlbekannte Darstellung des Strikewesens zu lesen, welche fast den Eindruck macht, als wäre sie aus Erfahrungen unseres Jahrhunderts geschöpft.

„Man hat darauf hingewiesen, dass wir nur selten von Coalitionen der Arbeitgeber hören, dagegen oft von jenen der Arbeiter. Aber wer immer sich deshalb einbildet, dass die Arbeitgeber selten im Einverständnisse stehen, hat ebensowenig Welt- wie Sachkenntniss. Immer und überall stehen die Arbeitgeber in einer Art von stillem, aber beständigem und allgemeinem Einvernehmen (*in a sort of tacit but constant and uniform combination*) gegen eine Steigerung der zeitweiligen Lohnhöhe. Dieses Einvernehmen zu durchbrechen, ist überall eine überaus unbeliebte Handlungsweise und eine Art von Makel für einen Arbeitgeber in den Augen seiner Nachbarn und Standesgenossen. Freilich hören wir selten etwas von diesem Ein-

vernehmen, weil es der gewöhnliche und sozusagen natürliche Zustand der Dinge ist, von dem niemals die Rede ist (*which nobody ever hears of*). Auch die Arbeitgeber treten zuweilen in besondere Vereinigungen ein, um die Arbeitslöhne selbst unterhalb dieses Lohnsatzes hinabzudrücken. Diese Vereinigungen werden meist mit der äussersten Verschwiegenheit in aller Stille bis zu dem Augenblicke fortgeführt, in welchem sie ihr Vorhaben verwirklichen; und wenn die Arbeiter, wie es manchmal geschieht, widerstandslos nachgeben, so hören andere Leute gar nichts davon, so schmerzlich die Arbeiter den Druck auch fühlen mögen. Häufig freilich widersetzen sich die Arbeiter mittelst eines defensiven Gegenbundes; zuweilen auch vereinigen sie sich ohne solche Herausforderung aus eigenem Antrieb zur Erhöhung ihrer Löhne. Zu ihren Gunsten führen sie bald die Theuerung der Lebensmittel, bald den hohen Gewinn an, welchen ihre Arbeitgeber durch ihre Arbeit erzielen.

„Aber diese Verbindungen mögen offensiv oder defensiv sein, immer hört man sehr viel von ihnen.“ „Sie sind verzweifelt und handeln mit der rasenden Ueberspanntheit verzweifelter Männer, welche entweder verhungern oder ihre Arbeitgeber in sofortiges Nachgeben hineinschrecken müssen. Die Arbeitgeber sind bei diesen Gelegenheiten genau ebenso geräuschvoll und rufen aus allen Kräften unaufhörlich nach obrigkeitlicher Hilfe und strenger Ausführung jener Gesetze, welche mit so grosser Härte gegen die Coalitionen der Diener, Arbeiter und Taglöhner erlassen worden sind. Daher ziehen die Arbeiter sehr selten irgend welchen Vortheil aus der Heftigkeit jener tumultuösen Coalitionen, welche theils durch die Dazwischenkunft der bürgerlichen Obrigkeit, theils durch die überlegene Standhaftigkeit (*steadiness*) der Arbeitgeber, theils durch die nothgedrungene Nachgiebigkeit der meisten Arbeiter um der augenblicklichen Fristung ihres Lebens willen keinen anderen Erfolg zu haben pflegen als die Bestrafung oder den Ruin der Anführer.“ (B. I, Ch. 8, S. 67.)

Wo findet man bei einem Physiokraten eine so lichtvolle, geradezu im Geiste des XIX. Jahrhunderts gehaltene Darstellung der Arbeitervereinigungen und des Strikewesens? Welches andauernde Interesse für die Arbeiterverhältnisse, deren Beobachtung damals noch nicht zur Mode des Tages gehörte, muss der Abfassung dieser allem Anscheine nach aus breiteren Ausführungen

condensirten Stelle vorausgegangen sein? Und wie kann man einen Schriftsteller, der so viel dazu beigetragen hat, die Auffassung des Strikes als einer Meuterei der Arbeiter gegen ihre „Herren“ durch Aufdeckung des stillen Einvernehmens der „Herren“ zu untergraben und das Coalitionsrecht in Schutz zu nehmen, des Atomismus beschuldigen?

Dass die sociale Freiheit Smith's nicht als atomistische, individuelle, die Bedürfnisse des Gemeinwesens ignorirende und alle Bande zwischen den Individuen sprengende Freiheit des Eigennutzes gedacht ist, zeigen auch die Abweichungen der socialen Freiheit, wie sie Smith gedacht hat, von der doctrinären, ausnahmslosen individuellen Freiheit Smith's und der Physiokraten. Diese Abweichungen theilen das tragikomische Schicksal aller Bestandtheile eines wohlbekannten Werkes. Es wäre lächerlich, sie entdecken zu wollen; deshalb spricht man nicht gerne ausführlich und gründlich von ihnen, sie werden daher ihren Motiven nach nicht genügend erforscht. Aber nur aus der Motivirung, mit welcher Smith sie vorträgt, lässt sich ihre wahre Bedeutung für die Beurtheilung seiner Eigenart und für die Stellungnahme zu den Streitfragen der Gegenwart erkennen. Da es nun meines Erachtens nur zwei triftige Einwendungen gegen wissenschaftliche Ausführungen gibt, nämlich jene der Unwahrheit und jene der Ungewissheit in Folge mangelhaften Beweises, so habe ich hier wie auch an anderen Stellen dieses Buches den Vorwurf nicht gescheut, bei bekannten Aeusserungen Smith's zu verweilen, wo diese meines Erachtens bei Würdigung dieses grossen Denkers nicht genügend berücksichtigt zu werden pflegen.

Von Smith's Abweichungen vom Princip der individuellen Freiheit sind zwei besonders geeignet, jeden Unbefangenen mit Bewunderung für den Forscher zu erfüllen, der vor mehr als einem Jahrhundert vorgeschlagen hat, was bis jetzt theils nur mit grosser Mühe durchgeführt wurde, theils noch immer nicht durchgeführt werden konnte. Sie betreffen ein gewisses Mass von allgemeiner Schul- und Wehrpflicht (richtiger: von allgemeinem Prüfungs- und Waffenübungszwang). dessen Motivirung zu weitgehenden Schlüssen in Bezug auf Smith's vermuthliche Haltung gegenüber den diversen socialpolitischen Zwangsmassregeln berechtigt. In scharfem Gegensatze zu den Physiokraten hat Smith unverhohlen anerkannt, dass es einen erziehenden Zwang gibt, der frei macht.

In Bezug auf die Schulpflicht oder vielmehr den Prüfungszwang bemerkt Smith: „Obwohl das gemeine Volk in keiner civilisirten Gesellschaft so hochgebildet sein kann wie die Leute von Rang und Vermögen, so können doch die unentbehrlichsten Unterrichtsgegenstände, wie das Lesen, Schreiben und Rechnen, in einem so frühen Lebensalter erlernt werden, dass die Mehrheit selbst von denjenigen, welche für die niedrigsten Verrichtungen bestimmt sind, genügende Zeit hat, um sich sie vor ihrem Eintritt in diese Beschäftigungen anzueignen. Mit sehr geringen Kosten kann das Gemeinwesen (*the public*) die Aneignung dieser unentbehrlichsten Unterrichtsgegenstände erleichtern und die gesammte Volksmasse dazu ermuthigen oder selbst zwingen." (B. V, Ch. 1, pag. 618). Bemerkenswerth ist auch hier die Vorsicht im Ausdrucke (*public* = Staat oder Gemeinde) und die bezeichnenden Vorsichten in den Modalitäten (nur f a s t unentgeltlich, Prämiensystem und Prüfungszwang statt Schulbesuchszwanges). Auch die allgemeine Wehrpflicht unseres waffenstarrenden Zeitalters wurde von Smith vorausgeahnt oder vielleicht selbst das, was sich in künftigen Zeitaltern aus der allgemeinen Wehrpflicht entwickeln dürfte.

„Eine industriereiche und deshalb wohlhabende Nation ist von allen Völkern mit der grössten Wahrscheinlichkeit der Gefahr eines Angriffes ausgesetzt; und wenn nicht der Staat irgend welche neue Massregeln für die öffentliche Vertheidigung ergreift, so machen die natürlichen Gewohnheiten des Volkes dasselbe völlig unfähig, sich selbst zu vertheidigen.

Unter solchen Umständen scheint es nur zwei Methoden zu geben, durch welche der Staat irgend eine leidliche Vorkehrung für die öffentliche Vertheidigung treffen kann. Erstens kann der Staat mittelst sehr strenger Massregeln die militärische Schulung erzwingen, trotz der entgegengesetzten Richtung der Interessen und Neigungen des gesammten Volksgeistes, und er kann entweder alle Bürger von kriegstüchtigem Alter oder eine festgesetzte Anzahl derselben zwingen, einigermassen an dem Berufe eines Soldaten theilzunehmen. Oder er kann zweitens aus den Berufssoldaten einen besonderen Stand machen. Eine Miliz jedoch, wie immer sie disciplinirt oder eingeübt sein möge, muss immer einer wohlgeordneten regulären Armee unterliegen." „Nur durch eine wohldisciplinirte reguläre Armee kann ein civilisirtes Land vertheidigt werden und die Cultur irgend eines Staates während eines ausgedehnten Zeit-

raumes erhalten werden.“ (B. V, Ch. I, p. 558.) „Wo jeder Bürger den militärischen Geist (*the spirit of a soldier*) in sich hätte, würde man gewiss nur eine kleine Armee von Berufssoldaten brauchen ... Und wäre selbst der militärische Geist für die Vertheidigung der Gesellschaft nicht nothwendig, so würde es die ernste Aufmerksamkeit der Regierung verdienen, die grosse Masse des Volkes vor der Ansteckung durch jenen Zustand der geistigen Verkrüppelung, Entstellung und Erbärmlichkeit zu bewahren, welchen die Feigheit nothwendig mit sich bringt.“ Welche geistige Höhe und Freiheit des Blickes gehörte für einen Mann, der von Werthschätzung der wirthschaftlichen Arbeit bis ins Innerste erfüllt war, zu dieser gerechten Würdigung auch des kriegerischen Elementes im menschlichen Wesen. Nennt er doch sogar bei derselben Gelegenheit die Kriegskunst die vornehmste der Künste (*the noblest of arts*). Wie viele Engländer würden gegenwärtig diese Bezeichnung billigen? Wie verhält sich Smith's Auffassung zu Spencer's Sociologie, deren Gottseibeiuns der militärische Geist ist! Wenn von irgend einem Denker, kann man von Adam Smith behaupten, dass ihm keine Seite des Menschen fremd geblieben ist. Welche Voreingenommenheit gehörte dazu, wenn ein Friedrich List die Aeusserung eines überarbeiteten Candidaten, Adam Smith werde in diesen letzten Theilen seines Buches „ganz dumm“, genial fand! Gerade die Ideen der allgemeinen Schul- und Wehrpflicht, welche der grosse Schotte im letzten Theile seines Werkes angedeutet hat, sind zu Wahrzeichen des XIX. Jahrhunderts geworden, lange nachdem der erste selbständige Pfadfinder der deutschen Nationalökonomie, aufgerieben vom Kampfe gegen den Undank der Zeitgenossen, lebenssatt und müde zusammengebrochen war.

Und nicht nur die Anschauung Smith's über Schul- und Wehrpflicht, sondern auch ihre Motivirung ist im Geiste des XIX., nicht des XVIII. Jahrhunderts gehalten.

Der Prüfungszwang wird damit motivirt, dass die meisten Menschen nur im Kindesalter Zeit zum Lernen haben und ohne Zwang diese Zeit versäumen würden. Gilt nicht dasselbe vom Versicherungszwange? Nur der gesunde Mensch kann gegen Krankheit, der junge gegen Alter und Invalidität wohlfeil genug versichert werden, um die Versicherung allgemein durchzuführen; aber je jünger und gesünder der Mensch ist, desto weniger versicherungsbedürftig glaubt er zu sein. Der Versicherungszwang be-

ruht auf demselben Principe der socialpolitischen Prävention unwiederbringlichen Schadens wie Smith's Prüfungszwang.

Wie wird andererseits die allgemeine Waffenübungspflicht motivirt? Nicht nur mit der Nothwendigkeit, sein eigenes Volk gegen Angriffe zu vertheidigen, sondern auch damit, dass die Feigheit als eine ekelhafte Verunstaltung der Seele vermieden werden soll, „geradeso wie es die ernsteste Aufmerksamkeit der Regierung verdienen würde, die Verbreitung eines Aussatzes oder einer anderen ekelhaften und widerlichen Krankheit zu verhindern, wenn sie auch weder tödtlich noch gefährlich wäre und vielleicht kein anderer öffentlicher Nutzen aus einer solchen Aufmerksamkeit entspringen möchte als die Verhinderung eines so grossen öffentlichen Uebels". Es erfordert keine grosse Anstrengung des Scharfsinnes, aus dieser Stelle auf die Haltung zu schliessen, welche der angebliche Begründer der Manchestertheorie gegenüber der Gefahr der Verallgemeinerung des *factory leg* und der Degenerirung ganzer Bezirke durch die Rücksichtslosigkeit der Ausbeuter unter den Industriellen eingenommen hätte.

Endlich ist für die richtige Würdigung des Unterschiedes zwischen Smithianismus und *laisser aller* noch das Princip der subsidiären Staatshilfe wichtig, welches der Begründer der wissenschaftlichen Nationalökonomie in den Anfangsworten des dritten Theiles des ersten Capitels des fünften Buches ausgesprochen hat, und dessen sociale Tragweite meines Wissens zuerst von Professor Karl Menger in der Wiener „Neuen Freien Presse" hervorgehoben wurde.

Die dritte und letzte Pflicht des Souveräns oder Gemeinwesens besteht darin, „diejenigen öffentlichen Einrichtungen und Werke herzustellen, welche, wenn auch vielleicht für eine grosse Gesellschaft höchst vortheilhaft, doch so beschaffen sind, dass der Gewinn nie einem Individuum oder einer kleinen Anzahl von Individuen die Kosten ersetzen könnte". Man beachte, dass die darauf folgende Aufzählung keine erschöpfende sein will, sondern nur die „hauptsächlichsten", die wichtigsten Fälle anführt. Man beachte ferner die Tragweite dieses Princips. Wenn es z. B. gelingt, Arbeiterwohnungen auf Staats- oder Gemeindekosten annähernd ebenso wirthschaftlich herzustellen wie auf Privatkosten, aber dem Arbeiter billiger und hygienisch rationeller zur Verfügung zu stellen, so würde ein solches Project durch Smith's Princip der subsidiären

Staatshilfe vollkommen gedeckt sein. Es ist eine Oberflächlichkeit, Smith einen absoluten, schrankenlosen Individualismus zum Vorwurf zu machen. Smith verlangt nur, dass die Staatshilfe erst dort eintrete, wo die Interessen des Individuums und der freiwilligen Vereinigungen von Individuen nicht ausreichen, um die Realisirung eines eminent gemeinnützigen Zweckes zu fördern.

In der Lehre von der internationalen Handelspolitik werden zwei grundsätzliche und zwei vorübergehende Abweichungen vorgeschlagen.

Grundsätzlich wichtig ist der Verzicht auf den Freihandel, wo die Vertheidigung des Staates in Frage steht („Vertheidigung ist weit wichtiger als Wohlstand"). Grundsätzlich wichtig ist ferner die Billigung des Schutzzolles als eines Ersatzes für vertheuernde inländische Steuern, aber nur soweit sich die Vertheuerung eines bestimmten Artikels genau berechnen lässt. Die Wiederherstellung der ungerecht gestörten Gleichheit geht also selbst der wirthschaftlichen Freiheit vor, aber nur soweit sie nicht auf willkürlichen Schätzungen beruht.

Als vorübergehende Abweichungen vom Princip des internationalen Freihandels billigt Smith die Repressalien im Falle eines Zollkrieges und die Uebergangszölle behufs schonender Abschaffung des Schutzzolles. Wie wenig er an eine unvermittelte, mechanische Anwendung seiner Principien in der praktischen Politik dachte, geht daraus hervor, dass er diese vorübergehenden Massregeln überhaupt nicht nach allgemeinen Grundsätzen, sondern von Fall zu Fall nach der Sachlage geregelt wissen wollte. Die Repressalien im Falle des Zollkrieges „gehören vielleicht nicht so sehr zur Wissenschaft des Gesetzgebers, dessen Berathungen durch allgemeine Grundsätze regiert werden sollten, als vielmehr zur Routine (*skill*) jenes hinterlistigen und schlauen Thieres, welches vom Volke Staatsmann oder Politiker genannt zu werden pflegt und dessen Erwägungen durch die Rücksicht auf die augenblicklichen Schwankungen der Angelegenheiten entschieden werden". (B. IV, Ch. 2, p. 364.)

Bei dieser Gelegenheit wird Colbert erwähnt und erzählt: „Es ist gegenwärtig die Meinung der intelligentesten Franzosen (*the most intelligent men in France*), dass seine Massregeln seinem Vaterlande nicht nützlich gewesen sind." Unter den intelligentesten Franzosen sind wohl die Physiokraten zu verstehen.

Die zweite Uebergangsmassregel zeigt das Unbegründete des beliebten Vorwurfes, die classische Oekonomie habe in Folge übermässiger Abstraction die Schwierigkeiten des Ueberganges von einem Gewerbe zum anderen nicht genügend gewürdigt.

Wenn ein früherer Zollschutz plötzlich aufgehoben würde, so müsste nach Smith mancher grosse Unternehmer angesichts der plötzlich eindringenden Concurrenz des Auslandes sein Geschäft aufgeben. „Jener Theil seines Capitales, welcher in Maschinen und Fabriksgebäuden festgelegt ist, könnte kaum ohne beträchtlichen Verlust realisirt werden. Die billige Rücksicht auf sein Interesse erfordert daher, dass Veränderungen von dieser Art nie plötzlich, sondern langsam, allmälig und nach lange vorhergehender Ankündigung eingeführt werden sollten. . . . Gerade deshalb sollte die Gesetzgebung besonders vorsichtig sein, weder neue Monopole dieser Art einzuführen, noch die bereits bestehenden weiter auszudehnen.“

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Gründe, welche nach Smith ein Eingreifen des Staates in die Freiheitssphäre des Individuums rechtfertigen, so werden wir deren nicht weniger als neun finden, nämlich:

1. nationale Selbstvertheidigung (Waffenübungszwang, Schutzzoll, Zollrepressalien),
2. nationale Gesundheit (Begründung des Waffenübungszwanges),
3. nationale Bildung (Prüfungszwang),
4. Arbeiterschutz (Truckverbot),
5. Schutz gegen Ausbeutung (Beschränkung der Emissionsfreiheit),
6. Schutz gegen unwiederbringliche Jugendversäumnisse (Begründung des Prüfungszwanges),
7. Ausgleichung ungleicher Belastung (Schutzzoll),
8. schonende Rücksicht auf bestehende Verhältnisse (Uebergangszölle),
9. Ohnmacht der Einzelnen und ihrer Vereinigungen bei einem gemeinnützigen Zweck.

Ich glaube, dass auch der fortgeschrittenste Socialpolitiker mit diesen neun Gründen für einen die individuelle Freiheit beeinträchtigenden Zwang sein Auslangen finden dürfte. Smith hat sie im XVIII. Jahrhundert seinen Entscheidungen zugrunde gelegt und soll ein Physiokrat und atomistischer Doctrinär der individuellen Freiheit gewesen sein!

§ 62. Die sociale Gleichheit.

Auch die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze wird von Smith keineswegs in mechanischer, atomistischer Weise aufgefasst und überhaupt nicht als ein oberstes Princip betrachtet. Sowie Smith die wirthschaftliche Freiheit durchaus nicht als blosse Unthätigkeit des Staates bei freier Ausbeutung der Armen durch die Reichen auffasst, so ist auch die wirthschaftliche Gleichheit in seinem Sinne keineswegs als eine gleiche Bemessung aller Rechte und aller Lasten aufzufassen.

Allerdings fordert Smith die Rechtsgleichheit aller Bürger, aber nicht als oberstes Princip, von dem unter keinen Umständen eine Abweichung zulässig wäre.

Er betrachtet beispielsweise die gleiche Erbtheilung als das „natürliche Gesetz der Erbfolge“ (B. III, Ch. 2, p. 395) und bekämpft die Fideicommisse sowie alle anderen Einrichtungen „zur Unterstützung des Familienhochmuths“ (*to support the pride of family distinctions*, B. III, Ch. 2, p. 305). Sie sind in seinen Augen „vollkommen unsinnig“. „Sie sind auf die unsinnigste aller Annahmen gegründet, auf die Annahme, dass nicht jede kommende Generation ein gleiches Recht auf die Erde und alles, was sie besitzt, habe, sondern dass das Eigenthum der gegenwärtigen Generation nach der Laune derjenigen, welche vor vielleicht fünfhundert Jahren gestorben sind, vertheilt werden sollte.“ Aber es ist bezeichnend, dass die Ungleichheiten der Erbfolge hauptsächlich deshalb von ihm angegriffen werden, weil die nationale Arbeit in Bezug auf den Boden dadurch an Productivität verliert. Dasselbe Argument richtet er gegen die Sclaverei. Dagegen billigt er die ausschliessliche Erbfolge des Erstgeborenen für jene Zeiten, in welchen die öffentliche Sicherheit nur durch Erhaltung eines mächtigen Feudaladels verbürgt werden konnte. „Sie mögen oft verhindert haben, dass die Sicherheit von Tausenden durch die Laune oder Verschwendung eines Mannes gefährdet werde.“ Die öffentliche Sicherheit als Vorbedingung der Productivität des Bodens ist ihm wichtiger als die Gleichheit.

Am mächtigsten scheint Smith's Begeisterung für die Gleichheit hervorzubrechen, wo immer der sonst so bedächtige Forscher auf Monopole zu sprechen kommt. Da entflammt sich seine sonst so ruhige Schreibweise zu hellem Zorne gegen „den elenden Monopolsgeist (*the wretched spirit of monopoly*), das Blendwerk

(*sophistry*) der Kaufleute und Fabrikanten, welche immer ein Monopol gegen ihre Landsleute verlangen."

„Weder die erprobteste Rechtschaffenheit noch der höchste Rang, noch die grössten Verdienste um den Staat können vor den infamsten Beschimpfungen und Schmähungen, vor persönlichen Insulten, ja selbst zuweilen vor körperlicher Gefahr schützen, entstehend aus dem frechen Toben wüthender und enttäuschter Monopolisten" (IV, 2, p. 367). Sieht sich der Staat schon zur Bewilligung eines Monopoles gezwungen, so sollte er doch wenigstens für ein Heimfallsrecht Sorge tragen. „Wenn eine Gesellschaft von Kaufleuten auf ihre eigenen Kosten und ihre eigene Gefahr es unternimmt, eine neue Handelsverbindung mit irgend welcher entfernter und barbarischer Nation herzustellen, so dürfte es nicht unzweckmässig (*unreasonable*) sein, dieselbe als Actiengesellschaft zu constituiren (*to incorporate them into a joint stock company*) und ihnen für den Fall ihres Erfolges ein Monopol für eine bestimmte Reihe von Jahren zu gewähren ... Aber nach Ablauf dieser Zeit sollte das Monopol sicherlich zu Ende gehen, die etwaigen Befestigungen sollten wieder in die Gewalt der Regierung gelangen, deren Werth der Gesellschaft zurückerstattet und der Handelszweig allen Unterthanen des Staates zugänglich gemacht werden." (Nach Bastable erst in der 4. Aufl. des W. d. N. hinzugefügt.)

Jedes Mittel ist ihm willkommen, wenn es gilt, einem Monopolisten seine Beute zu verkürzen oder wieder abzunehmen. „Wo es eine exclusive Corporation gibt, mag es vielleicht nicht unpassend sein, den Preis des wichtigsten Lebensbedürfnisses durch eine obrigkeitliche Taxe zu regeln," sagt er anlässlich seiner Bemerkungen gegen die Brottaxe; „aber wo keine solche Corporation vorhanden ist, da wird die Concurrenz den Preis viel besser regeln als irgend eine obrigkeitliche Taxe" (B. I, Ch. 10, p. 127).

Für die Besteuerung werden die Monopole als besonders geeigneter Gegenstand empfohlen: „Die Gewinne der Monopolisten, wenn man nur Hand darauf legen kann, sind sicherlich das geeigneteste von allen Steuerobjecten (B. V, Ch. 2, p. 712)."

Man würde jedoch irren, wenn man den das ganze Werk durchziehenden Kampf gegen Monopole ausschliesslich auf die Begeisterung Smith's für die allgemeine Gleichheit der Rechte zurückführen wollte. Auch in dieser Frage wirkte die Rücksicht auf die Productivität der nationalen Arbeit stark mit.

„Das Monopol ist ein grosses Hinderniss der Wirthschaftlichkeit (*a great enemy to good management*), welche nie allgemein hergestellt werden kann, es sei denn in Folge jener allgemeinen, freien Concurrenz, welche jeden zwingt, um der eigenen Vertheidigung willen, zur Wirthschaftlichkeit seine Zuflucht zu nehmen (I, 11, p. 130)."

Der Begründer der wissenschaftlichen Nationalökonomie kennt nur ein Princip, ein unfehlbares Mittel zur Erhöhung des Volkswohlstandes, nämlich die Steigerung der productiven Kraft der Arbeit (*improvement of the productive powers of labour*) durch ihre Organisation (Arbeitstheilung) und technische Ausrüstung (Capital). Die Freiheit von Einmengungen der Staatsgewalt und die rechtliche Gleichheit der factisch Ungleichen war ihm noch immer lieber als die zu seiner Zeit offen und zu allen Zeiten versteckt erfolgenden Benachtheiligungen der armen Arbeiter durch die herrschenden Classen. Aber seine oberste Forderung war immer die Steigerung der Productivität der Arbeit, also die Vermehrung der Kraft und der Antriebe zu geschickter Bedürfnissbefriedigung.

Smith's Abweichungen von der Gleichheit treten jedoch bei der Gleichheit der Rechte nicht schärfer hervor als bei der Gleichheit der Lasten.

Die progressive Steuer, diese *bête noire* der Plutokratie, wird von ihm ohne viel socialpolitische Pose, allerdings mit seinen gewöhnlichen vorsichtigen Verclausulirungen, angenommen. Anlässlich der Hauszinssteuer bemerkt unser Socialpolitiker: „Eine Hauszinssteuer würde im Allgemeinen auf den Reichen am schwersten lasten, und in dieser Art von Ungleichheit würde vielleicht nicht gerade etwas sehr Unbilliges liegen. Es ist nicht gerade sehr unbillig, dass die Reichen zu dem öffentlichen Aufwande nicht bloss im Verhältnisse zu ihrem Einkommen beisteuern, sondern in einem etwas höheren Verhältnisse (*something more than in that proportion*)." (B. V, Ch. 7, p. 668.)

Anlässlich der Herd- und Fenstersteuer bemerkt Smith: „Die wichtigste Einwendung gegen alle derartigen Steuern ist ihre Ungleichheit, eine Ungleichheit der schlimmsten Art, da sie oft schwerer auf den Armen als auf den Reichen lasten müssen." (B. V, Ch. 2, pag. 672.)

Dass nicht bloss die Ungleichheit selbst, sondern ganz besonders die Ungleichheit zum Nachtheile der wirthschaftlich

Schwachen zu bekämpfen sei, erhellt auch aus folgender Stelle: „Wenn sie (nämlich die Erwerbsteuer) nicht (dem Umfange des Geschäftsbetriebes) proportionirt ist, sondern für jeden Kaufmann gleich gross bemessen ist, so begünstigt sie die grossen und verursacht für den kleinen Mann *(to the small dealer)* eine gewisse Bedrückung.“ (B. V, Ch. II, p. II, art. II, p. 678.) Aber auch zu Lasten der Schwächeren ist die Ungleichheit nicht unter allen Umständen zu bekämpfen. „Es mag vielen Leuten nicht unpassend erscheinen, der Vermehrung der kleinen Schänken *(ale houses)* entgegenzuwirken“, sagt Smith fast billigend, offenbar weil die Hemmung der Trunksucht die Productivität der nationalen Arbeit fördert und darum wichtiger ist als die Herstellung der Gleichheit zwischen kleinen und grossen Spirituosengeschäften.

An die verschiedenen Systeme der Grundsteuern werden zwei Massstäbe angelegt, welche am deutlichsten bei Besprechung des Zehenten hervortreten. Sowie der Zehent häufig eine sehr ungleichmässige Besteuerung der Grundrente ist, so ist er immer eine grosse Entmuthigung sowohl für die Meliorationen des Grundbesitzers als für die Bewirthschaftung durch den Pächter.“ (B. V. Ch. II, p. II, art. I, p. 664.) Also gleiche Belastung Aller und Steigerung der Productivität!

Man braucht sich nur Smith's Steuerpolitik im Ganzen und Grossen vor Augen zu halten, um zu sehen, welche ungeheuere Strecke unsere Zeit noch zurückzulegen hätte, um auf seine Höhe einer aufrichtig socialen Politik zu gelangen. Er interessirt sich wenig für die Hauptsorge der Physiokraten, ob der Steuerträger ein Landwirth ist. Es ist ihm herzlich gleichgiltig, ob die Steuern direct oder indirect auferlegt werden. Dagegen ist es ihm keineswegs gleichgiltig, ob sie den besitzenden oder den arbeitenden Classen auferlegt werden. Er billigt jede Belastung der besitzenden Classen ohne Unterscheidung zwischen unbeweglichem und beweglichem Besitz, also alle rationellen Steuern auf fundirtes Einkommen und entbehrlichen Consum. Dagegen verwirft er unter den directen Steuern die Besteuerung des Arbeitslohnes, unter den indirecten die Steuern auf nothwendige Verbrauchsartikel der Armen. Von der Besteuerung des Einkommens der um Lohn arbeitenden Classen sagt Smith: „Die Wirkung solcher Steuern bestand gewöhnlich in dem Niedergang der Betriebsamkeit, der Abnahme der Arbeitsgelegenheit für die Armen, der Verringerung des Jahresertrages

des Bodens und der Arbeit im Lande. So unsinnig und zerstörend *(absurd and destructive)* solche Steuern auch sind, so kommen sie doch in einigen Ländern vor.“ (B. V, Ch. 2, p. II, art. 3, p. 689.) Eine Steuer auf die nothwendigen Lebensbedürfnisse *(necessaries of life)* wirkt nach Smith genau in derselben Weise, wie eine directe Besteuerung des Arbeitslohnes. Dabei wird der Ausdruck Nothwendigkeiten mit liberaler Auslegung angewendet, genau so wie sich bei Beurtheilung des Luxus keine Spur von der in dieser Frage üblichen, die Lebensfreude schulmeisternden Engherzigkeit, Heuchelei und Aufreizung des Volksneides gegen die Besitzenden findet. „Unter Nothwendigkeiten verstehe ich nicht bloss die für die Lebenserhaltung nothwendigen Waaren *(commodities)*, sondern Alles, was zu entbehren die Landessitte für achtbare Leute selbst des niedrigsten Standes unanständig erscheinen lässt ... Also nicht bloss diejenigen Dinge, welche die Natur, sondern auch diejenigen Dinge, welche die festgestellten Regeln des Anstandes für die niedrigste Volksclasse nothwendig gemacht haben. Alle anderen Dinge nenne ich Luxus; ohne durch diese Bezeichnung auch nur den geringsten Grad des Vorwurfes gegen deren gemässigten Gebrauch zu richten“ (III, S. 329).

Aber genau so gut wie das Einkommen und der Aufwand des abhängigen Arbeiters soll auch das Einkommen des unabhängigen und Arbeit organisirenden Arbeiters, des Unternehmers, nicht direct besteuert werden, weil vor Allem jede Entmuthigung der Productivität vermieden werden soll. „Der Unternehmergewinn ist offenbar ein nicht direct zu besteuernder Gegenstand. Er ist die Entschädigung, und zwar meist nicht mehr als eine sehr mässige Entschädigung für die Gefahr und Sorge der Capitalsanlage. Der Arbeitgeber muss diese Entschädigung haben, sonst könnte er diese Capitalsanlage nicht fortsetzen, ohne gegen sein Interesse zu handeln. Die Steuern sollen nach Adam Smith ausschliesslich auf das arbeitslose Einkommen (als Haus-, Grund- und Leihcapitalssteuer) und die für die arbeitenden Classen physisch und social entbehrlichen Verbrauchsgegenstände gelegt werden. Wenn die arbeitenden Classen Europas ein solches Steuersystem durchsetzen könnten, verbunden mit einer die Staatsschulden und das Kriegsbudget verringernden allgemeinen Politik, so könnten sie leichten Herzens auf alle nicht hygienischen und assecuranztechnischen Novitäten der Socialpolitik verzichten, und zwar ohne dass der Unternehmergewinn erheblich geschädigt würde.“

§ 63. Die Solidität von Smith's socialer Politik.

Das eben ist das Merkwürdige und Tiefsinnige an Adam Smith's socialer Politik, dass sie nicht darauf gerichtet ist, einer Classe von Arbeitern auf Kosten der anderen zu helfen und dabei auf Kosten Aller das arbeitslose Einkommen zu begünstigen, den Staatsverbrauch zu steigern und die Arbeiterbewegung auf die wechselnde Gunst der Staatsgewalt anzuweisen. Wer die sociale Frage im Dienste der Politik benützen will, muss den entgegengesetzten Weg gehen. Er muss durch Begünstigung des arbeitslosen Einkommens die mächtigsten, allerdings auch müssigsten, daher für die Politik „disponiblen" Classen zur Leibgarde seiner Herrschaft machen und in die Welt der Arbeit den Zankapfel des Streites zwischen Unternehmern und Lohnarbeitern tragen, um dann alle miteinander, die besitzenden wie die arbeitenden, die um Lohn arbeitenden wie die um Gewinn arbeitenden Classen der Gesellschaft bevormunden und nach Belieben gegen einander combiniren zu können. So kann unter dem Scheine verfassungsmässiger Regierung der Wille der jeweiligen amtirenden Staatsmänner allein herrschen, welcher unter jeder Staatsform naturgemäss dahin gerichtet ist, möglichst ausschliesslich und weithin sichtbar zu wirken, daher auch einen möglichst grossen Theil der Volkskraft ausschliesslich für Zwecke militärischen Ehrgeizes zu verwenden. Wem es aber mit der socialen Frage Ernst ist, der muss die ganze Politik in ihren Dienst stellen. Statt das Volk in seine Classen aufzulösen und die Divergenz der Interessen zu steigern, muss er die gemeinsamen Interessen voranstellen und die Kraft aller Classen in ihrem Dienste zusammenfassen. Das menschenwürdige Dasein, welches bisher nur einer geringfügigen Minorität vergönnt war, auf die Majorität auszudehnen, ist eine so ungeheuer schwierige Aufgabe, dass sie kaum durch Vereinigung aller Kräfte auf dieses eine Ziel zu lösen ist, sicher aber nicht durch Zerreissung der Völker in feindliche Lager. Darum ist jeder Versuch, die sociale Frage durch Stärkung des Classenbewusstseins zu lösen, eine Ausgeburt von Kurzsichtigkeit und Fanatismus, wenn nicht geradezu ein Schwindel. Jede einseitige Classenorganisation erzeugt eine Gegenorganisation. Wenn sich bei einem öffentlichen Schaugepränge alle Zuschauer auf die Zehenspitzen stellen, so wird es schliesslich doch dabei bleiben, dass die Grossgewachsenen am besten sehen werden; nur

werden alle Leute leichter müde. Immer werden die Organisationen der berufsmässigen Organisatoren, d. i. Unternehmer, welche überdies durch ihre geringere Zahl, minder zwingende Lage und grosse Kriegscasse im Vortheile sind, auf die Dauer den Sieg davontragen. Allerdings einen Vortheil haben unzweifelhaft die arbeitenden Classen, ihre numerische Stärke in dem entsetzlichen Falle eines Classenkampfes mit blutigen Waffen, eines Bürgerkrieges. Allein auch ein Sieg in einem solchen Falle könnte nur nach einem Kampfe stattfinden, der wie die Religionskriege Jahrhunderte ausfüllen und alle Classen miteinander so weit zurückschleudern würde, dass auch bei raschestem Nachholen das Endresultat ein langsameres als die friedliche Entwicklung sein müsste. Gewohnt von der Geschichte zu lernen, aber nur in ihren unzweifelhaften grossen Zügen, nicht in ihren zufälligen Irrungen, hat Smith die grosse geschichtliche Thatsache fest ins Auge gefasst, dass zwischen einem wilden und einem gesitteten Volke, wie in Betreff der Productivität der Arbeit, so auch in Bezug auf Allgemeinheit des Wohlstandes ein grosser Abstand vorhanden ist, dass also in den grossen Linien der geschichtlichen Entwicklung das Gesetz zu lesen ist, dass mit der Productivität der Arbeit auch die Vertheilung des Wohlstandes sich in befriedigender Weise regulirt. Die steigende Productivität der Arbeit muss den Realwerth der Arbeitsstunde erhöhen; eine möglichst geringe Steuerlast verhütet die Ablenkung dieses Realwerthes auf Eroberungszwecke u. dgl. Productive und wenig belastete Arbeit verwohlfeilt die Lebensmittel und vermehrt die Arbeitsmittel, verwohlfeilt daher ihren Gebrauch; sie steigert den Consum, daher den gewinnbringenden Absatz und vermehrt die Bevölkerung, damit auch den Werth des Bodens und das Interesse der Besitzer des „Vaterlandes“ an dem Fortschritte dieser Entwicklung. Verwohlfeilung der Consumtion, möglichst geringe Belastung mit unproductiven Steuern, Steigerung der Productivkraft und Erleichterung des Absatzes kommen Allen zugute und erleichtern Jedem sein Streben.

Das Charakteristische an dem Smithianismus in dieser seiner reinen Gestalt ist seine handgreifliche Solidität. Da gibt es keine Charlatanerie, kein Privilegium, kein Monopol, keinen Schutz von Sonderinteressen mit sofortiger Erzeugung arbeitslosen Einkommens für Wenige und angeblichen segensreichen Fernwirkungen für Alle im Laufe der Generationen. Nur die unmittelbaren Wirkungen, und

zwar die genau controlirbaren, die Einwirkungen auf die Productivität der Arbeit an Tauschwerthen werden von Smith ins Auge gefasst. Die sichere Steigerung der Productivität jeder Art von Arbeit ohne künstliche Schaffung von privilegirten Parasiten der Arbeit ist der Kern der Smith'schen Socialpolitik und der natürliche Ausfluss seiner Theorie von der Arbeit als Quelle des Volkswohlstandes.

§ 64. Smith's Ueberlegenheit.

Als diese Theorie das Licht der Oeffentlichkeit erblickte, musste sie vermöge ihrer formalen und materialen Ueberlegenheit einen ungeheuren Einfluss gewinnen. Sie war auf sorgfältige Beobachtung und misstrauische Analyse der zeitgenössischen Thatsachen gestützt, aber nur derjenigen, welche mit dem grossen Gange der Geschichte übereinstimmten. Sie ist somit keineswegs bloss aus den Thatsachen jener Zeit geschöpft und muss daher auch nicht in unserer Zeit als antiquirt in den Winkel gestellt werden.

Adam Smith's Nationalökonomie war aus der Tiefe seines zugleich bedächtig und kühn, im Grossen umfassend und im Kleinen exact denkenden, in der kritischen Beobachtung des Einzelnen virtuosen, aber dabei nicht stehenbleibenden Geistes geschöpft, mit Verwerthung aller ihm zugänglichen Thatsachen je nach ihrer Zuverlässigkeit. Die mühevolle Arbeit der beständigen Harmonisirung seines Denkens mit den Thatsachen und der beständigen Kritik beider vermuthlich unter beständigem Zweifel an der Richtigkeit seiner vorher keineswegs von seiner Zeit getheilten Weltanschauung scheint die Hauptursache seines späten Hervortretens mit seinen Hauptideen gewesen zu sein. Die solide kritische Arbeit, die ehrliche und gründliche Analyse der herrschenden und der aufstrebenden Meinungen seiner Zeit ist sein formales Kriterium. Kein Wunder, dass er, der vielleicht Alles dieser — nur unter zuwartender Selbstzurücksetzung und Seelenkämpfen bitterster Art denkbaren — Arbeit verdankte, auch in der Arbeit die Quelle und den Preis aller Güter, den Rechtsgrund des Eigenthums und den Leitstern der Politik erblickte.

Sein Princip musste siegen, weil es vermöge der grösseren Solidität seines Denkens das tiefste zu seiner Zeit erreichbare war.

Vor Allem ist sein Princip ein streng wirthschaftliches. Die Arbeit steht in einem Zusammenhange realer und logischer Noth-

wendigkeit mit dem Wohlstande, dem Ziele des Wirthschaftens. Arbeit und Wohlstand stehen in einem Zusammenhange realer Nothwendigkeit: Wo Arbeit, da Wohlstand, wenn auch nicht nothwendig für den Arbeiter; die Arbeit kann dauernd nur fortgesetzt werden, wenn sie die Arbeitsmittel reproducirt und einen gewissen Wohlstand als den natürlichen Antrieb zu ihrer Fortsetzung producirt. Sie stehen in einem Zusammenhange logischer Nothwendigkeit. Ohne Arbeit irgend Jemandes ist kein Wohlstand denkbar. Zum letzteren gehört vor Allem die bedürfnissgemässe Erzeugung der Güter, bedürfnissgemäss auch der Zeit nach. Die natürliche Entstehung der Güter ist aber von der natürlichen Entwicklung der Bedürfnisse völlig unabhängig; im Winter z. B., in welchem das Wachsthum in der Natur am geringsten ist, sind die Bedürfnisse der Menschen am grössten. Der Wohlstand kann darum weder ein Naturzustand sein noch nach Naturgesetzen entstehen, sondern er ist ein Kunstproduct der darauf gerichteten Thätigkeit (Arbeit) des Menschen, und kann wie diese nur dann richtig beurtheilt werden, wenn man als die mächtigste Ursache und entscheidende Thatsachen bei aller menschlichen Thätigkeit die Verschiedenheit der Individuen — sowohl der Menschen als auch der Völker — und ihre Entwicklungsfähigkeit in Betracht zieht, in Folge deren z. B. ein Aufschwung des nationalen Selbstvertrauens einen wirthschaftlichen Aufschwung hervorrufen kann. Wie aber in einem früheren Abschnitte dieses Buches bereits erwähnt wurde, muss jede selbständige Wissenschaft einen ihr eigenthümlichen, ihr Wesen concentrirenden Erklärungsgrund haben. Die Arbeit kann wegen ihres innigen Zusammenhanges mit dem Phänomen des Wohlstandes ein solcher sein. Sie ist jedenfalls ein streng wirthschaftliches Phänomen, wenn auch vielleicht, ja wahrscheinlich nur eine Annäherung an das Hauptphänomen, von dem nicht anzunehmen ist, dass es in einer kaum nach Jahrhunderten zählenden und so verwickelten Wissenschaft schon vollkommen genau erkannt worden ist. Aber jedenfalls mag man die Wissenschaft gleichsam als geboren ansehen, sobald sie ihren wesentlichen Erfahrungsbestand um ein demselben entnommenes Princip gruppirt und so durch Zusammenfassung selbständig und durch ihr *principium individuationis* lebendig geworden, ein eigenes Dasein mit organischem Wachsthum aus ihrem Princip heraus, mit Blüthe und Verfall durch Vervollkommnung oder Missdeutung ihres Princips begonnen hat. Und ist nicht die ganze seitherige Geschichte der



Nationalökonomie eine Geschichte des besseren oder schlechteren Verständnisses der Arbeit als Quelle der Güter, des Werthes, des Eigenthums und des ökonomischen Fortschrittes oder Rückschrittes?

Ein fernerer Vorzug des Arbeitsprincips ist seine allumfassende Natur. Allumfassend ist es in Wirklichkeit als Productionsursache des Wohlstandes: Wo Wohlstand, da Arbeit, auch bei rohen Nomadenvölkern. Es kann geschehen, dass der Wohlstand einem Anderen zufällt als dem Arbeitenden. Aber dann wird eben der Wohlstand dieses Anderen von dem grösseren oder geringeren Erfolge des Arbeitenden abhängen. In unseren Idealen ist die Arbeit aber auch allumfassend als Vertheilungsgrund des Wohlstandes. Kann man schon in unserer Gesellschaft sagen: „Wo Wohlstand, da Arbeit,“ so lässt sich wenigstens in Gedanken auch eine Gesellschaft vorstellen, in welcher es heissen würde: „Wo Arbeit, da Wohlstand!“ Ein allumfassender Vertheilungsgrund muss als ausschliesslicher denkbar sein. Das Arbeitsprincip lässt sich als ein allgemeines Gesetz der Menschheit denken, nicht so das physiokratische Princip. Es kann keine civilisirte Gesellschaft geben, in der alle Menschen ohne Arbeit bloss vom *revenu net* des Ackerbaues leben, wohl aber eine Gesellschaft, in welcher alle Arbeitsfähigen sich annähernd vom Ertrage ihrer Arbeit, nach Abzug der *frais généraux* der civilisirten Gesellschaft, einschliesslich der Erhaltung der Arbeitsunfähigen und der zu Entwickelnden, erhalten müssen. Allerdings nur annähernd! Denn vermöge der inneren Harmonie der civilisirten Gesellschaft muss jeder auch vom Ertrage fremder Arbeit Nutzen ziehen, indem einerseits der gesteigerte Ertrag der fremden Arbeit die dafür im Austausche zu leistende eigene Arbeit verringert, andererseits die bloss ausführende Arbeit immer die organisatorischen Erfolge der leitenden Arbeit durch reiferen Ertrag mitgeniessen wird.

Die Arbeit ist aber nicht bloss ein specifisch wirthschaftliches und innerhalb der Volkswirthschaft ein universelles Princip; sie ist auch ein ethisches Princip. Die deutsche Wissenschaft sucht seit einem Menschenalter mit Laternen nach einer ethischen Nationalökonomie. Allein sie vergisst, dass die Ethik selbst noch heute auf der Suche nach einem modernen Princip ist. Als ein solches Princip hat Höffding in seinen „Grundlagen der humanen Ethik“ die Arbeit benützt, und in der That liegt in ihr ein tiefer, ethischer Gehalt. Bekanntlich scheiden sich die Ethiker hauptsächlich in

zwei Schulen, die Vertreter der formalen und jene der materialen Ethik. Beide müssen der Arbeit als ethischem Princip einen höheren Rang zuerkennen, als dies gegenwärtig üblich ist.

Der tiefsinnigste Vertreter der formalen Ethik ist unzweifelhaft Immanuel Kant. Nach ihm ist diejenige Handlungsweise sittlich, bei welcher jeder Einzelne seine Handlungsweise einer allgemein nothwendigen Regel anpasst. Eine solche ist aber die Arbeit. Dass gearbeitet werde, möglichst geschickt, kraftschonend und kraftsteigernd gearbeitet werde, ist eine Nothwendigkeit für Alle. Dass Jeder arbeite, ist wenigstens denkbar. Wer heute müssig ist, kann morgen zur Arbeit greifen; wer heute indolent oder ungeschickt arbeitet, kann sich morgen zu energischer Arbeit aufraffen oder unter einem guten Meister schulen. Auch in diesem Punkte ist das Arbeitsprincip jenem des *revenu net* oder der Freiheit überlegen. Denn wer kein *revenu net* hat oder unter einem für die Freiheit nicht reifen Volke lebt, kann sich nicht durch eigene That das *revenu net* oder die Freiheit in der Heimat verschaffen. Vom Wege zur Arbeit ist Niemand ausgeschlossen. Sie ist zugleich eine Nothwendigkeit und eine Möglichkeit für Alle oder sie kann wenigstens logisch als solche gedacht werden. Sie ist ferner ein ethisches Princip auch nach den energischesten und populärsten Vertretern der materialen Ethik, den Utilitariern. Denn sie schafft Nützliches und Gemeinnütziges. Es liegt im Begriffe der Arbeit als auf Erzeugung von Tauschwerthen gerichteter Thätigkeit, dass sie Güter schafft, die auch von Anderen geschätzt werden, also Vielen nützen können.

Wenn man endlich mit Siegwart (Vorfragen der Ethik) in der Ethik das pädagogische Element hervorhebt, so wird man auch die Arbeit als Propädeutik aller Ethik nicht vernachlässigen dürfen. Worin man auch die Vollkommenheit des Menschen setzen möge, immer wird der Weg dazu eine ernste Arbeit an sich selbst, daher die Gewohnheit ernster Arbeit voraussetzen. Jede Arbeit ist eine Vorschule der Sittlichkeit sowohl in negativer als in positiver Beziehung. In negativer Beziehung enthält die Arbeit ein wohlbekanntes Element ethischer Prophylaxis, indem auch die unnützeste Arbeit von den gefährlichen Spielen der unbeschäftigten Einbildungskraft abhält. In positiver Beziehung enthält auch die unnützeste Arbeit als folgerichtige Verwirklichung eines selbst gesetzten Zieles das eminent ethische Princip der constanten Selbstüberwindung, genauer gesagt,



der Ueberwindung momentaner Launen und Gelüste durch die dauernden Ziele der Persönlichkeit unter beständiger Accumulation der Fähigkeit zur Selbstdisciplin als Voraussetzung aller heilsamen Selbständigkeit. Die nützliche Arbeit vollends führt von selbst zum Studium fremder Bedürfnisse und Individualitäten, zur Uebung in der Cooperation und — bei günstiger Begabung — in der Arbeitsleitung. Die nützliche Arbeit ist fast der ganze Inhalt des Volkslebens; nur verhältnissmässig wenige nützliche Menschen wissen und vermögen ihrem Leben auch noch einen anderen Inhalt zu geben. Die Arbeit rühmen heisst das Volk rühmen; die Arbeit belauschen heisst das Volksleben belauschen. Erst durch das Princip der Arbeit ist die Wissenschaft vom Volkswohlstande eine wahrhaft volksthümliche Wissenschaft geworden, eine Wissenschaft von den Leistungen und gerechten Ansprüchen des arbeitenden Volkes. Indem Smith die Nationalökonomie auf das specifisch ökonomische, in diesem Gebiete universelle und eminent ethische Princip der Arbeit gegründet und die Productivität der Arbeit als Hauptursache des Volkswohlstandes nicht nur behauptet, sondern auch über jeden Zweifel hinaus bewiesen hat, ist es ihm gelungen, nicht nur aus widerstreitenden Meinungen eine Wissenschaft herauszuheben, sondern auch die physiokratische Utopie zu dem Volksideal der Arbeit als der ausschliesslichen Quelle des Volkswohlstandes abzuklären.

In gleicher Richtung scheint mir die Aufgabe unserer Zeit zu liegen. Das kleinliche Aufbauschen früherer Leistungen und überhaupt die gehässige Verkleinerung Adam Smith's straft sich, wie jede Versündigung am Genius, durch voreilige Abwendung von einer Quelle der Wahrheit und des Fortschrittes. Nicht in der Verkennung des Smithianismus durch oberflächliches Zusammenwerfen seines ewigen Kernes mit seinen individualistischen Zuthaten, sondern in dem tieferen Verständniss und in der vorsichtigeren Formulirung des echten Smithianismus — d. i. der causalen Beobachtung der fortschreitenden Productivität der Arbeit und der begrifflichen Klarlegung ihres Zusammenhanges mit dem Volkswohlstande — kurz in der Verjüngung des echten Smithianismus mittelst der bereicherten Erfahrungen und mittelst der verbesserten historisch-statistischen und deductiv-analytischen Methoden unserer Zeit dürfte auch jetzt noch die Zukunft der Wissenschaft gelegen sein. Das Ziel liegt klar, wenn auch in unendlicher Ferne vor uns. Es ist die Aufstellung der „wohldefinirten Gesetze“ (Helmholz)